Thorsten Michel

SCHERBEN HAUFEN

© 2009
Thorsten Michel, Essen

„Muss der wieder seinen Senf dazugeben?“ Ja, er muss, und zwar in Form des Romans „Scherbenhaufen“. In einem furiosen Abriss wird hier nämlich der modernen Wissenschaft, insbesondere der Archäologie, die Maske heruntergerissen, unter der sich die Fratzen *Intrigen* und *Tratsch* verbergen. Dies geschieht vor dem Hintergrund des Aufeinanderprallens von Ost und West, Liebe und Tod, Politik und Gesellschaft.

Indiana Jones war gestern – Maxim Senff ist heute und war eigentlich schon immer da, überall!

Fanpost bitte an: DocTotte@gmx.de

Buchveröffentlichung Ahoi!

Da ich die Faxen dicke habe und es mir einerseits zu mühevoll ist, den einen Verleger zu finden, der mein Buch drucken möchte, ich andererseits aber keine Lust habe, einem Books-onDemand-Nepper Geld in den Rachen zu schmeißen, und man zuletzt weder mit der einen noch mit der anderen Möglichkeit wirklich Geld verdienen kann, habe ich einen Entschluss gefasst: Ich werde den „Scherbenhaufen“, meinen Roman über Ost und West, die Gesellschaft im Deutschland der letzten zwei Jahrzehnte, Parvenustreben und Speichelleckereien im Allgemeinen und Besonderen, das verstopfte und kranke System der Wissenschaft und nicht zuletzt über die Archäologie nach und nach hier veröffentlichen.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit. Und ab jetzt: Viel Spaß.

Personenverzeichnis

Senffs Umfeld
Maxim Senff
Nicole Senff, *seine Frau*
Jakob Senff, *ihr Sohn*
Robert Plankenreiter, *Maxims skrupelloses Mädchen für alles*

Universität / Lehrgrabung
Prof. Albert Pickenpack, *Doktorvater und Betreuer von Maxim*
Hinnerk, *Raubgräber, der bei der Lehrgrabung hilft*
Krzysztof Wymek, *Grabungstechniker der Lehrgrabung*
Thomas Usselkötter, *Redakteur der „Schaufel", Maxims erster Kontakt zur Pressewelt*

Das Amt
Frau Scheckow, *Maxims Sekretärin*
Dr. Schehlen, *früherer Konkurrent Maxims*
Matthias Spasst, *Speichellecker*
Dr. Stüht, *Maxims Vorgänger*

Vorstellungsgespräch
Dr. Fabricius, Dr. Fries, Frau Attermann, Frau Jeckel,
Herr Trudolf
Außerdem Herr Hobbler, Osiw Racled, Volkmar Keulenkotz

Die Ausgrabung
Grabungsleiter Arnold Eichhorn, Wieland Kellerman
Grabungstechniker Jonas Grönahög
Grabungsarbeiter Dolores Amiguél, Hans Gros,
Klaus, Micha, Marion Peters (Orka), Dieter Räumer, Jan Retzlaff, Wernher Senger, Sylvia Widder (Zeichnerin)
Außerdem Stefan (Baggerfahrer), Jürgen Fornefett (Heimathirsch)

Die Politik
Gerd Pinscher, *Maxims Kontakt zur Macht*
Möller, *Pinschers Assistent*

Fantasiegestalt
Gisela Laichen

Niemand kann sich beleidiget halten,
wenn man ihn abschildert wie er ist.

C. M. Wieland

1

Maxim Senff fuhr mit seinem undefinierbar blauen Kleinwagen auf den Parkplatz des Landesamtes für Bodendenkmalpflege. Grimmig musste er feststellen, dass einer der Wichtigtuer, die im Amt mit einem kurzfristigen Zeitvertrag angestellt waren, seinen Lieblingsparkplatz unter der Linde blockiert hatte. Er stellte seinen Wagen daneben, stieg aus, kramte sein zerwetztes Aktenköfferchen aus dem Kofferraum und lief über den Parkplatz zum Schloss, in dem er residierte.

Der alt aussehende Mann trug seine fisseligen Haare noch immer fast schulterlang. Heimtückisch schlurfte er zur schweren, sich nach außen öffnenden Eingangstür des Schlosses. Auch von Ferne war er an seinem Markenzeichen gut zu erkennen, hatte er sich doch wie stets seinen roten Lieblingsschal um den in den letzten Jahren aufgequollenen Hals gepackt. Wie jeden Morgen würdigte der verhärmte Dr. habil. das Backsteinschlösschen mit seinen verdrehten Schornsteinen und dem brüchig gemauerten Landeswappen keines Blickes.

Bald ist es hiermit vorbei, dachte er grinsend bei sich, als er vor der Tür stand, es war schön, aber die Karriere geht weiter. Er war sich doch seit jeher so sicher gewesen, zu höherem bestimmt zu sein. Er befingerte das Codeschloss an der Eingangstür. Niemand verstand, auf welcher Grundlage er die Kombinationen für das Schloss auswählte. Diesen Monat war es das Erscheinungsjahr seiner Dissertation, die 1 dann die 9 dann noch mal die 9 und zuletzt die 3. So. Das grüne Licht leuchtete, der Mechanismus brummte krächzend. Senff öffnete die Tür und stolperte in den Flur.

So baufällig das Schloss auch war, es gefiel ihm trotz der quietschenden Türen, der schwammigen Tapeten mit vergilbten Wölkchen vor ehemals blauen Himmelchen und den unangenehmen Fluren mit ihren verfilzten, aber abgetretenen Teppichen. Senff

schlurfte über den Flur des Erdgeschosses, meist standen die Türen der Büros hier offen, leicht schieläugig kontrollierte er bei diesem Gang sogleich, wer bereits zur Arbeit erschienen war. Wer schon am Arbeitsplatz saß, war dringend angehalten, den Amtsleiter Senff zu grüßen, bevor der das als erster tat. Wer in diesen Momenten nicht darauf achtete, dass das große Tier an seinem Büro vorbei schlich, musste sich darauf einstellen, den Morgen nicht allein mit einem gehörigen Anschiss zu beginnen, sondern auch den Wochenrest mit allerlei Fronarbeiten zu verbringen. Heute war es anders. Es war der letzte normale Arbeitstag von Dr. habil. Maxim Senff.

Im ersten Büro, an dem er vorbeikam, hockte der kleinbebrillte Matthias Spasst. Der aufgrund seiner klassisch-archäologischen Ausbildung notorisch fehlbesetzte Wasserträger krümmte sich wie üblich vor dem Bildschirm seines Computers. Matthias verbrachte an dem Gerät die meiste Arbeitszeit, um es mit Daten zu füttern oder neue Namen in sittenwidrige Knebelverträge einzutragen. Er war ein typisch deutscher Vertreter der skrupellosen Schreibtischtäter. Wer mit ihm zu tun hatte, wusste, dass Spasst siebzig Jahre zuvor gewiss eine glanzvolle Karriere bei dem Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt der Schutzstaffel gemacht hätte, wenn er nicht zu religiös gewesen wäre. Heute gab er mit dem Intellekt einer Ameise und dem Verständnis einer Zuse 3 weitere Myriaden von Zahlenkolonnen in Excel-Tabellen ein.

„Guten Morgen, Maxim!“, sprang Matthias auf, als er seinen Chef in der Tür erblickte, der schon ein Büro weiter geschritten war, bevor er ein blasses „Morgen“ erwiderte. So wichtig es Maxim war, dass nicht er die Leute zuerst zu grüßen hatte, so selbstverständlich war es ihm, wenn sie es taten.

Im nächsten Büro saß Osiw Racled, ein russischstämmiger Schweizer, den es aus privaten Gründen nach Deutschland verschlagen hatte. Racled arbeitete bereits seit mehreren Jahren in dem Amt. Er war zuständig für die Inventarisierung und Prüfung der Meldeformulare. Entdeckte er, dass Informationen fehlten, reichte er die Unterlagen weiter. Nie wäre es ihm in den Kopf ge-

kommen, selbst Informationen zu ermitteln. Erst im letzten Monat hatte es Osiw geschafft, ein begehrtes Büro im Erdgeschoss zu ergattern. Vorher war er dazu verdammt gewesen, in einem Kabuff in den trocken-staubigen Kellergewölben des Schlosses zu arbeiten. Nun wurde endlich auch sein Arbeitsplatz von natürlichem Tageslicht erhellt. Gerade noch rechtzeitig gelang es ihm „Morgen, Herr Doktor Senff!“ zu rufen, bevor dieser mit gesenkten Augenbrauen einhakte mit einem „Morgen! Ist die Akte Ferment schon rausgeschickt?“

„Die liegt bei Müller!“, gelang es Racled sich herauszureden. Senff nickte stumm und ging in seinem federnd-schlurfenden Schritt weiter. Mehrere Büros und Besprechungszimmer im Erdgeschoss standen noch leer, erst im letzten Raum vor der Treppe saß Volkmar Keulenkotz, eine teetrinkende Schwatzdrossel, dessen Arbeitsleistung niemandem wirklich klar waren. Obwohl er mehr oder weniger regelmäßig einen Einlauf verpasst bekam, ließ Senff ihn gewähren.

Senff stierte in das Büro, Keulenkotz saß kerzengerade vor seinem Computer und spielte Solitär.

„Morgen Keulenkotz“, motzte Senff.

„Morgen Herr Doktor Senff“, speichelte Keulenkotz und bemühte sich, das digitale Kartenspiel zu verbergen.

Doch so einfach machte es Senff sich nicht. Er blickte kurz im Büro umher und blinzelte zornig: „Was soll das eigentlich hier?“

„Was?“

„Na, der Mülleimer!“

Keulenkotz blickte verwirrt.

Mit gedrückter Stimme schimpfte Senff: „Der ist doch viel zu groß! Ich habe mich gerade gestern bei den Rotariern mit Staatssekretär Doktor Lange darüber unterhalten, was in Ämtern alles verschwendet wird.“

Keulenkotz wusste weiterhin nicht, worauf der Chef hinauswollte.

Senff kläffte jetzt gedämpft: „Jetzt stellen Sie sich mal vor, Doktor Lange kommt hierhin zu Besuch. Wenn der sieht, was Sie für

einen großen Mülleimer haben, dann denkt der doch, Sie produzieren nur Müll!“

Keulenkotz machte große Augen.

„Jetzt entsorgen Sie diesen Mülleimer und bestellen Sie sich in der Arbeitsmittelbeschaffungsstelle einen neuen Mülleimer. Aber einen kleinen!“, hängte Senff mit Nachdruck an seinen Satz. Senff ging aus dem Büro und lief zur Treppe.

Nachdem Senff die Treppe hinaufgestiegen war, ging er rechts um die Ecke und gelangte in das Vorzimmer von Amelie Scheckow, seiner Sekretärin.

„Guten Morgen, Herr Direktor!“

„Morgen, Frau Scheckow. – Sie können gleich der Jensen Bescheid geben. Sie kann die Dias wieder abholen.“

„Ist der Luftbild-Vortrag nach ihren Wünschen verlaufen, Herr Direktor?“

„Naja, wenigstens stand kein Dia auf dem Kopf, obwohl die Hornochsen bei den Rotariern es sowieso nicht gemerkt hätten. Nächstes Jahr muss Robert –“, er hielt inne, ihm wurde bewusst, dass es höchstwahrscheinlich kein nächstes Jahr mehr geben sollte, in dem er irgendwelche Arbeit an Robert Plankenreiter delegieren konnte. „Es ist schon gut, Frau Scheckow, sagen Sie ihr nur Bescheid“, beendete er das Geplänkel und freute sich über seinen nächsten Karriereschritt hin zum Kultusministerium.

Schulterzuckend drehte er sich um und öffnete die schwere Flügeltür zu seinem Büro. Im Gegensatz zu den verkommenen Büros seiner Angestellten hatte er stets darauf bestanden, dass sein eigenes Büro anständig renoviert und eingerichtet war. Daher residierte er in einem Turmzimmer mit einem überdimensionalem Feldherrenschreibtisch aus massiver Eiche, einer edlen, noch von seinem Vorgänger übernommenen Holzvertäfelung und zahlreichen Bücherregalen, die gefüllt waren mit all den gedruckten Schenkungen, die ein Wissenschaftlerleben so begleitet. Er legte seine Tasche auf den Schreibtisch, schritt zu dem Schrank, in dem sich seine private Garderobe befand und hakelte zwei Kleiderbügel heraus.

Er zog Mantel, Schal und Sakko aus und hängte das Ensemble auf die Bügel, die er im Schrank verstaute. Auf der Innenseite der Schranktür hing ein halbhoher Spiegel. Einen Moment stellte er sich leicht gekniet davor, um seine Haare zu richten, dazu zog er aus der linken Gesäßtasche seinen Kamm. Kaum hatte er die kümmerlichen Reste dessen, was er früher selbst so gerne als Mähne angesehen hatte, über den Kopf gefurcht, da fielen ihm im Spiegelbild zwei unschöne Details auf.

Auf seiner sprungschanzenartigen Nase hatte sich wieder ein dicker Pickel gebildet. Maxim konnte machen, was er wollte, den Pickel zu verhindern war er seit seinem 12. Lebensjahr nicht imstande. Allerdings hatte er es irgendwie geschafft, damit leben zu können. Wesentlich peinlicher war ihm dagegen der andere ä-Punkt der Kreation Senff. Es war der tägliche Fleck, der sich morgens bei der erstbesten Gelegenheit auf seinem Hemd oder seiner Jacke bildete.

Mal war es ein Tropfen Kaffee, mal war es Milch. War es gestern noch Rotwein, der die gebundene Fliege verunzierte, konnten es heute Spritzer vom frühstücklichen Spiegelei oder morgen auch Marmelade sein. Die eine Woche trug er Zahnpasta auf seinem Hemd, in der Woche zuvor war es noch Senf, ausgerechnet. Damals, als er Leiter der Abteilung Sonderprojekte im Osten war und oft genug ehemalige LPG-Gebäude abklappern musste, zog er mit seiner schwarzen Sportjacke automatisch Kalkreste von den ungepflegten Wänden an. Streifte er in einem weißen Segeltuchanzug durch die Landschaft, so dauerte es keine Minute, und ein Ölfleck zierte das Ensemble.

Mit diesen Flecken verbrachte Senff seine innigsten, aber auch ärgerlichsten Momente, konnte er doch stundenlang an ihnen herumknibbeln und sich selbstvergessen mit dem erfolglosen Versuch beschäftigen, sie von den Textilien zu lösen. Besonders groß war dieser Drang stets an solchen Tagen, an denen sich die Presse angekündigt hatte, selbst in der Zeit, als es ihm bereits gelang, mit den Journalisten herumzuspringen wie ein Löwendompteur mit seinen Kätzchen.

Als er heute den Fleck auf seiner Fliege entdeckte, fluchte er stumm. Er wischte mit den Fingerrücken ein paar Mal über den Fleck, ohne dass es irgendetwas brachte.

Er richtete sich wieder auf, schloss beidhändig den Schrank und stellte sich dann mit angewinkelten und auf die Hüften gestützte Arme vor eines seiner Bücherregale. Er schaute auf die Bücher, die er als angemessenen Tribut an seine gottgleichen Fähigkeiten ansah, und begann zu träumen.

*

Auf dem Höhepunkt seiner Karriere stellte Maxim Senff sich vor, eines Tages der Held einer Fernsehsendung zu sein. Er malte sich aus, wie er sich in einer Show namens „Das war Ihr Leben“ auf einer puffärmeligen roten Couch lümmelte, damit die Menschen, die ihm in seinem Leben begegnen mussten, ihn beweihräuchern könnten. Weihrauch hatte er bereits zuvor gesammelt, nun könnte das teuflische Kraut vor versammelter Fernsehlandschaft auf Kosten der Gebührenzahler verbrannt werden. Er stellte sich vor, wie er in einem seiner karierten Anzüge, die er als wohlgeschneidert und äußerst stilvoll ansah, leicht behäbig grinsend all das Öl empfing, das ihm den Rücken herunter laufen sollte. In Wirklichkeit konnte nur ein Blinder glauben, Senff trüge exquisite Garderobe, wirkte sie in Wirklichkeit doch seit je, als stamme sie aus dem Clown-Fundus eines viertklassigen Zirkusbetriebes. Obwohl er keineswegs an Farbenblindheit litt, wählte er doch mit entschiedener Sicherheit stets Kleidung aus solchen Stoffen, die es gewöhnlich nicht einmal bis zur Altkleidersammlung schaffen, weil sie zuvor bereits zurecht verbrannt werden.

Senff stellte sich vor, wie der fönfrisierte Moderator debil grinsend durch das Publikum glitt und den Anwesenden all die kreativen Glanztaten des Ehrengastes entlockte. Das heißt, natürlich wäre es nicht notwendig, diesen erst irgendetwas zu entlocken.

Nein, Senff empfand es als Selbstverständlichkeit, alle Menschen darüber glücklich zu wissen, den Segen des großartigsten Archäologen seit Schliemann und Indiana Jones empfangen zu haben. Dementsprechend musste es ihnen schlicht eine Freude sein, der Fernsehöffentlichkeit mitzuteilen, wie ihr Herz auf dem Glockenspiel der Gefühle Rumba tanzte, als sie in der Vergangenheit die Nähe des HErrn verspürt hatten.

Da! Sein Doktorvater Prof. Dr. Albert Pickenpack bekam das Mikrofon unter die Nase gehalten. „Ach, was fragen Sie mich“, zierte der sich zunächst grinsend, während er im Publikum Partner für Blickkontakte suchte. Wenige Augenblicke später griff er selbst nach dem Mikrofon: „Wissen Sie, nicht jedes Forschungsvorhaben findet genau die Wissenschaftler, die es vorantreiben. Umgekehrt gibt es nicht für jeden Wissenschaftler das Forschungsvorhaben, in dem er sich bewähren kann.“ Inzwischen war Pickenpack aufgestanden und schraubte während des Sprechens den Oberkörper in alle Richtungen des Publikums: „Als Archäologe bewährte sich Maxim Senff in ganz besonderer Weise. War er doch das Scharnier, um das sich alles drehte! Für ihn bedeutete Forschungsfreiheit, mehr zu arbeiten, als er es musste. Dabei wurde die andauernde gedeihliche Arbeit von ermunternden Gesprächen mit seinen Kollegen gekrönt.“ Das Publikum klatschte. Pickenpack verbeugte sich, gab das Mikro dem gefügigen Moderator zurück. Indem der Professor sich seine Krawatte auf den aufgequollenen Unterleib strich, nahm er wieder Platz und setzte sich.

Hier! Eine der Zeichnerinnen berichtete eine Begebenheit, die vom gusseisernen Gedächtnis des Königs der Archäologen zeugte. Sie erzählte von ihren Zeichenarbeiten im Schloss, die auszuführen sie im Rahmen der Nachbearbeitung seiner größten Ausgrabung die hohe Ehre hatte. Unter widrigsten Umständen – ohne Heizung nämlich – sollte sie die Zeichnungen umzeichnen, die sie während der Ausgrabung angefertigt hatte. Dazu gehörte die Zeichnung eines so genannten Grubenhauses, bei der sich – Schande über Schande! – tatsächlich ein kleiner Fehler eingeschli-

chen hatte, den der Meister im Verlauf der Ausgrabung übersehen haben musste. Kleinlaut war sie nun mehr als ein Jahr nach der Bearbeitung des Befundes zu ihm gekrochen und hatte ihn gefragt, ob er sich daran erinnerte. Senff hatte sein großväterliches Gesicht aufgesetzt und sofort damit begonnen, ausführlichst das Aussehen des Grubenhauses zu schildern. Jedes Detail, so schien es ihr, war er zu beschreiben imstande. Das Publikum jubelte.

Und dort! Sein Stellvertreter Robert Plankenreiter, dem er bei seiner Karriere ein wenig behilflich gewesen war, wusste Senffs perfekte Öffentlichkeitsarbeit zu schildern: Das größte von Senff betreute Projekt war eine Gastrasse quer durch das Bundesland gewesen, dessen archäologischen Geschicke er geleitet hatte. Um nun der Öffentlichkeit, die finanziell schließlich nicht gänzlich unbeteiligt an dem Projekt war, etwas von dem Wissen zurückzugeben, hatte Senff die bahnbrechende Idee gehabt, an der Gasleitung in unregelmäßigen Abständen Erklär-mir-die-archäologische-Welt-Informationstafeln aufstellen zu lassen, um den geistigen Pöbel wissen zu lassen, welch vorgeschichtliche Schätze hier einst geruht hatten. Senff war zwar nicht der erste gewesen, der so etwas hatte aufstellen lassen, aber dafür waren die von ihm veranlassten Tafeln dermaßen blöde angebracht, dass sie von Vornherein von jeder Wahrnehmung ausgenommen waren. Wirklich eigen war nur die noch weit in die Zukunft greifende Öffentlichkeitsarbeit, in regelmäßigen Abständen Zeitkapseln mit wenigen ausgewählten Funden – meist irgendwelche ungewaschene Scherben – zusammen mit einer billigen Regional-Zeitung aus der Zeit der Ausgrabung zu deponieren. Die Zuschauer im Studio waren aus dem Häuschen!

Natürlich wusste Senff, als er sich diese Sendung ausmalte, wie sehr er sich selbst betrog. Zumindest das Unbewusste in ihm wusste es. Das überlagernde, bei ihm überragende Bewusstsein dagegen war bereits überzeugt davon, dass er wirklich der Held war, als der er sich sein Leben lang zu verkaufen versucht hatte. Und als der er ja auch tatsächlich fast bis zuletzt angesehen wurde.

Dabei hatte er sich diese Vorstellung hart erarbeiten müssen,

womit er bereits in der oft so demütigenden Schulzeit begonnen hatte. Schon damals ließ Maxim sich alle Hausaufgaben und zum Teil auch Arbeiten von anderen schreiben. Niemand wusste so recht, wie ihm das gelang, konnte es doch nicht an seiner kläglichen Statur gelegen haben. Auch hatte er sich nie geschlagen. Aber er wusste zu schmeicheln und zu hetzen, bekam nach einer sehr vereinfachten Schulaufführung des „Othello“ sogar eine Zeit lang den Spitznamen Jago verpasst. Es gilt jedoch durch alle Zeiten die Erkenntnis, dass Despoten gefährlich, Schmeichler aber tödlich sind. (Erst die modernen Moralvorstellungen verbieten die früher geltende Lehre aus dieser Weisheit, dass man nämlich den ersten beobachten soll, den zweiten dagegen vernichten.) Senff hatte ein Gespür dafür, seine Person in eine gefährliche Mixtur aus Despot und Schmeichler zu schmieden. Nur bei wenigen Personen versagten seine Künste als scheinheiliger Schwindler.

Der erstgeborene Maxim war als Vierjähriger bereits dermaßen eifersüchtig auf seine kleine Schwester gewesen, dass er die Neugeborene in einem von den Erwachsenen unbeobachteten Moment zu erdrosseln suchte. Natürlich hatte er nur geglaubt, unbeobachtet zu sein. Seine Mutter ertappte ihn, rettete die Tochter und erzog diese zu einer sehr begründeten, lebenslangen Furcht vor ihrem großen Bruder, indem sie ihr diese Geschichte regelmäßig erzählte. Unweigerlich trennten sich die Wege von Bruder und Schwester im Verlauf des Erwachsenwerdens, so dass Maxim nach dem Auszug aus dem Elternhaus bis zu seinem Ende keinen Kontakt mehr zu ihr haben sollte.

Wenigstens gelang es Maxim eine Zeit lang, seine Haltung anderen Menschen gegenüber bei sportlicher Betätigung halbwegs positiv auszuleben. Seit der Schulzeit war er Handballer, denen von verschiedener Seite nachgesagt wird, dass sie mehrheitlich link seien. Ansonsten galt er in der Schule eben außer als Schmeichler höchstens noch als einer von diesen schrecklichen Nachplapperern. Er war einer von diesen Leuten, die sich ständig meldeten, aber stets nur wiederholten, was ihr Vorredner bereits gesagt hatte. Wie oft tuschelte es dann „Muss der wieder seinen Senf dazu

geben!“ durch die Klasse? Damals litt Maxim noch unter seinen Namen. Inzwischen füllte er ihn mit Ehre und Inbrunst aus.

2

Senff saß in seinem Büro auf seinem ledernen Chefsessel und hielt inne. Von draußen hörte er Gelächter und Gejuchze. Er gab seinem Sessel einen faulen Stoß und drehte seinem Schreibtisch die Rückenlehne zu, so dass er bequem aus dem Fenster blicken konnte. Er zupfelte seinen geliebten Kamm aus der linken Gesäßtasche und kämmte sein dünnes Haar. Im Park vor seinem Fenster erblickte er eine Hochzeitsgesellschaft. Das Schloss, in dem er heute noch als Landesarchäologe residierte, diente oftmals als Kulisse für Hochzeitsfotos. Senff sah das glückliche Paar und gedachte seiner eigenen Hochzeit.

Sie war möglich geworden, nachdem er promoviert worden war. So hatte ihm seine Promotion nicht allein zwei halbe Stellen verschafft, sondern auch in die Lage versetzten, endlich seine langjährige Verlobte Nicole zu heiraten, mit der er zuvor in wilder Ehe gelebt hatte. Mit Stolz und Freude blickte er daher auf seine Promotion zurück. Sicher, er fand es nicht so schlimm, eine Zeit lang unverheiratet mit einer Frau zusammen zu leben, solange beide sich darüber einig waren, eines Tages auch wirklich zu heiraten. Aber Senff wusste, dass am Institut getuschelt wurde. Das Institut war fest in der Hand von Katholiken in der Diaspora, die ihre direkte Umgebung also um so strenger kontrollierten. Und ihn, der er nur der Sohn eines protestantischen Popen war, missachteten sie ohnehin schon! Wie viel schlimmer also war da das Getuschel darüber, dass beide in Sünde miteinander lebten! Nach der Heirat aber konnte er unbeschadet an den regelmäßigen Teepausen der Institutsangestellten teilnehmen, ohne sich weiterhin aufziehen lassen zu müssen. Ach, dann erzählte er so gerne von seiner Frau. Wie sie sich auf einer Exkursion kennen gelernt hatten.

Es war eine berüchtigte, am Institut legendäre Exkursion gewesen. Die Exkursion führte nach Frankreich, was direkt an der Grenze für ein spannendes und gleichzeitig unglückliches Ereignis sorgte. Einer der Teilnehmer hatte nämlich wenige Jahre zuvor die Jugendsünde begangen, sich bei der französischen Fremdenlegion zu verpflichten. Schnell hatte er die Erkenntnis gewonnen, dass ihm das Kriegspielen doch keinen Spaß macht, und war desertiert. Als der Fahnenflüchtling nun am Schlagbaum auftauchte, wurde er geschnappt und wieder eingezogen. Das ging so schnell, dass die anderen Studenten und Pickenpack nicht erfuhren, ob er einfach nur so viel Chuzpe hatte oder ob er es einfach nicht bedacht hatte. Zumindest wird er in der nächsten Zeit wohl nicht mehr viel zu lachen gehabt haben. Anders als Pickenpack – kaum war der Fremdenlegionär „ausgestiegen“ worden, zuckte der Professor die Schultern und bemerkte zur allgemeinen Erheiterung „Zehn Prozent Schwund ist immer!“

Professor Pickenpack bevorzugte Campingexkursionen. Mit der Familie fuhr er jedes Jahr mit einem alten T2-Camper in den Urlaub und so mussten auch die Studenten mit ihm stets zelten. Dazu besaß er ein hundehüttenähnliches Zelt, in das er abends mit mindestens einer Flasche Wein verschwand. Senffs spätere Frau Nicole kam mit einer Kommilitonin Heidrun in einem Zelt unter, das aufgrund der Menge und der unterschiedlichen Färbungen der Flicken vom ersten Aufbau an als „Villa Kunterbunt“ bezeichnet wurde. Wegen der zahlreichen Flicken war das Zelt natürlich auch nicht besonders wasserdicht, so dass Nicole und Heidrun bei dem auf dieser Exkursion nicht seltenen Regen kaum eine trockene Nacht verbrachten. Heidrun war ohnehin etwas seltsam, schlief sie doch stets en naturelle, was die prüde Nicole auch nicht gerade aufmunterte. Besonders ungehalten wurde Nicole aber, als eines Nachts ein Ohrenkneifer in ihr linkes Ohr kroch und dort den Heldentod starb. Ihr morgendliches Gekreische erzeugte nicht wenig Belustigung unter den Studenten. Allein der völlig humorlose Senff nahm sich ihrer an und entfernte den Ohrenkneifer mittels der Pinzette seines Schweizer Taschenmessers.

Auf dem Rückweg nach Deutschland war Nicole dann nach einer Pinkelpause von einem der draufgängerischen Studenten getriezt worden. Professor Pickenpack hatte die Studentengruppe vorher zu einem eimergroßen, inzwischen verfallenen Loch in irgendeinem Wald geführt. Dazu fragte er die Studenten, um was für eine archäologische Sensation es sich handele. Die Studenten schwiegen bedächtig und blickten in alle Richtungen, nur nicht zum Professor oder auf das Loch. Pickenpack begann mehr und mehr zu grinsen, freute sich über die verlegene Unwissenheit und eröffnete der staunenden Gruppe, sie stünden vor seiner ersten Raubgrabung, die er als 12jähriger durchgeführt hatte. Solche Situationen machten ihm stets eine besondere Freude. Von dieser historischen Raubgrabung ging die Gruppe wieder in Richtung zum Bus. Bevor die Fahrt weitergehen sollte, hatte Pickenpack jedoch noch eine wäldliche Pinkelpause veranschlagt, die auch Nicole nutzen wollte. Bevor sie zum Bus ging, pflückte sie noch einen Ast mit Eichenlaub, um ihren Sitzplatz mit Fenster ein wenig zu schmücken. Doch kaum war sie eingestiegen und hatte den ersten Schritt in den Gang getan, da wurde sie von Mark, einem Draufgänger und unibekannten Schürzenjäger, grinsend gefragt: „Was zahlst du für die Fotos, Nicole?“

Nicole blieb stehen, schaute erst dumm in Marks Richtung mit einem Blick, der verriet, dass sie einen Moment zu lange auf dem Schlauch stand, bekam dann schlagartig einen roten Kopf und verschwand schweigend mit ihrem Eichenlaub auf ihrem Platz.

Das war die Gelegenheit, in der Maxim die letzte Hürde nahm, um Nicoles Herz zu gewinnen. „Du ehrloser Schuft!“, beschimpfte er den nun noch lauter lachenden Mark mit einer Beleidigung, die er sich in der Schundliteratur angelesen hatte, die er heimlich in den Seminaren las. Niemals zuvor war Maxim so aus sich herausgebrochen und er tat es auch niemals wieder. Dabei half dieser Ausbruch natürlich wenig in dieser Situation; genauso gut hätte Maxim „Du Flur!“ persönlich werden können, aber es lenkte immerhin ein weiteres Mal Nicoles Aufmerksamkeit auf ihn. Dann setzte er sich zu der tief betrübten Nicole, um sie erfolgreich zu

trösten. Doch es sollte auch belohnt werden: Nach der Exkursion waren Nicole und er in ein Studentenlokal gegangen, wo er ihr ein Mineralwasser ausgeben durfte. Er staunte, eigentlich war sie gar nicht sein Typ, sie war sehr mager und hatte einen Brustumfang wie eine typische Volleyballspielerin. Ihre Haare waren brünett und wie ein Treppenabsatz geschnitten. Maxim erkannte aber, dass sie nicht die hellste war, und sah hierin offenbar frühzeitig die Möglichkeit eines leicht zu lenkenden Heimchens.

Er verfestigte die Eroberung vor allem dadurch, dass er sie nicht auslachte, wie die anderen Studenten und zeitweise sogar die Dozenten es taten. So berechnete sie als Doktorarbeit die „Transportmengen auf mitteleuropäischen Flüssen der Antike“. Dazu hatte sie von Pickenpack ein mehrmonatiges Stipendium in den Niederlanden vermittelt bekommen, was leider den Nachteil mit sich brachte, dass sie die dasige „fremdländische“ (sic!) Literatur nicht lesen konnte. Doch Nicole war darüber hinaus auch so dumm, diese Tatsache beim Doktorandenkolloquium zuzugeben, in dem sie ihr „work in progress“ vorstellen sollte. Damit hatte sie die ersten Lacher auf ihrer Seite. Die nächsten erntete sie, als sie auf der Deutschlandkarte nicht einmal den Rhein nicht zu finden vermochte. Damit rief sie nicht allein Gelächter und Unmut hervor, sondern auch die Neider auf den Plan, die gar nicht einsehen wollten, warum diese Person ein Stipendium – oder wie es bei ihr fortan hieß: ein Stupendium – erhalten hatte. Für weitere Heiterkeit sorgte sie übrigens unter den Studenten, als sie in der Caféte von der hochgeschossigen Zweitwohnung ihrer Eltern in Bremen zu erzählen wusste, wo sie morgens stets „mit Blick auf die Elbe frühstückte“. Bald schon machten die Studenten einen weiten Bogen um Nicole, bis auf Maxim, der eben – wie ihr immer aufgefallen war – nicht über sie lachte. Sie konnte damals natürlich nicht wissen, dass Maxim eigentlich nie lachte. So hängte sie sich an ihn, und war schneller mit ihm verlobt als man es sich vorstellen konnte. Und ihre Familie war sehr stolz auf die Verbindung: Eine Pastorssohn! Das musste ja eine gesegnete Ehe werden!

*

Ich lernte Dr. Maxim Senff als Assistenten kennen, als ich meine Universität wechselte. Er hatte an meiner neuen Universität seinen Diplomabschluss gemacht, war neun Jahre später promoviert worden und arbeitete zur Zeit meines Wechsels an seiner Habilitierung. Da er als Lehrveranstaltungen nur Seminare und Proseminare für Erst- und Zweitsemester anbot, beschränkte sich mein Kontakt mit diesem wissenschaftlichen Inzuchtgewächs glücklicherweise darauf, ihn im Institut zu grüßen oder sein Bild an der Wand der Doktoren zu sehen.

Wie es des Öfteren Brauch ist, hingen nämlich auch in diesem Institut der Vor- und Frühgeschichte an einer kahlen, weißgestrichenen Wand mehrere Dutzend gerahmte Fotos all der Doktoren, die dort promoviert worden sind. Es bot sich so der Ablauf der Forschungsgeschichte einer jungen Wissenschaft. Von den frühen Altertumswissenschaftlern aus der Zeit um die Jahrhundertwende, über die Rassenforscher der 20er, über die knallharten Nazis vor dem zweiten Weltkrieg und die plötzlich weichgespülten nie-gewesenen-Nazis nach dem zweiten Weltkrieg hin zu dem kaum zusammenfassbaren Gesippe der späten Nachkriegszeit. Alle Fotos hatten aber gemein, die weitere Institutsgeschichte schwarz gerahmt zu begleiten.

In dieser Sammlung war selbstverständlich auch ein Foto Senffs zu finden. Merkwürdigerweise war er jedoch zu schüchtern, fotografiert zu werden, daher hing damals an der Wand zunächst ein Foto, auf dem er die Augen geschlossen hatte, den Kopf auf den Boden richtete und die Hände – wie zur Abwehr eines wilden Tieres – in die Richtung der Kamera hielt. Kein Mensch wusste, warum er dieses Bild so lange hängen ließ und nicht lieber auf ein Foto verzichtet hatte, wie andere es zuweilen taten. Später ließ er das Bild umtauschen. Das neue Bild war aber kaum wesentlich

besser, erinnerte es in seiner Machart doch eher an das Fahndungsfoto eines Untoten. Senff starrte darauf mit seinem trüben Dackelblick direkt in die Kamera. Seine Augen wiesen mit den äußeren Winkeln nach unten, der rechte Mundwinkel versuchte sich in so etwas ähnlichem wie einem Lächeln, die grundsätzlich fisselig-fettigen, fast schulterlangen Haare hingen wie zwei Pfund farbloses Lametta von seinem Scheitel und waren hinter seine Segelohren gestrichen, die an die Darstellungen römischer Legionäre auf Grabsteinen gemahnten. Obwohl es sich um ein Porträt handelte, war deutlich merkbar, dass die ganze Gestalt wie ein halbgefüllter Mehlsack zusammengesunken sein musste. Es blieb also im Ganzen ein Zeugnis seiner zombiesken Lächerlichkeit. Und dennoch wirkte es, als versuchte Senff mit jedem Muskel seines kraftlosen Gesichts, tunlichst wie ein Allwissender auszusehen. Gerade in diesem Ausdruck bestätigte sich jedoch wieder die asiatische Weisheit, dass ausgerechnet die Menschen unwissend sind, die eine allwissende Miene zur Schau stellen. Menschen, die etwas wissen, lassen es sich für gewöhnlich nämlich nicht anmerken.

*

Dr. Maxim Senff hatte an dem Institut lediglich eine halbe Assistenzstelle inne, eine weitere halbe Stelle hatte er in einem Landesdenkmalamt in einem nahegelegenen ostdeutschen Bundesland inne. Beide Stellen verdankte er seinem Doktorvater Pickenpack, bei dem er nun Assistent war. Professor Dr. Albert Pickenpack war meist recht freundlich, wirkte oft ein wenig kindlich neben sich, wenn er summend durch die Bibliothek lief und mit dem Zeigefinger an den Buchrücken entlangstrich. Dabei sah er aus wie ein kleiner Junge, der mit einem Stock an einem Gartenzaun entlang lief, um den Dackel des Nachbarn zu ärgern. Pickenpack hatte die Angewohnheit, jeden, der ihm über den Weg lief, nuschelnd zu duzen („Mach mal“ oder „Pass mal auf“), und

litt ein wenig an seinem Tick, Wörter zwanghaft zu wiederholen. So hieß er seine Sekretärin schon mal „fix-fix“ ein „Fax-Fax“ versenden. Er war ein etwas unförmiger Mensch, weswegen die etwas gebildeteren Studenten ihn in Anspielung an John Heartfield zuweilen „Jedermann-sein-eigner-Fußball“ nannten. Erst nach einer Exkursion, die er begleitete und an der ich teilnahm, wandelte sich der Spitzname aufgrund von Körperform und Funktion in den „Ei-Leiter“.

Aus Gründen, die kein Mensch wirklich kannte, die aber sehr wahrscheinlich in politischen Beziehungen zu suchen sind, hatte Pickenpack beste Einflüsse bei der nachwendezeitlichen Neubesetzung der Stellen in der ostdeutschen Archäologie. Die alten „Kommunisten“ mussten von den Stellen runter, so wie bekanntlich ja auch große Teile ihrer Texte eingestampft gehörten – darin war sich die gesamte westdeutsche Forschung einig. Plötzlich galten weder fachliche Kompetenzen noch zuvor unter größten Schwierigkeiten geknüpfte freundschaftliche Kontakte irgendetwas. Gleichzeitig waren wie von Zauberhand die Stellenprobleme der westdeutschen Denkmalpflege gelöst, die in den Endachtzigern und Frühneunzigern Myriaden von Papier-Archäologen in die freie Wildbahn entließ. Es war die goldene Zeit der West-Archäologie.

Und so hatte Pickenpack auch seinen Schüler Senff in dem besagten Landesamt untergebracht. Dort leitete Maxim eine Abteilung, die für Sonderprojekte zuständig war, sich also um größere Bauprojekte wie Gastrassen, Autobahnen und großformatigen Innenstadtsanierungen zu kümmern hatte. Die dafür notwendige Erfahrung hatte er im Verlauf seiner ersten größeren Ausgrabung gemacht, die ihm auch als Basis für seine Dissertation diente. Genaugenommen war es sogar die erste Ausgrabung, die er überhaupt geleitet hatte. Das bot ihm frühzeitig viele Gelegenheiten, Leute zu piesacken. Ich selbst hatte zwar nicht daran teilgenommen, erfuhr jedoch vieles sowohl von diversen teilnehmenden Studenten als auch von dem Grabungstechniker, dem es schließlich vergönnt war, auch ein wenig hinter die Kulissen zu blicken.

Den Wahrheitsgehalt der Geschichten wusste ich zunächst nicht immer sicher zu bewerten, aber sie waren alle geprägt von endlosen Schikanen und Quälereien. Diese wurden zwar von allen Teilnehmer zum Zeitpunkt des Erlebens als schrecklich geschildert, hinterher bemerkenswerterweise jedoch als besonders lustiger, anekdotenhafter Schwank vorgetragen. Eben genauso wie die Geschichten vom Opa, der von seinen in Stalingrad erfrorenen Füßen oder von seinem EK-Zwo-würdigen Kopfschuss während eines Kosakenangriffs erzählt.

3

Senffs Lehr- und Forschungsgrabung fand auf einem Plateau nahe eines kleinen Kaffs namens Neuweiler statt. Das Kaff liegt irgendwo südlich der Mittelgebirge. Im Gegensatz zu echten Notbergungen im richtigen Leben oder Ausgrabungen in freier Wildbahn sind solche Forschungsgrabungen grundsätzlich recht gemütliche Veranstaltungen. Meist gibt es keinen Mangel an Arbeitsmaterialien, und vor allem Zeit hat man gewöhnlich im Übermaß. Eigentlich könnte man zu den meisten dieser Luxusgrabungen mit weißen Turnschuhen antreten und sähe dennoch hinterher aus wie diese geleckte Archäologin aus der lächerlichen Crème-Werbung, deren größtes Problem bei der Beaufsichtigung der faulen Fellachen ihre trockene Haut ist.

Neuweiler aber war anders. Böse Zungen behaupteten, es habe an der Lage in Dunkeldeutschland gelegen. Halbwegs objektive Zungen wissen, es lag eindeutig an Senff, der die Lehrgrabung von Alpha bis Omega unter seiner Kontrolle hatte. Das bedeutete vor allem, Senff hatte die Kontrolle über die Grabungskasse, die gut gefüllt war, weil die Institute solcher Orchideenfächer Ende der 80er noch verhältnismäßig viel Gelder erhielten. Forschung wurde damals nicht nur auf Patente und Gentechnik beschränkt. Es wehte noch mehr als ein kümmerlicher Rest des heute lediglich in

Sonntagsreden viel und hoch beschworenen Humboldtschen Geistes durch die Luft.

Leider kamen diese Möglichkeiten wie so oft auch dieses Mal nicht in die richtigen Hände. Senff erhielt die Macht über eine sechsstellige Summe, über die er nach Gutdünken frei verfügen konnte, sofern er die Gewichtung der Ausgaben nicht übertrieb.

Das begann zunächst damit, dass er sich im Vorfeld eine verhältnismäßig gut ausgestattete Unterkunft besorgte. Dabei war er selbst nicht wenig über das Zimmer erstaunt, das ihm die Pensionswirtin zuwies. Sowohl die Lampenschirme als auch die Bettwäsche waren mit Leopardenmuster bezogen, über dem französischen Bett hing an der Decke ein zweimaleinsfuffzich messender Spiegel. Als Maxim das erste Mal jemandem von der Unterkunft erzählte, wurde er prompt gefragt, ob er stundenweise bezahlen müsse. Doch er wusste weder mit der Einrichtung noch mit der Frage etwas anzufangen, schließlich war er in sexueller Hinsicht eher unbedarft. Sein Leben lang hatte er nur wenig Interesse am Vollzug gehabt, allein die Herrschaft über andere Menschen und bestenfalls deren Erlangung zählten etwas in seinem krausen Weltbild.

Senffs Unterkunft brachte jedoch auch Unannehmlichkeiten mit sich. Zur Südseite besaß das im Erdgeschoss liegende Zimmer ein sehr großes Fenster mit einer Reihe von Gitterstäben zum Schutz vor Einbrechern. Eines Abends nun, als Senff gelangweilt damit beschäftigt war, zumindest den Papierkram zu beenden, den er nicht auf andere abwälzen konnte, bummelte die angetrunkene Dorfjugend von der örtlichen Bushaltestelle, die lediglich zu Beginn und am Ende des Tages von je einem Bus frequentiert wurde, an ebendiesem Fenster vorbei und erblickte erheitert diesen merkwürdigen Menschen, über den man sich im Dorf das Maul zerriss. Der Alphajugendliche sprang nun unvermittelt auf das Fenster zu. Damit hatte er den unausgesprochenen Befehl gegeben, dass wenigstens die drei anderen Jungs der Gruppe ihm zu folgen hatten. Sie sprangen mit nur geringer Verzögerung an die Gitterstäbe, klammerten und schaukelten daran wie Schimpansen

in der Pubertät. Dazu brüllten sie mehrmals laut „FICKÖÖÖN“ gegen das Fenster. Senff rammte vor Schreck mit der verrissenen Feder seines Füllers einen markanten und tiefen Kratzer in den Tisch. Verstört blickte er zu dem Fenster, sah die vier königlich amüsierten Halbwüchsigen, die bereits von ihrem Abendvergnügen abließen. Senff stand auf, schritt fest zum Fenster, konnte die vier aber nur noch die Straße hinabspringen sehen. Ihr Anführer warf zum Abschied noch einen kleinen Stein gegen das Fenster. Der Stein war zu klein, um einen Schaden am Fenster anzurichten, aber groß genug, um an Senffs Ego zu kratzen. Kurze Zeit dachte er daran, Professor Pickenpack zu bitten, dem Dorfbürgermeister bei der nächstbesten Gelegenheit die Wichtigkeit der Ausgrabung und ihres Leiters deutlich zu machen.

*

Im Gegensatz zu dieser beinahe fürstlichen Unterkunft waren die Studenten deutlich weniger komfortabel zwangsuntergebracht. Auf der Untersuchungsfläche standen zwei heruntergekommene wellblechbedachte Baracken, die der Bauer, dem die steinige Koppel gehörte, zwei Jahrzehnte zuvor als Regenunterstand für seine Kühe genutzt hatte. Erst kurz vor der Grabung erhielten sie mit ein paar Holzpaletten und vergammelten Bohlen eine vierte Wand. Die verschieden großen Baracken waren ungeschützt dem stetigen Wind ausgesetzt, der zwölf Monate im Jahr über die baumlose Hochfläche blies. Die größere Hütte wurde mit einer lädierten Feuersirene geschmückt, die Senff direkt nach der Wende durch eine ausrangierte, tellerförmige Sirene aus dem Katastrophenschutz ersetzen ließ. Das Signal der Sirene diente freundlicherweise nicht zum Anzeigen von Ausbruchsversuchen, sondern um die Pausen und den Feierabend zu vermelden. Interessanterweise störte die meisten Studenten weder die Lage der Baracken, noch deren ärmliche Ausstattung (eine Koch-

platte für vierzig Leute, Gaskocher waren aufgrund der Feuergefahr auf dem Gelände ausdrücklich nicht gestattet). Nein, die meisten störte lediglich das Fehlen einer örtlichen Dusche. Dennoch ertrugen sie die Reise in eine Welt ohne fließendes Wassers, denn sie waren am Institut mit Lügen zu dieser Lehrgrabung gezwungen worden. Der Leiter der Proseminare machte ihnen nämlich jedes Jahr aufs Neue weis, dass sie erst nach der Teilnahme an einer Lehrgrabung auf echten Ausgrabungen arbeiten dürften. Natürlich leitete Senff diese Proseminare, die aus nichts anderem bestanden, als dass er die Studenten Referate über die obligatorische Einführung in die Vorgeschichte von Onkel Eggers vortragen lies. Er selbst wäre als Pseudo-Legastheniker dazu nicht einmal in der Lage gewesen.

Die perfide Abqualifizierung der Lehrgrabung als notwendige Bedingung für spätere Ausgrabungen wurde übrigens unverschämterweise von der Institutsleitung gedeckt. Lachhaft! Aber wenn man seine Schafe dumm hält, kann man sie eben besser schlachten. Daher waren also die Studenten davon überzeugt, auf die Teilnahmescheine angewiesen zu sein, und ertrugen wirklich jede Demütigung. Dabei waren sie während der Lehrgrabung nicht allein aufgrund ihrer Unterkunft eher schlecht bedient, sondern überhaupt einfachste Arbeitssklaven, deren Leben durch Zwang und Reglement gekennzeichnet war.

Das sehr steinige Plateau, auf dem die Ausgrabungsfläche selbst lag, war von einem abschreckenden Zaun umgeben. Stets hieß es, der Zaun rühre noch von der früheren Viehhaltung her. Aber wer hätte schon eine Rinderweide gesehen, die von einem mannshohen, dichten Maschenzaun umgeben ist, der wiederum von einem Stacheldraht gekrönt wird? Und im zweiten Jahr ließ Senff den bäuerlichen Stacheldraht sogar gegen echten Nato-Bandstacheldraht austauschen.

In den Jahren, in denen Senff die eingehegte Fläche als Kleinkönig beherrschte, wurden die Neuankömmlinge sofort nach ihrer Ankunft in zwei Arbeitsgruppen selektiert. Die Trennung der Studenten in zwei, mehr oder weniger verfeindete Gruppen war zwei-

felsohne am schlimmsten. Beiden wurden Farben zugewiesen, die in den nächsten sechs Wochen das Alleinstellungsmerkmal jeder Individualität übernahmen. Von der Leitung wurden die Studenten fortan nicht mehr länger bei ihrem Namen genannt, sondern mit „Du von der roten Gruppe“ oder „Du von den Blauen“ angesprochen. Das kam Senff vermutlich sehr gelegen, galt sein schlechtes Namensgedächtnis doch damals schon als legendär.

Um den sozialen Druck zu erhöhen, trugen sogar die Werkzeuge farbliche Kennzeichen. Jede Schaufel, jeder Spaten, jeder Kratzer, jede Kelle, jedes Stukkateureisen, jede Schubkarre und jeder Eimer waren mit je einem Farbpunkt versehen. Senff versuchte sogar den Eindruck zu erwecken, dass die Werkzeuge jeden Abend kontrolliert würden. Zu diesem Zweck wählte er zu Beginn einen Studenten als einen Vorarbeiter aus, der ihm abends ungefragt die Menge der Geräte melden musste. Die helleren Vorarbeiter merkten sehr bald, dass Senff die Zahlen weder kontrollierte, noch sie sich merkte oder gar der Mühe unterzog, sie zu notieren.

Das war auch ein Glück für die Teilnehmer, da Senff aufgrund seiner finanziellen Kompetenzen Art und Qualität der Gerätschaften bestimmte, angefangen vom Generator bis zum letzten Buntstift und Radiergummi. Er selbst hatte nicht mit dem Material zu arbeiten, daher kaufte er natürlich nur das billigste vom billigsten ein, so dass die meisten Werkzeuge in kürzester Zeit nicht mehr gebrauchsfähig waren. Das förderte einerseits zwar das Improvisationsgeschick der Teilnehmer, die auf diese Weise unfreiwillig lernten, noch unter widrigsten Umständen Werkzeuge zu reparieren oder sogar erst zu kreieren. Andererseits dezimierte sich das Material dadurch nahezu selbständig. Übrigens ist abgesehen von der relativ teuren Unterkunft, mit der Senff protzte, nicht sicher, was mit dem vielen Geld geschehen ist, dass er zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Regelmäßige Unterschlagungen, die so mancher vermutete, konnte ihm allerdings niemand nachweisen.

Doch die Munkeleien um zweckentfremdete Gelder betrafen ihn nicht allein. In den ersten beiden Jahren stand ihm nämlich ein

Grabungstechniker namens Krzysztof Wymek zur Seite, der den größten Teil der täglichen Leitungsarbeiten übernahm. Krzysztof hatte sein Archäologiestudium abgebrochen, galt jedoch zurecht als großartiger Ausgräber und war daher eigentlich der führende Kopf auf der Ausgrabung. Mitte der 80er Jahren war er aus Polen ausgebürgert worden, nachdem seine Frau beim Plakatekleben für Solidarność erwischt worden war. Als er später in Sachsen Ausgrabungen leitete, wurde er daher von manchem Ostalgiker beschimpft, er trüge die Schuld an dem Elend, in dem die Länder der ehemaligen DDR nun versanken, er hätte ihnen das alles eingebrockt! Das bedrückte Krzysztof sehr, zumal er aufgrund leichter Sprachschwierigkeiten oft nicht verstand, ob ein deutschsprachiger Gegenüber nun ernsthaft oder ironisch mit ihm sprach. Und weil er ein selten gutmütiger Bär war, rechtfertigte er sich damit, dass doch seine Frau die Plakate geklebt hatte!

Seine Herkunft verschaffte Krzysztof in Neuweiler dagegen eine relativ gute und vor allem günstige Unterkunft. Er war bei der Verwandtschaft von einem Bekannten untergekommen, die darauf bestand, aus Ostpreußen zu stammen. Von Hopfens, so hieß das ältere Paar, waren hoch erfreut, in ihrer Pension einen Gast aus „ihrer“ alten Heimat zu haben. Jeder Gast wurde bereits im Flur mit einem Foto begrüßt, das ein reich hakenkreuzbeflaggtes Häuschen in Masuren zeigte. Auf Nachfrage bekannten die Vertriebenen dann stolz, ihr Vater sei dort Bürgermeister gewesen. Aber natürlich hatten die Familie „nie was mit den Nazis zu tun gehabt.“ Anders als die anderen Gäste erhielt Krzysztof sogar die nächst höhere Behandlungsstufe, weil er sich nach jedem Feierabend zu Gesprächen im Wohnzimmer einfinden musste. Hier führten sie ihm zahlreiche Konvolute mit Familienfotos vor, um ihre eingebildeten Ansprüche zu unterstreichen. Doch so nervig diese ewig gestrigen und allabendlich gleichen Monologe der von Hopfens waren, verschafften sie Krzysztof doch wenigstens ein kleines Zubrot, da sie ihm gerne Quittungen über eine höhere Summe ausstellten, als er in Wirklichkeit für die Unterkunft zahlte.

Erstaunlicherweise kontrollierte Senff so etwas nicht, obwohl er

zu Krzysztof keinen richtigen Draht finden konnte. Senff empfand es sehr unangenehm, dass Krzysztof ihm als Ausgrabungsleiter deutlich über war, und das von jedem außer Pickenpack zu erkennen war. Außerdem war Senffs in Neuweiler gewissermaßen fast asketischer Lebenswandel geradezu die Antithese zu Krzysztofs Dasein. Krzysztof war zwar kein Alkoholiker, aber er trank eben gerne einen über den Durst. Schon während seines Studiums klapperten gewöhnlich ein paar Glasflaschen in seinem Rucksack, die er im Laufe des Tages mit einem polnischen Kommilitonen leerte. Da beide an der Uni meist zusammen anzutreffen waren, hatten sie schnell den Spitznamen Lolek und Bolek erhalten. Aber auch während der Grabung in Neuweiler fuhr Krzysztof regelmäßig zu Jaques Weindepot, um seinen Kofferraum zu füllen. Nachts trank er schon einmal zwei Flaschen Wein, wenn er nicht schlafen konnte. Kam er dann morgens mit einem dornenzerkratzten Gesicht und zerrissenen Hosen zur Grabung, wusste noch der dümmste Student, dass Krzysztof im Suff wieder zur Autobahn hinter dem Haus der von Hopfens gewankt und dort in die Büsche gefallen war. An Tagen nach solch besonderen Eskapaden stritten Krzysztof und Maxim sich besonders heftig. Überhaupt stritten beide oft, seit bei der ersten Kampagne im Jahre 1988 der Versuch gescheitert war, ein Lackprofil zu erstellen.

Solche Lackprofile dienen der Erhaltung eines Bearbeitungsstandes auf einer Ausgrabung. Abgesehen von den meist großartig verkauften Funden interessieren den Archäologen wesentlich mehr die sogenannten Befunde. Dabei handelt es sich um Reste von Baustrukturen, Gräbern oder Gruben, die sich üblicherweise als hellere oder dunklere Verfärbungen im Boden abzeichnen. Zur Interpretation solcher Befunde ist es notwendig, möglichst viel Informationen über ihre Form, Tiefe und Verfüllung zu bekommen. Dazu werden die Befunde nach ihrer Freilegung zunächst von oben – im Planum – zeichnerisch aufgenommen. Um schließlich in Erfahrung zu bringen, wie die Befunde im Boden geformt sind, werden sie anschließend ein- oder mehrfach senkrecht geschnitten, so dass man Profilansichten erhält. Diese werden wiederum

gezeichnet oder je nach Bedarf fotografiert. Die Königsdisziplin der Profildokumentation ist jedoch das sogenannte Lackprofil. Im Prinzip handelt es sich um eine Technik, eine Schicht des Befundes zu konservieren, indem man mehrere Lagen Lack auf ein Profil aufträgt, trocknet und abschließend ein Vlies aufklebt. Ist das Lackprofil gelungen, kann man es abziehen und erhält eine spiegelverkehrte Fassung des echten Profils. So funktioniert diese Technik zumindest in der Theorie. Meist kleben leider nur Teile der Profilerde am Lack, oder Steine fallen ab und müssen ständig nachgeklebt werden. Daher gibt es für die erfolgreiche Anlage eines Lackprofils ungefähr so viele Techniken wie Archäologen.

Nun ergab es sich bereits in dem ersten Jahr der Grabungskampagne völlig überraschend, dass sich ein tieferer Befund zur Erstellung eines Lackprofils anbot. Leider verstand Senff überhaupt nichts von er Materie, und auch Krzysztof hatte bislang nur wenig Erfahrung mit der notwendigen Technik. Ihr Problem war, dass die Lackschichten einfach nicht trocknen wollten. Der Abend rückte heran und sollte schwere Gewitterwolken mit sich bringen. Daher entschied Krzysztof mangels alternativer Brennstoffe kurzerhand, die Studenten einige Autoreifen vom nächstliegenden Silo stehlen zu lassen, und die Reifen vor dem Profil zu entzünden. Die runden Gummibriketts brannten, es stank, dunkle Wolken standen über Neuweiler und kaum eine halbe Stunde später stand auf der Grabung die örtliche freiwillige Feuerwehr, die über diesen Einsatz nicht wirklich erfreut war. Um einer Anzeige zu entgehen, war Senff quasi gezwungen, das nächste Feuerwehrfest aus der Grabungskasse in beachtlichem Ausmaß zu finanzieren.

Nach dieser Aktion waren Senff und Krzysztof sich gar nicht mehr grün. Dazu kulminierte noch Senffs sprachliches Unvermögen, die polnische Variante von Christoph korrekt auszusprechen. Stets war es irgendein unverständlicher Mix aus der deutschen und der polnischen Form, nie jedoch das eine oder das andere. Daher merkte Krzysztof oft nicht, wenn er angesprochen wurde, und Senff fühlte sich grundlos missachtet.

*

Noch mehr Streit verursachten allerdings bereits im ersten Jahr die Studenten, die in der Tat allermeist von Hirnlosigkeit angetrieben waren. Ihre Bewegungen auf der Grabung wirkten, als imitierten sie ein extrem vergrößertes Modell quantenphysikalischer Ereignisse innerhalb eines Teilchenbeschleunigers – allerdings erheblich verlangsamt. Krzysztof radebrach bereits am ersten Tag über sie, sie liefen auf der Grabung herum, „wie eine Herde verirrter Labyrinder."

Sie waren völlig erstaunt gewesen, hier im südlichen Mittelgebirge körperliche Arbeit leisten zu müssen. Zuvor waren sie ernsthaft davon ausgegangen, je einen persönlichen Arbeiter an die Seite gestellt zu bekommen, um diesen zu kommandieren. Dass sie sich nun selbst mit Muskelschmalz betätigen mussten, erboste sie bereits am zweiten Tag so schwer, dass sie sich beschwerten, als Archäologen (!) mit einer Schaufel (!!) zu arbeiten!!! Ein Student namens Peter versteifte sich gar darin, später Sitzarchäologe zu werden. Er müsse also nicht seine Muskeln anwenden, um zu Erkenntnissen zu gelangen. Daher spazierte er so oft es während der Arbeitszeit möglich war, in den Wald. Er trainierte dort mit schweren Steinen Bi- und Trizeps, da er sehr wohl das Bedürfnis verspürte, ein athletisches Aussehen zu besitzen. Wenn Krzysztof diesen aufgrund seiner Kleidung auch „Top Gun" bespitznamten Studenten mal wieder zur Grabung zerren musste oder sogar Diskussionen über die Zweckmäßigkeit körperlicher Arbeit aufkamen, diskutierte der Techniker jedoch nicht lang, sondern ermahnte die Studenten streng, dass sie noch viel zu lernen hätten und drohte nachhaltig mit der Nichtausstellung der Seminarscheine.

So legte sich die Haltung zur Arbeitsverweigerung irgendwann, bis den Studenten auffiel, dass nur noch die etwas füllige Katrin

sich weigerte, die Schubkarre zu bedienen. Die Bösartigsten unter ihnen begannen nun damit ihr weiszumachen, dass es nicht allein den Seminarschein über die Lehrgrabung geben sollte, sondern dass auch eine Fahrerlaubnis für Schubkarren zu erwerben sei. Als Grund für die inzwischen häufigen Schubkarrenfahrten zum Abraum nannten sie das willkommene Training am Gerät für die am Ende der Grabung stattfindende Prüfung. Krzysztof hatte trotz seiner Sprachschwierigkeiten genug Humor, das üble Spiel mitzuspielen. Katrin wurde panisch und übernahm umgehend ihre Entsorgungspflichten. Wenn sie nun das einrädrige Gefährt auf dem Abraum hebelnd leerte, riefen die anderen Studenten ihr böse zu, die Karre gut zu leeren, damit sie auch ja das Häschen sehen könnte!

Eines Tages entdeckte Katrin auf dem Weg, über den jede Schubkarre in Neuweiler bugsiert werden musste, ein kleines Fuchshäuflein. Mit den Fußspitzen häufte sie eine kleine Staubpyramide auf das Exkrement und steckte als Hinweis auf die Gefahr ein fingerdickes Stöckchen in ihr Bauwerk. Jedem, der ihr über den Weg lief, schilderte sie fortan Horrorgeschichten über den gemeinen Fuchsbandwurm, der nur darauf wartete, von dem Häufchen einen Menschen anfallen zu können! Mit der Auffindung einer neuen Gefahrenquelle aus dem Reich der Tiere traf es Katrin besonders hart, weil sie ohnehin vom ersten Tag an von der Phobie besessen war, irgendwelche Keime könnten sie angreifen. Bei jeder Arbeit außerhalb der Baracken trug sie tagtäglich geblümte Gartenhandschuhe und nutzte darüber hinaus jede freie Minute, ihre Hände mit Desinfektionstüchern zu reinigen. Der Nutzen der Tücher lag auf der Hand, bereits nach wenigen Tagen pellte sich die Haut von den Handinnenflächen, so dass ihr jede Arbeit umso mehr verleidet wurde. Es waren jedoch nicht ihre rohfleischigen Hände, die sie in die Ohnmacht trieben, sondern eine ihrem Gekreisch nach „FÜNFMARKSTÜCKGROSSEZECKE!“, die sie auf ihrem linken Bein entdeckt haben wollte. Krzysztof und einige anwesende Studenten versicherten mir später, es habe sich um einen einfachen Weberknecht gehandelt. Daher konnte er es

sich auch bedenkenlos ersparen, Katrin zu einem Arzt zu fahren, zumal er diesen Tort bereits hinter sich hatte.

Dafür hatte der täppische Top Gun gesorgt, der sich schon der ersten Woche beim Zusägen eines Balkens im Wortsinne beinahe umgebracht hatte. Die ungelenken und unzweckmäßigen Bewegungen hatten Krzysztof zwar belustigt, er hatte dennoch geflucht, keine Videokamera zur Hand zu haben. Bei Top Guns nächsten Aktion fluchte er dagegen, weil er mit ihm in die Notaufnahme rasen musste. Der Unmotoriker hatte das Unmögliche möglich gemacht und sein Antlitz mit Archäologens liebstem Werkzeug verstümmelt. Bei diesem Gerät handelte es sich nun nicht, wie der landläufigen Meinung durchs Fernsehen eingetrichtert wird, um Pinsel oder Zahnarztsonde, sondern um eine Kelle. Diese muss für den korrekten Arbeitseinsatz mit Raspel, Feile und Schleifstein an ihren Seiten gehörig angeschärft werden. Und mit einer solchen sehr, sehr scharfen Kelle war es Top Gun gelungen, von dem Stein einer antiken Feuerstelle abzugleiten, so dass sie in sein Gesicht glitt und ihm ein Stück seiner Nasenspitze abtrennte. Leider vermochte es der zuständige Arzt nicht, den leicht verdreckten Fleischkegel wieder anzunähen, daher muss Sitzarchäologe Peter sein Leben mit einem plattwulstig-vernarbten Gesichtsvorsprung verbringen.

So dämlich sich die Studenten auch anstellten, von einem weiteren Besuch der Notaufnahme wurde Krzysztof im ersten Jahr der Kampagne freundlicherweise verschont. Erst im Folgejahr zwang ihn Tilo, ein glatzköpfiger Student, der mehr an Halbedelsteinen interessiert war als an Archäologie, zu einer erneuten Visite der nächstliegenden Klinik. Tilo hatte abgesehen von seinen Augenbrauen bereits mit 26 Jahren kein Haar mehr auf dem Kopf und plärrte jedem die Ohren voll, der nicht schnell genug woanders hinlaufen konnte. Sein größtes Erlebnis war ein zweiwöchiger Trinidad-Urlaub gewesen, den er zum Steinesammeln genutzt hatte. Da er nun dort in Äquatornähe seiner Meinung nach an extreme UV-Strahlung gewöhnt war, weigerte sich der dürre Spiddel trotz der großen Sommerhitze, die in diesem Jahr in Neuweiler herrsch-

te, seine Glatze mit irgendeiner Kopfbedeckung abzuschatten. Tilo ging sogar soweit, die Sonnenstrahlen allmorgendlich mit weit ausgebreiteten Armen zu begrüßen, offenen Auges in die güldene Scheibe zu blicken und die seltsame Anbetung mit der Rezitation eines kühn prononcierten vedischen Mantras zu würzen. Womöglich war dies bereits ein erster Eindruck des sich abzeichnenden Sonnenstichs, denn natürlich kam es, wie es kommen musste, und die Sonne verbrannte ihm die letzten Reste im und auf dem Kopf. Schon in der zweiten Woche konnte Tilo nachts nicht mehr schlafen, weil die Brandblasen auf Glatze und Ohren es ihm unmöglich machten, den Kopf niederzulegen. Der Arzt der Notaufnahme schrieb ihn zwei Wochen krank, und Senff tobte. Doch Tilo hatte auch nach den zwei Wochen mit Kopfverband nichts gelernt und verweigerte auch während der restlichen drei Wochen jeglichen Kopfschutz. Aber sonst wäre Tilo ja auch nicht Tilo gewesen.

Die ausgesprochene Dummheit aller anderen Studenten zeigte sich dagegen wenigstens nur darin, dass sie Fragen stellten, die jeder Sittich nach ausgiebiger Sprechperlentherapie hätten beantworten können. Und wenn man ihnen antwortete, nützte es nicht einmal etwas, mit ihnen zu sprechen, denn sie hörten nie zu und fragten wenige Minuten nach einem ausführlichen Vortrag genau nach den Dingen, die ihnen gerade lang und breit erklärt worden waren. Als typisches Beispiel führte Krzysztof mit Vorliebe einen Studenten an, den er nur die Made nannte. Ihren Kopf beschrieb der Techniker als kahlköpfig und faltig, die Hautfarbe nannte er „gletscherweiß, aber nicht so lebendig, eher wie Wachs."

Die Made bearbeitete Stellen, die ausnahmsweise ausdrücklich mit dem Pinsel bearbeitet werden sollten, mit der Spitzhacke und griff zum Pinsel, wenn es darum ging, mit dem Spaten ein tiefes Loch anzulegen. Täglich belästigte sie Krzysztof durch das tausendfache Herantragen unansehnlicher, aber eindeutiger Steine, um sich zu erkundigen, ob es sich nicht vielleicht doch um Knochen handelt. Einen gloriosen Erfolg erreichte sie jedoch in der Kategorie „Erst nachdenken, dann fragen", als sie Krzysztof mit ihren Überlegungen zur Entstehung antiker Siedlungsgruben nerv-

te. Tagtäglich hatten die Studenten nun an diesen Befunden gearbeitet. Dennoch blinzelte die Made den Techniker eines Tages durch ihre Pilotensonnenbrille und fragte voller Wissensdurst, ob die Germanen erst Gruben gefüllt und danach den Lehm um die Gruben herum geschmiert hätten.

Krzysztof raufte sich die Haare und verweigerte die Antwort. Er hatte es aufgegeben, die Studenten mehr als das Nötigste zu lehren, zumal Senff als Dompteur ein Totalausfall war. Besonders in dieser Konstellation mit dem dümmsten Ausgrabungsleiter war mit den Studenten kein Krieg zu gewinnen. Geschweige denn ein Forschungspreis. Und selbst die wenigen denkenden Studenten merkten, dass Krzysztof der eigentliche Leidtragende war, wenn er von einer Studentengruppe zur anderen eilte, um die schlimmsten Zerstörungen zu vermeiden. Er war schlicht von zwei Seiten eingekeilt. Von oben trat der geistlose faule Senff, von unten drückten die desinteressierten Studenten – arbeitsscheu wie die Stirnersche Masse. Als Krzysztof das eingesehen hatte, verschlechterte sich die Stimmung auf dem Plateau um ein Vielfaches. Und dennoch ließ er sich ein zweites Jahr auf die Lehrgrabung ein, in dem dann aber auch endgültig Funkstille zwischen ihm und Senff eintrat. Das verdankte er dem Hinterträger Robert Plankenreiter, den es im achten Semester endlich auf seine erste Ausgrabung gezogen hatte, und der aus unbekannten Gründen von Senff fasziniert war.

Robert bekam eines schlechten Tages mit, als Krzysztof anderen Studenten gegenüber Neuweiler als eine ungeordnete Zirkusgrabung bezeichnete. Robert plankenritt schnellstmöglich zu dem Chef-Bauwagen, um Senff die Entwürdigung der Ausgrabung zu hinterbringen. Das war nun endlich der Beweis der Insubordination, die Senff stets bei Untergebenen suchte und die er nicht dulden konnte. Gerne hätte er Krzysztof sofort gekündigt, musste aber feststellen, dass das wegen des Vertrages nicht vor dem Ende der diesjährigen Kampagne möglich war. So lernte Senff für die Zukunft, nur noch sehr kurzfristige Verträge abzuschließen. Denn nur so war er in der Lage, Mitarbeiter innerhalb einer Woche loszuwerden. In Neuweiler musste er noch ein paar Wochen gute

Miene zum verhassten Techniker machen. Er war jedoch unverschämt genug, den Personalwechsel für das kommende Jahr bereits einzuleiten, indem er Krzysztof umgehend befahl, Plankenreiter den Umgang mit Nivelliergerät und Totalstation zu lehren. So wurde Robert im Folgejahr Techniker, ohne zu ahnen, wie sehr sich diese Beförderung für sein weiteres Leben auszahlen würde. Als er auch im späteren Amt Senffs Stellvertreter wurde, konnte keiner die Gründe für diese Besetzung nachvollziehen. Seine fachlichen Fähigkeiten überzeugten jedenfalls niemanden außer Senff.

*

In demselben Jahr, in dem Senff sich von Krzysztof trennte, brach der Grabungsleiter auch einen großen Streit mit dem Baggerfahrer vom Zaun. Der Baggerfahrer hieß Harry und war Alkoholiker. Morgens kam er mit einem kräftigen Tremens angefahren, der sich wie von Geisterhand bis zur Frühstückspause gelegt hatte. Irgendwann fand ein Student in einem Graben hinter beiden Bauwagen eine stattliche Sammlung leerer Kornflaschen und löste so das Geheimnis von der täglichen Verwandlung Harrys. Dessen Doping war aber eigentlich nicht schlimm, denn wenn Harry so betankt war wie sein Bagger, dann baggerte er auf Wunsch jedes einzelne Sandkorn mit einer Präzision, die sonst kaum in einem Nanotechnologielabor erreicht wird. Weniger gut war nur, dass Senff eines Tages dahinterkam. Allerdings bemerkte er zuvor weder die tägliche Verwandlung Harrys noch dessen Schnapsflaschensammlung hinter den Bauwagen. Nein, eines Tages – im sü-dänn vom wäst-faalen-land – als Harry seinen zwanzigsten Hochzeitstag feierte – da liegt das schö-hö-ne sau-a-land – hörte Senff jemanden singen – ein land wo tau-sännt bärge schteen – Gesang, das bedeutete Musik, das bedeutete gute Laune – vonn wald bedeckt sint taal und höööhn – das durfte in Senffs Umgebung nicht sein – mein sau-a-lant wie piss-tu schööhn – er

spurtete aus dem Bauwagen – mitt dei-nen täh-lann dei-nen höôhn – sprang zum Bagger – wool tau-sännt bär-ge zählt dein land – zerrte ohngeacht der eigenen Lebensgefahr – DER AUFENTHALT IM GEFAHRENBEREICH IST VERBOTEN! – Harry aus dem Baggerhaus – du pär-le im wäst-faalen-land – und wies den betrunkenen Harry von der Baustelle. Die restlichen sechs Wochen mussten die Studenten alle Erdbewegung mit Schaufel und Spaten und Muskeln leisten, und Senff merkte, dass ihn das nur noch mehr Geld sparte.

Dieser Tag gehörte zu einer kleinen Zahl von Tagen, an denen er einmal freiwillig seinen Bauwagen verließ. Das war ihm nämlich bereits im ersten Jahr vergällt worden. Damals hatte Senff einzelne Befunde in den Grabungsschnitten besichtigt und wollte zurück in den Chef-Bauwagen gehen, um brütendes Arbeiten über den Grabungsplänen vorzutäuschen. Kaum hatte er jedoch die Tür geöffnet und sich auf das Treppchen gestellt, da erstarrte er zur Salzsäule und stierte in den Wagen. Der Techniker bemerkte das und wunderte sich darüber, dass sein Vorgesetzter nicht einfach in den Wagen ging. Doch als Krzysztof dann die leichten Schwingungen bemerkte, die der Wagen machte, und sich so positionierte, dass er an Senff vorbei in den Bauwagen blicken konnte, entdeckte er des Rätsels Lösung. Maxim hatte ein Studentenpärchen dabei ertappt, wie es kleine Studenten machte. Offenbar vor Schreck war er wie erfroren und starrte auf den beharrten Vollmond, der sich mehr oder weniger rhythmisch vor und zurück bewegte. Fest blickten seine toten Augen auf den Studenten, dessen Hose in den Kniekehlen hing, wie der sich mit wiegenden Bewegungen seines nackten Hinterteils über die breitbeinig auf dem Kartentisch drapierte Studentin bückte. Erst nach einem ausgedehnten Moment hatte Maxim die Situation als solche wahrgenommen, bekam einen puterroten Kopf, machte auf dem Treppchen kehrt, schloss leise die Tür und schritt stumm auf die Grabungsfläche zurück. Krzysztof schaute Senff in die geistesabwesenden Augen und fragte schelmisch, ob er etwas vergessen hätte. Damit rief er den Leiter wieder in unsere Welt, und nun versuchte der entrüstete Maxim

dem amüsierten Krzysztof drucksend zu erklären, was er gerade gesehen hatte. Als die beiden Studenten später den Wagen verließen, wartete Senff bereits auf die beiden, inzwischen hatte er sich auch eine passende Strafe ausgedacht. Kurzerhand hieß er sie den Abraum um fünf Meter nach rechts umzusetzen, ohne einen Grund zu benennen. Krzysztof genoss dagegen seine Rolle als lachender Vierter. Noch Jahre später lachte er lauthals, wenn er von Senffs Reaktion erzählt, der es nicht gewagt hatte, merklich in den Akt zu platzen, um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen.

Ansonsten geriet Senff damals recht selten in peinliche Momente, er suchte unangenehme Situationen aber auch von vornherein zu vermeiden. So aß er beispielsweise niemals in Gesellschaft anderer mit Ausnahme seiner späteren Familie. Mancher behauptete, das läge an der paranoiden Grundangst, nicht gerne angesehen zu werden. Er selbst begründete es damit, dass ihm gemeinschaftliches Essen vorkam wie die Fütterung großer Viehherden, und dass er ja auch das Gegenteil nicht in Gesellschaft täte. Was immer es damit auf sich hatte, zu den Pausen zog er sich nicht nur in den Bauwagen zurück, sondern ließ auch niemanden herein. Später in seinem Amtssitz in dem Schlösschen mied er die Kantine der nebenan gelegenen Klinik. Stets verspeiste er Knifften in seinem Büro und beharrte vehement darauf, nicht gestört zu werden.

Wenn er nicht aß, war er dagegen von dem Gedanken fasziniert, von der Öffentlichkeit und besser noch von der Presse wahrgenommen zu werden. Viele Jahre lang gedachte er seines Debutauftrittes, als von irgendeinem verlorenen Spiel seines Schülerhandballteams berichtet wurde, an dem er maßgeblich beteiligt war. Ebenso verzeichnete die im Lokalblättchen seiner Heimatkleinstadt übliche Aufzählung der Abiturienten, die ihre Prüfungen bestanden hatten, einen stolzen Senff, Maxim. Eigentlich wollte er aber schon damals mehr. Er wollte aktiv in den Texten vorkommen. Er wollte als Person vorkommen.

Dazu war die Archäologie ein mehr als geeignetes Feld. Denn da man schon während der Ausbildung durch die unbekanntesten Dörfer und unbedeutendsten Flecken tingelt oder sogar in Gebie-

ten arbeitet, in denen andere nicht einmal Urlaub machen möchten, gilt man überall schnell als örtliche Attraktion. Angesichts des Publikumszulaufs kann man eine blasse Ahnung davon bekommen, wie es vor 150 Jahren zugegangen sein muss, wenn ein Jahrmarkt, ein Zirkus oder ein Theater über das Land gezogen ist. Denn genau wie damals neigen Menschenansammlungen auch heutigentags noch dazu, sich von alleine zu vergrößern und pfropfartig zu verklumpen. So sieht man sich als freundlicher und verantwortungsvoller Grabungsleiter zwangsläufig in der Situation, oft tagelang immergleiche Vorträge über das zu halten, was man eigentlich gerne machen möchte, oder man verteidigt seine Arbeit als kulturelle Notwendigkeit.

Kostenlose Vorträge und Menschenansammlungen ziehen ihrerseits wiederum bald die Reporter an wie der Honig die Fliegen. Zumal Archäologie sich in der Zeitung verkauft wie Tierkinder im Fernsehen: Sie zieht immer. Obwohl niemand dafür Geld ausgeben möchte, ist die deutliche Mehrheit der Bevölkerung von dieser Tätigkeit fasziniert. Wer das nicht glaubt, sollte sich bei der nächsten Party spaßeshalber Unbekannten gegenüber mal als Archäologe ausgeben. Sich mit der berichtenden, also der vierten Gewalt auseinanderzusetzen bleibt dem Archäologen daher selten unvermeidlich. Es krankt jedoch an der Qualität des Journalismus.

Jedes Regionalblättchen belästigt seine Umwelt mit unangenehmen, meistenteils breit ungebildeten Typen. Mal begegnet man einer aus der Hüfte fotografierenden Hausfrau, die nebenbei für die örtliche Kleinstadtzeitung kritzelt und einen Katastrophentext fabriziert, weil sie in der Redaktion ihre Notizen nicht wiederfindet – und diese Lösung des Rätsels bei einem späteren Treffen auch noch preisgibt. Oder man wird grundlos Tag für Tag von einem nervenaufreibenden Rentner behindert, der seit 50 Jahren für die Beilage der Beilage irgendeiner Dorfzeitung schreibt und mit der benachbarten Landtagsabgeordneten verheiratet ist. Sehr unschön können auch Gespräche mit einem gescheiterten Krisenherdsfotografen ablaufen, der in einer mehrstündigen Endlosschleife zu erklären versucht, dass nur gestellte Bilder wie echte Bilder ausse-

hen.

So variabel Geschlecht und Alter dieser knipsenden Kobolde sind, ihnen allen ist doch meist gemein, dass ihr Bildungsstand selten an denjenigen 15-jähriger Hauptschüler heranreicht. Deswegen ist dem anzugehenden Archäologen unbedingt angeraten, Fachbegriffe selbst dann zu vermeiden, wenn sie ausführlich erklärt werden. Anderenfalls altert oder verjüngt sich nämlich jede Fundstelle auf dem Weg durch die Druckerpresse wie von Zauberhand um 2000 Jahre und sorgt im Nachhinein für Verwirrungen bei und Nachfragen von den Vorgesetzten. Denn obwohl alle das Spiel und seine unfairen Regeln kennen, gilt doch niemals das Reporterchen als Urheber, sondern die unfähige Öffentlichkeitsarbeit vor Ort. Dabei sei ausdrücklich betont, dass es für die Artikelgüte keine Rolle spielt, ob man von unbezahlten Hobby-Reportern interviewt wird, oder ob sich der Chefredakteur eines gemeinhin ehrwürdig angesehenen Politmagazins eines geschichtlichen Themas annimmt. Da die springerhaft erdichteten Archäologieaufmacher der Dr.-Müller-Heftchen niemals der Nachrichten- oder Wissensvermittlung dienen, sind ihre Mitarbeiter hinsichtlich der Bildung nicht in der Lage, sich stolz zurückzulehnen. Regelhaft demütigen oder vergewaltigen sie Thema, Forschung oder deutsche Sprache – manchmal gelingt diesen Tritonen der Dreiklang sogar innerhalb eines einzigen Absatzes.

Aber nicht allein die fragwürdigen Schreib- und Recherchierqualitäten erzeugen den dringenden Verdacht, hier dunkle Mächte am Werk zu glauben. Es ist darüber hinaus häufig zu beobachten, dass die schwatzhaften Skribenten ein untrügliches Talent für zielgenaue Störaktionen haben. Und diese Fähigkeit kollidiert wiederholt mit einer im Fach gebotenen Omertá. Die Archäologie ist sicherlich keine Geheimwissenschaft, lebt aber hierzulande davon, dass all die Sachen, die unversehrt im Boden liegen, auch noch eine weitere Zeit lang unausgegraben bleiben.

Die meisten Archäologen sind daher eher kritisch und verschweigen der Presse bessere Funde, so lange es irgend geht. Das tun sie, obwohl sie wissen, dass die Öffentlichkeit das Recht hat,

zu erfahren, wofür Steuergelder ausgegeben werden. Allerdings ist ein kleiner Teil der Archäologen schlicht und ergreifend pressegeil. Niemand weiß, warum sie sich ausgerechnet die Archäologie ausgesucht haben, um ihr Ponem vor jede Kamera zu halten. Dabei erklären sie jeden noch so unansehnlichen und vor allem wissenschaftlich uninteressanten Keramikkrümel zur Sensation, die die Weltgeschichte umstülpt, da deren historischer Nabel plötzlich auf dem Acker von Bauer Uhl oder in den Fanggründen von Fischer Quaast liegt. Manche Spatenforscher schrecken dabei vor nichts zurück und drängen in Dialektsendungen der Regionalprogramme, obwohl sie das sprachliche Idiom der Region weder sprechen noch hörverstehen.

*

Senff war der pressegeilste Archäologe, den man sich vorstellen konnte. In Neuweiler begann er schnell, Kontakt zu örtlichen Journalisten aufzubauen und ihnen von der Dorftelefonzelle täglich hinterherzutelefonieren, bis er einen Ortstermin ausgehandelt hatte. Das tat er auch bei allen späteren Grabungen. Mit Thomas, dem zuständigen Redakteur der in Neuweiler erscheinenden „Schaufel am Sonntag“, kungelte Senff bereits ab dem ersten Jahr der Kampagne. Unabhängig vom tatsächlichen Wert des Fundplatzes oder der Funde erfand der Archäologe der Schaufel zuliebe immer größere Menschentieresensationen, die irgendwann mit dem tatsächlichen Fundmaterial nicht mehr überbietbar waren. Es rächte sich nun in der dritten – Senffs letzter – Grabungskampagne in Neuweiler, dass er die Presse zuvor so sehr angeheizt hatte. Er hatte Thomas zuletzt dermaßen genervt, dass der nicht mehr kommen wollte, zumal Kommunalwahlen anstanden und die Schweinepest zwei Nachbardörfer fest in ihrem unerbittlichen

Griff hatte. Also war Senff in der vorletzten Woche der Kampagne gezwungen, schwereres Geschütz aufzufahren, als es die Realität erlaubte.

*

Sensationelle Funde in Neuweiler:

Internationales Grabungsteam rätselt über Krimi aus der Zeit des Kaisers

Neuweiler. *Im Jahre 1358 wurde der Ort Neuweiler zum ersten Mal erwähnt, und lange Zeit nahm man an, dass das Gebiet um den Mühlenbach damals erstmals besiedelt wurde. Bei Ausgrabungen der Universität* [redacted] *stellten Archäologen jedoch fest, dass die damaligen Bewohner sich schon an einer älteren Siedlung orientierten. Bereits in den Vorjahren wurden mehrere Germanen-Häuser ausgegraben, dieses Jahr spricht eine römische Münze dafür, dass in Neuweiler ein germanischer Handelsplatz gewesen sein muss. Ein Grab spricht außerdem für einen Kriminalfall aus der Vergangenheit.* *von Thomas Usselkötter*

Was für den Laien eher wie ein Sandkastenspiel aussieht, sind in Wirklichkeit Lehrgrabungen des archäologischen Instituts für Vor- und Frühgeschichte, die bereits vor zwei Jahren begannen. Auf dem direkt oberhalb des heutigen Dorfes Neuweilers liegenden Plateau wurden nur wenige Hundert Meter vom Kirchhof entfernt zahlreiche bis zu 40 cm tiefe Grabungsschnitte anlegt, in denen sich mehrere Hausgrundrisse fanden. Es war also klar: Hier war mal was. Dabei deuten die Experten Verfärbungen im Boden als Anhaltspunkte für die Fundamente von Holzhäusern aus der Kaiserzeit, also ab 0 bis 375 nach Christi.

Foto: Caro Weidner

Mit Pinsel und Spatel legen die Studenten Tonscherben aus dem 2. Jahrhundert nach Christi frei. Sie nennen sich selbst „Trüffelschweine“.

„Anfangs haben wir nur sehr unscheinbare Befunde entdeckt“, erklärt der Grabungsleiter Maxim Semf. „Dabei waren die Befunde dennoch wichtig, weil germanische Siedlungsstrukturen dieser Zeit eher selten zu sehen sind, obwohl wir wissen, dass dieser Raum damals eng besiedelt war.“

Germanen haben auch gehandelt

In so genannten Langhäusern haben die Menschen – vermutlich handelt es sich um Hermunduren – früher gewohnt und ihr Vieh gehalten. Erst in diesem Jahr häuften sich aber die Überraschungen: „Erst zeigte sich in innerhalb eines Hausgrundrisses ein auf dem Bauch bestattetes menschliches Skelett und wenig später fanden wir einen Silberdenar aus dem Jahr 139 mit dem Konterfei des Kaisers Pretimax – eine echte Sensation“, so der 32-Jährige. Das Alter der Münze bestätigte gestern der Leiter des [redacted] Instituts Professor Pickenpack bei einem Ortstermin in Neuweiler. Die Münze gilt den Wissenschaftlern als Beweis für einen großen Handelsplatz, der im 2. Jahrhundert n. Christi nahe des Mühlenbachs bestanden hat. Es verdichten sich jedoch auch die Hinweise, dass die Germanen nicht nur gehandelt, sondern auch Eisen erzeugt haben. Das belegen mehrere Lauffeueröfen, die in einem der von den 20 Studenten angelegten vier Grabungsschnitte gefunden wurden. In diesen Öfen wurde das in Sümpfen gewonnene Grasenerz eingeschmolzen, so dass der Schmied ein noch sehr unzureichendes Eisenkonzentrat erhielt. Das wurde erst durch intensive Ausschmiedung gebrauchsfähig. Die Studenten, darunter Schweden und ein Pole, die den Boden sondieren, absolvieren in Neuweiler ihre Lehrgrabung, um später an richtigen Ausgrabungen teilnehmen zu können.

Geschichte muss umgeschrieben werden

Sie waren besonders elektrisiert, als bei der Skizzierung der Siedlung ein Skelett gefunden wurde, das unter den Häusern bestattet waren. Offenbar sollten sie Segen für das neu gebaute Haus bringen. „So etwas habe ich noch nie gesehen“, sagt der Student Daniel Lenge und witzelt „vielleicht hat aber auch eine berühmte Person seine Schwiegermutter entsorgt.“ Die Tote lag auf dem Bauch – niemand weiß bisher, warum. Neben der Münze und den Knochen wurden mehrere große Kartons voll Scherben gefunden, außerdem wenige Splintsteine (Feuersteine), ein Wetzstein und Holzkohle von einem Lagerfeuer. „Anders als früher werden die Scherben nicht einfach nur sauber gemacht und ins Museum gestellt“, weiß der Grabungstechniker Wymek. Heute werden die Teile zur weiteren Aufklärung katalogisiert und untersucht, um weitere Details aus dem Leben jener Menschen zu erfahren, die vor mehr als 1500 Jahren in Neuweiler lebten. Aber schon jetzt steht fest: Die Geschichte Neuweilers muss umgeschrieben werden, denn bisher begann das bekannte Kapitel der Lokalhistorie mit der urkundlichen Erwähnung Neuweilers im Jahre 1358. Aber wer weiß, vielleicht bringen Grabungen, die im kommenden Jahr geplant sind, sogar noch weitere Überraschungen.

*

Für den Tag der kleinen Pressekonferenz hatte Maxim einen besonderen Clou vorbereitet. Drei Tage zuvor war Professor Pickenpack samt kuchenbackender Frau im T2-Camper angereist. Es hieß, er solle für die Stiftung, die einen nicht unerheblichen Anteil der Ausgrabungen in Neuweiler finanzierte, ein Gutachten über die laufenden Arbeiten verfassen. Senff wollte Pickenpacks Anwesenheit jedoch eindeutig ausnutzen, der Professor sollte als Instanz den Wert des großen Fundes objektiv herausstellen helfen. In Anwesenheit des Professors und der „Schaufel am Sonntag“ galt es, vor klacksirrender Kamera und dem sich füllendem Notizblock ein Medienereignis zu inszenieren.

Zwei Abende vor dem historischen Höhepunkt Neuweilers war ein fremdes Auto in den Ort gefahren, das vor der Pension hielt, in der Senff übernachtete. Mehrere Rentner erzählten später, dass sie das verdreckte Kennzeichen des alten, mit Papiermüll, zahlreichen Bierdosen, Pizzakartons und zwei alten Druckern gefüllten Kadetts nicht lesen konnten. Aus dem Wagen stieg eine im Dorf unbekannte, mit einem Bundeswehrparka nahezu vermummte Gestalt, schlich sich vor Senffs gekipptes Fenster und warf durch den Spalt einen großen, wahrscheinlich wattierten Briefumschlag. Schnell verschwand der Schatten wieder in den Kadett und ent-

fernte sich rasant aus dem Dorf.

Der unbekannte Schatten war der ehemalige Raubgräber Hinnerk, ein alter Bekannter Senffs. Hinnerk war inzwischen bei dem für seinen Wohnort zuständigen Denkmalamt als Techniker eingekauft, weil man so sein illegales Treiben in geordnete Bahnen zu lenken trachtete. Er besaß aber noch zahlreiche Funde aus seiner Raubgräberzeit und noch mehr Kontakte zum archäologischen Schwarzmarkt. In dem Briefumschlag befand sich sehr wahrscheinlich die später entdeckte Münze des Pertinax aus dem Jahre 193, vermutlich direkt mit einer regelrechten Expertise, die der durchaus fachlich geschulte Raubgräber bereits vorgefertigt hatte. Aus diesem Gutachten konnte Senff der Presse gegenüber fließend aus dem Stegreif zitieren, ohne noch einen Finger rühren zu müssen. Er mochte das schöne Gefühl, sich schlau zu fühlen.

Ob Hinnerk die Münze selbst irgendwo ausgegraben oder verdeckt auf dem Schwarzmarkt für Senff erstanden hatte, ist nicht mehr zu klären. Unzweifelhaft ist jedoch inzwischen, dass sie aufgrund der anhaftenden Patina nicht aus Neuweiler stammen konnte, sondern einige Zeit in einem Moor gelegen haben muss.

Senff war begeistert über diesen Einfall der Fundfindung, den er auch in Zukunft noch wiederholt einsetzte, um den Wert seiner Ausgrabungen zu steigern. Echte Funde interessierten ihn nun nicht mehr länger, sofern sie nicht in dem von ihm erwünschten Ausmaß an die Presse verkauft werden konnten.

*

Am Tag vor der „Auffindung“ war Pickenpack mit seiner Frau in eines der zwei nächstgelegenen Museen unterwegs, so dass Senff freie Bahn für die Vorbereitung seines Schauspiels hatte. Er wollte am Vormittag ins Dorf zur örtlichen Telefonzelle fahren, deren Auslastung sich durch seine täglichen Anrufe bei der Redaktion der Schaufel in den Sommermonaten stets vervierfachte. Die meisten Studenten hatten bereits auf der Grabung bemerkt, dass der verklemmte Mann extrem nervös war. Bevor er losfahren konnte, waren ihm bei der Kontrolle, ob das Kleingeld für ein Telefonat mit Thomas reicht, versehentlich alle Münzen aus seinem Portemonnaie in die tiefste Pfütze des Plateaus gefallen. Daher musste er den diesjährigen Techniker Plankenreiter auch noch um Telefongeld anpumpen.

Im Dorf parkte Senff neben der Telefonzelle. Er achtete penibel darauf, nicht auf dem Bordstein zu stehen, da der Polizist aus dem Nachbarort gerne Verwarnungen für falsches Parken ausstellte. Senff stieg aus, taperte um den Wagen zur Telefonzelle und kramte bereits auf dem Weg die geborgten Metallscheiben aus seiner Tasche. In der Zelle türmte er zunächst kleine Zinnen auf das stationäre Handy der Vorzeit, bevor er den Hörer abnahm und damit begann, das Telefon mit Groschen zu laden. Heiser tipp-tackeditackeditack-te er die Redaktionsdurchwahl in das Tastenfeld und wartete stumm auf Thomas Stimme, die erst nach mehreren dumpfen und knacksenden –

„Redaktion Schaufel am Sonntag, Usselkötter am Apparat.“

„Ja, hallo, hier ist Senff. Maxim Senff.“ Ein leises Stöhnen raunte durch den Hörer.

„Maxim, was kann ich für dich tun?“ Jetzt war im Hintergrund unrhythmisches Getaper eines Kugelschreibers auf einer Schreibtischunterlage zu hören.

„Thomas, du musst unbedingt morgen kommen."

„Morgen – warum?" Thomas blätterte hörbar in seinem Filofax. „Also, morgen ist ganz schlecht, da muss ich mit dem Hubschrauber über die Schweinemastfarm –"

„Nein, es ist ganz dringend. Ich weiß, dass wir morgen einen fantastischen Fund machen werden. Das wird der Knüller für dich und das gesamte Mühlbachtal."

„Woher weiß du –"

„Der Metalldetektor hat etwas besonderes ergeben. Es ist Silber!" Maxim warf klinkernd ein paar Groschen nach.

„Silber? Was kann das sein, altes Silberbesteck?", zweifelte Thomas.

„Ich vermute eine Silbermünze." Maxim merkte, der Köder reichte Thomas noch nicht. „Vielleicht ist es aber auch ein ganzer Silberschatz. Du erinnerst dich bestimmt an die Bilder von dem Silberschatz von Pyrmont, den ich dir mal gezeigt habe?"

„Pyrmont, Pyrmont, hm. Dunkel. War irgendwas großes, oder?"

„Jaja, natürlich!", versicherte Senff und gab seiner Aussage mit kräftigem Kopfnicken unhörbaren Nachdruck.

„Und sonst? Kannst du den Schatz nicht ausgraben und in die Redaktion bringen?"

„Aber wir haben doch noch das Grab mit der Frau", krächzte Maxim bettelnd. „Und die liegt falschrum. Und die Hausgrundrisse sind hier schon einmalig. Vergiss nicht die Rennfeueröfen", redete er sich jetzt in Rage.

„Die hatten wir doch schon letztes Jahr im Blatt."

„Ja, aber jetzt ist sogar Professor Pickenpack extra gekommen, um –"

„Na, ich kann ja mal vorbeikommen", langweilte Thomas sich. „Passt es dir so kurz vor zehn? Ihr dürft aber vorher nichts ausgraben. Ich möchte Exklusivfotos haben, wie ihr den Schatz ausbuddelt!"

„Ja, selbstverständlich!", grinste Senff.

*

Professor Pickenpack hatte seinen Camper nachts am Eingang zum Neuweiler Plateau geparkt. Er stand weit genug entfernt, um seiner Frau den Kontakt zu den Studenten zu ersparen, aber nah genug, dass er morgens aus dem Schlafkabuff unter dem Wagendach direkten Blick auf die Arbeiten hatte. So glaubte er seiner Verantwortung als offizieller Projektleiter Genüge zu leisten. Als sich der kleine dicke Professor an diesem besonderen Tag aus dem Wagen zwängte, hatten sich die Studenten bereits durch die ersten zwei Arbeitsstunden auf dem felsigen Feld gequält.

Pickenpack wusste nichts Näheres, Senff hatte ihm nur mitgeteilt, dass heute die Presse kommen wollte. Der Professor war zwar weniger auf Presseauftritte versessen als Senff, sah aber ein, dass es ein durchaus wichtiger Termin war, ohne dass Maxim ihm irgendetwas von dem geplanten Ereignis verraten musste. Denn außer Senff und dem Raubgräber Hinnerk wusste nur Robert Plankenreiter, dass die Münze nicht mit rechten Dingen in dem Neuweilerschen Boden gelangte. Senff hatte ihm nämlich aufgetragen, die Münze erst zu Beginn der Frühstückspause zu deponieren, um der Gefahr zu entgehen, dass sie zu früh von Studenten entdeckt würde. Oder womöglich ausgegraben und unerkannt entsorgt!

Vom Bauwagen aus beobachtete der Grabungsleiter die Untersuchungsfläche interessiert, um zu sehen, wo Plankenreiter herumstakerte. Die Hände hielt der Techniker in den Hosentaschen verborgen, um in einem geeigneten Moment die Münze unauffällig durch ein Loch in der Hose auf den Boden fallen zu lassen. Maxim sah, dass Robert plötzlich stehenblieb. Er schaute sich um, ganz so als wollte er eine Bank ausbaldowern, und trug dazu eine Miene auf, die bei Außenstehenden den dringenden Eindruck erwecken musste, er litte an fortgeschrittener Diarrhö.

Senff wusste, dies war der Moment, dort war die Stelle, an der er während des Presseauftrittes mit dem billigen Metalldetektor, der kaum in der Lage war, eine Reißzwecke anzuzeigen, fachmännisch herumwedeln musste. Robert wühlte mit dem Fuß noch ein wenig Dreck auf, schob ihn auf die in der Sonne blinkende Münze und stampfte alles fest. Leider war er zu dumm, daran zu denken, die Münze möglichst auf einem Befund fallen zu lassen. Dann wäre die Illusion schließlich perfekt gewesen, und Senff hätte heute ein Haus mit einem Bauopfer datieren können. An dieser unbedeutenden Stelle konnte der silberne Star lediglich für sich alleine wirken.

Robert blickte nervös zu dem Fenster von Senffs Bauwagen, zuckte zweimal kurz mit dem Kopf nach oben und stiefelte dann zu den anderen Studenten, noch immer mit den Händen in den Taschen. Maxim trat vom Fenster zu seinen Plänen und wollte sich bereits seiner Neigung ergeben, über den schlechten Zeichnungen zu meditieren, als er noch einen schnellen Blick auf die Uhr warf und sich versicherte, dass es kurz vor 10 Uhr war. Angespannt blickte er an die Wand des Bauwagens, vernahm aber bereits entfernte Geräusche, die langsam lauter wurden. Zahllosen Steinchen sprangen gegen Autoblech, dazu mengte sich das Steineknacken von Autoreifen und das würgende Ächzen, dass der Motor von Usselkötters Audi von sich gab. Senffs Gesicht verzog sich zu dem, was er unter einem Lächeln verstand, oder vielmehr zu dem, wozu die Muskeln seiner toten Miene in der Lage waren. Er trat aus dem Bauwagen auf Usselkötter zu und sah, dass auch Pickenpack mittlerweile aufgestanden war. Der Professor hatte sich den Lokalreporter bereits geschnappt und belästigte ihn offensichtlich mit alten Geschichten.

„– und am Fuß des Oppidums war ein Industriepark mit einem alten Dampflokbahnhof. Ah, da kommt ja Herr Senff! Guten Morgen-Morgen!“

„Guten Morgen, Herr Professor! Hallo Thomas, da bist du ja!“

„Hallo Maxim. Wir zwei haben uns bereits bekannt gemacht“, grinste der Reporter. Maxim erkannte, Thomas mochte genervt

sein von der Ausgrabung, wesentlich mehr ärgerte ihn jedoch die lahme Geschichte, die ihm der Professor gerade aufdrängte. Die Grüße vermochten die jüngste Geschichte des Professors aber nur zu unterbrechen, nicht zu beenden, denn sofort plapperte er weiter:

„Und an dem Bahnhof drehte Curd Jürgens gerade einen Kostümfilm. Wie hieß der noch? So neunzehntes Jahrhundert, wissen Sie? Genau am selben Tag hatte ich aber ein Flugzeug gemietet, um von dem Oppidum Luftaufnahmen zu machen, wissen Sie, da im Getreide zeichnen sich herrlich alte Gräben und Mauern ab, die kann man auf Luftaufnahmen sehr gut erkennen. Damit ich dem Piloten aber immer sagen konnte, wie er fliegen soll, hatte der seine Kopfhörer abgenommen, bis er irgendwann merkte, dass er von seinem Heimattower lautstark gerufen wurde. Haha! Denn sehen Sie, jedes Mal, wenn wir“, Pickenpack machte eine schneidende Bewegung mit der flachen Hand, um das Flugzeug zu simulieren, „vom Industriepark auf das Oppidum zugeflogen sind, hatten die Filmleute gerade ihre Szene begonnen, für die die Dampflok in Bewegung gesetzt werden musste und Dutzende Statisten über den Bahnhof flanierten. Haha! Die haben die Szene zig Mal drehen müssen! Zig Mal!“, freute sich der Professor.

Thomas Usselkötter verzog den Mund zu einem bemühten Grinsen, erkannte aber, dass nun die Gelegenheit war, zu erledigen, wofür er eigentlich gekommen war. Er bot dem Professor ein Pfefferminzbonbon an, das der mit erhobenen Händen und den Worten „Nein Danke, keine Drogen, keine Drogen!“ lachend ablehnte. Inzwischen rollte Pickenpacks Frau aus dem Bulli zu der dreiköpfigen Gruppe. Thomas und Maxim begrüßten sie, Pickenpack stellte sie Thomas vor. Senff erkannte die Gelegenheit, schmeichelnde Nähe zu dem Reporter herzustellen, in dem er ihn gleich nach Frau und dem frischen Kind fragte. Darauf fiel sogar der Mann von der Presse herein. Sein Gesicht hellte sich auf und er plauderte kurz, wie gut es seiner Familie ginge, während die Gruppe zur Ausgrabung glitt. Ganz nebenbei und innerhalb der Kleingespräche winkte Maxim Robert zu, und gab dezente Hand-

zeichen, den Detektor aus dem Bauwagen zu holen. Robert löste sich sofort von der Gruppe der frühstückenden Studenten, verschwand in den Bauwagen und sprang mit dem Detektor zu der Gruppe. Dabei hörte er, wie Maxim dem Reporter und dem Professor gerade erklärte, wie er an einem der Vortage mit dem Detektor Hinweise auf Metall erhalten hatte, auf Silber, um genau zu sein. Er führte die Gruppe zu der Stelle, die Robert vorher präpariert hatte.

Hier nun habe es Ausschläge gegeben, die ihn vermuten lassen, womöglich vor der Entdeckung eines Silberschatzes zu stehen. Pickenpack machte große Augen. Senff klemmte sich die Kopfhörer des Detektors über die Segelohren und schaltete das Gerät an. Er versuchte, den Plastikteller des Geräts besonders kunstvoll über die von Robert plattgetrampelte Stelle zu schwenken, erweckte jedoch eher den Eindruck eines ungeübten Hobbyraumzauberkünstlers, der seinen ersten Kindergeburtstag bestreitet. Thomas kramte seine Kamera aus der Fototasche und knipste die ersten Fotos. Die Studenten, die gerade ihre Frühstückspause beendeten und sich wieder zur Arbeit trollen wollten, beobachteten leicht amüsiert die Szene aus sicher erscheinender Entfernung. Senff drückte inzwischen auf den Knöpfen des Gerätes, Grounding – Reset – Volume – böhmische Dörfer angesichts seines sprachlichen Untalentes. Er glaubte jedoch fest daran, den anderen wie ein berühmter Pianist zu erscheinen, der das Abschlusskonzert seines Lebens in der Carnegie-Hall gab. Dazu passte es, dass Thomas inzwischen ein Foto nach dem anderen schoss, in der kühnen Hoffnung, das Foto des Jahres zu fabrizieren. Maxims auch nach außen wirkende Einbildungskraft, die schon alle Zeit nur den einen Zweck hatte, ihn wie eine riesenhafte Projektion seiner selbst erscheinen zu lassen, hatte einen neuen Höhepunkt erreicht. Plötzlich hielt er inne, verdrehte wichtig die Augen und machte eine stumme Handbewegung, die Robert deutete, ihm eine Kelle anzureichen. Er zog sich die Kopfhörer ab, legte den Detektor auf den Boden, hockte sich hin und pulte schabend in Roberts Schuhabdrücken. Doch noch bevor er etwas sagen konnte, erkannte

Pickenpack in dem graubraunen Felsstaub die silbrige „Eine Münze! Toll-toll!“ und strahlte sichelgrinsend in die Runde. Maxim erhob sich, streckte seinen Körper in einem schweigenden Jubel und reckte die kleine Sensation in die Höhe ihrer Gesichter. Kaum hatte er sie den anderen kurz vor die Nasen gehalten, da riss er sie bereits vor sein eigenes Gesicht. Er tat, als sei die Inschrift schwierig zu entziffern und popelte die Abkürzungen hervor:

„Immp, also Imperator, kääs, das ist Zäsar, pe hellf, das steht für provinzia helvezia-“

„Jaja, Zeitstellung stimmt“, unterbrach Pickenpack, ohne auch nur die Gelegenheit gehabt zu haben, einen näheren Blick auf die Münze zu werfen. Allerdings fehlte ihm ohnehin seine Lesebrille, wie er feststellte und sich in sich hineinärgerte. Maxim fuhr fort: „Pär-ti, hier steht der Name: Pertinax!“ Er strahlte – soweit ihm das möglich war – „Die Münze ist 193 nach geprägt!“

Im Moment als der Name des Kaisers fiel, staunte auch Pickenpack. Er wusste, wie selten ein Denar des Pertinax war, ihm war klar, wie gering die Chancen waren, so etwas auf diesem mistigen Plateau zu entdecken. Von der Siedlung konnte sie jedenfalls nicht sein, war er sich sicher. Sie passte absolut nicht zu dem erbärmlichen Fundmaterial, dass die Studenten bislang den staubigen Felsen entrissen hatten. So sehr der Professor aber überlegte, war er doch nicht in der Lage, die echte Fundgeschichte zu erkennen.

Wäre er Senff damals nicht auf den Leim gegangen, hätte er ihn vermutlich hochkant aus dem Institut geschmissen. Vielleicht wäre Versicherungsvertreter geworden, wer weiß. Aber es gibt eben etwas in der Welt, das manchem die Unterschlagung von Millionen erlaubt, während andere nicht einmal ein auf der Straße gefundenes 1-Cent-Stück behalten dürfen. Und nur die Götter kennen die Gründe dafür.

4

Senff hatte mit der erfolgreichen Ausgrabung ein Thema, über das er promoviert werden konnte. Er sollte seine Ausgrabungsergebnisse über Neuweiler vorlegen, auswerten und sich von der Siedlung ausgehend Gedanken über Rohstoffversorgungsfragen der germanischen Siedler machen. Diese Arbeit reichte er an demselben Institut ein, an dem mein Doktorvater lehrte. Bevor ich mit meiner Dissertation begann, hatte ich dort bereits zwei Semester studiert. In zahlreichen Gesprächen mit meinem Doktorvater wählte ich ein Thema, das leider unausweichlich die Doktorarbeit von Maxim Senff geographisch mit einbezog. Daher empfahl er mir dringend, nicht allein dessen Ergebnisse bezüglich der Rohstoffversorgung zu berücksichtigen, sondern mich auch persönlich mit diesem Assistenten auszutauschen.

Mein Doktorvater hatte Freude daran, Leute zu verulken. Am Institut war er der Kauz und er gefiel sich sichtbar in dieser Rolle. Er schätzte es, falsche Fährten zu legen, und so listig, wie er bei der Empfehlung grinste, hätte ich ahnen müssen, dass er Hintergedanken hatte, die mir erst spät klar wurden. Vielleicht rechnete er seinerseits noch nicht mit dem hohen Grad der Pedanterie, die mich immer schon umtrieb und gleichzeitig verfolgte. Ich arbeitete mich daher Seite um Seite in die Dissertation dieses Maxim Senff ein und gewann so meine grundlegenden Ansichten über ihn, die im Laufe späterer Jahre nur noch bestärkt wurden. Trotz eines spärlichen zeitlich befristeten Stipendiums irrte ich durch dieses gewundene Sammelsurium abgedroschener Gemeinplätze, vertiefte ich mich in den gebündelten Stapeln, die aus anderen Texten exzerpiert waren und die der Autor offensichtlich nicht verstanden hatte. Je tiefer ich in diese Ergüsse rutschte, desto klarer wurde mir, was ich vor mir hatte. Ich entwickelte diesem „Assistenten“ gegenüber mehr und mehr Aggressionen, die ich nie

wieder abzulegen vermochte.

Es war einfach nicht zu beschönigen. Senffs Dissertation gehörte schlicht zu den Büchern, deren Wert vornehmlich durch den Einband bestimmt wird. Selbst bei Nichtbeachtung der zahlreichen Fehler, von der die Dissertation nur so wimmelte, musste jeder objektiver Betrachter einräumen, dass der Text vornehmlich aus abgeschriebenen Füllseln bestand, für die sich nicht einmal seine Zuträger in geistige Unkosten stürzen mussten. Senff konnte das natürlich nicht merken, hatte er das Thema seiner Arbeit selbst doch weder studiert noch verstanden. Er hatte höchstens den Plan entworfen, den ihm unverständlichen Stoff sortiert und irgendwie zusammengefügt. Nicht einmal das Papier und das Gerät zur „Abfassung“ der Arbeit hatten ihm gehört, auch in dieser Hinsicht hatte er auf den Besitz anderer zugreifen können, da ihm das Gerät vom Institut gestellt wurde.

*

Aus der Prüfungsordnung: „Die Dissertation soll in deutscher Sprache abgefasst sein. Ausnahmen bedürfen der Genehmigung.“

*

Als ich ein halbes Jahr meiner teuren Zeit damit verschwendet hatte, mich mit der Sense durch dieses nur durch wenige Geistesblitze erhellte geistige Stoppelfeld zu kämpfen, dessen stilistischer Grad in etwa mit dem Vorkommen barocker Skulpturen auf dem Erdenmond korrespondierte, war ich endlich Herr über die Materie geworden. Ein lächerlich kurzes Hundertseitenwerk war diese Arbeit, in die Kommata augenscheinlich hineingewür-

felt, ein Zehntel der Absätze nicht beendet und Abbildungen nicht korrekt zugeordnet waren. Damit nicht genug, hatte ich doch all die Mühe, die Senff eigentlich hätte leisten sollen, selbst erneut machen und alle Quellen ein weiteres Mal heranziehen müssen. Ich war also gezwungen, für die Unterabteilung eines Unterkapitels all die Erkenntnisse neu zu gewinnen, mit denen ein anderer wenige Jahre zuvor promoviert worden war. Endlich war ich jedoch in der Lage, meinem Doktorvater diesen Stand der Dinge mitzuteilen.

Seine Sprechstunden waren an der Tür alle Semester hindurch mit der Stunde vor der Mittagspause am Mittwoch angegeben. Doch all die Jahre, die er an diesem Institut verbrachte, war er grundsätzlich ausgerechnet in dieser Zeit nicht anzutreffen. Das galt besonders, wenn es in der Mensa seine Leibspeise gab: Milchreis mit Zimt. Davon verdrückte er gewöhnlich mehrere Portionen und zog somit die Mittagspause unverhältnismäßig in die Länge. Da es auch in der Woche, in der ich mich zum wissenschaftlichen Rapport meldete, Milchreis gab, mied ich den Mittwoch natürlich bewusst und klopfte erst am Donnerstag an seine Tür.

Er bat mich „Herein!“, ich öffnete, sah ihn telefonieren und mich in sein Büro winken. Ich grüßte wortlos und bog um seine Kartentische zu der grünen Sitzecke, die seinem Schreibtisch gegenüber stand, während er im Smalltalk mit einer Museumssekretärin die Wiederkunft des Direktors in Erfahrung zu bringen suchte. Die Sitzecke, in der ich mich niederließ, war angewandte Psychologie, hatte er doch absichtsvoll eine besonders weiche Couch samt zugehörigen Sesseln in seinem Büro plaziert. Hatte man sich hierhin gesetzt, befand man sich zwangsläufig zwei bis drei Köpfe unter dem Herrn dieses Büros, der auf seinem Schreibttischstuhl thronte. Er genoss dieses Spiel sichtlich vor allem dann, wenn seinem Gegenüber dieser Ausdruck der gewünschten Rangordnung nicht bewusst wurde. Allerdings war er auch leicht zu verwirren, indem man sich der Situation entzog. Es störte ihn merklich, blieb man lange stehen oder bediente man sich sogar der Couchlehne

als Sitzbasis, weil die sichtliche Ordnung dann gestört war.

An dem bewussten Tag war ich aufgrund meiner gesammelten Erkenntnisse zu Senffs Dissertation wütend genug, dass mir solche Spielereien vollkommen egal waren.

Er hatte sein Telefonat inzwischen beendet und fragte vornübergebeugt „Sie wollen vom Stand ihrer Dissätation berichten?“

Mit einem festen „Genau!“ kramte ich meine Unterlagen heraus, wollte ich doch ein überzeugendes Plädoyer gegen das Senffsche Machwerk führen. Ich verteilte Kopien der Hausgrundrisse und anderer Befunde, legte die Vervielfältigung des Gesamtplanes aus, bereitete auch Beispiele für Senffs katastrophale Listenführung vor. Sein sprachliches Unvermögen regte mich bereits nicht mehr auf, man gewöhnt sich eben an alles. Mein Doktorvater machte große Augen, erkannte anhand der Auszüge die zugehörige Dissertation.

„Sie hatten mir doch empfohlen, mich mit der Arbeit von Senff zu beschäftigen?“, begann ich meinen Verriss.

„Ja. Haben Sie dinn schon mit ihm gesprochen?“, blinzelte er mich an.

„Nee, und ehrlich gesagt hab ich das auch nicht mehr vor, nachdem ich mich durch seine Diss gekämpft habe – kennen Sie den Text?“

„Natürlich, ich hab mich vor allim mit den Teilen beschäftigt, die sich auf meine Doktorarbeit bezogen. Meine Chronologie konnte er nich widerlegen.“

„Das wundert mich nicht. Das hätte er gar nicht können! – Seine Arbeit ist eine Ka-ta-stro-phe! Schauen Sie sich mal die Hausgrundrisse an.“ Ich schob ihm die Abbildungen vor den Bauch, auf denen mehrere Hausgrundrisse auf einen karierten Quadrantenplan eingetragen waren. „Kucken Sie mal auf die Orientierung!“

„Sagensi nich immer Orientierung, die Häuser sin doch nord-süd-ausgerichtet und nich nach Osten.“

„Gut, sie sind Nord-Süd-ausgerichtet, das schreibt Senff auch – jedenfalls meistens. – Und jetzt kucken Sie sich mal den Gesamt-

plan an.“

Ich reichte ihm den Überblicksplan hinüber. Er hielt die Kopien in beiden Händen, kniff die Augen zusammen und blickte konzentriert auf die Blätter. Schnell und unwillkürlich drehte er die Blätter so, dass die Karos des Messsystems auf allen Blättern gleich gerichtet waren.

„Hm“, machte er, „ich weiß nich, worauf sie –“ Ich zeigte auf die Nordpfeile der Detailpläne und wies wortlos auf den Nordpfeil des Übersichtsplans.

„Diss is ja, der Nordpfeil“, öffneten sich seine Augen wieder weit, „die Häuser sind ost-west-orientiert!“

„Und das ist nur einer der offensichtlichen Fehler. Hören Sie, ich habe jetzt ein Dutzend Befunde, die Senff im Text an mehreren unterschiedlichen Stellen nennt, um sie mal als Werkstatthaus und mal als Brunnen zu deuten. Zig Abbildungen fehlen, andere sind falsch zugeordnet. Auf jeder dritten Seite laufen Sätze ins Nirwana, werden nicht aufgelöst.“

Mein Doktorvater sah mich stolz an und begann vorsichtig zu grinsen.

„Am meisten“, zögerte ich einen Moment, „hat mich aber seine Schlampigkeit bei den Rohstoffen genervt.“ Ich hielt ihm Beispiele für die Listen und Tabellen vor die Nase. „Hier! Und da!“, tappte ich mit dem Zeigefinger auf irgendwelche Stellen auf den Blättern. Fehler traf man sowieso immer. Bei jedem Tappen blickte er auf die gezeigte Stelle.

„Nirgendwo nennt er einen Fundplatz korrekt. Immer gibt er irgendwelchen Mist an. Nichts stimmt!“, begann ich mich aufzuregen.

Mein Doktorvater lächelte stoisch, er setzte seine Brille ab, lehnte sich zurück und legte seine gefalteten Hände auf den Bauch.

„Wissen Sie“, atmete er tief ein, „ich habe vor einem Jahr einen Kollegen hier im Inssitut zurecht als faul bezeichnet. Sie können sich nich vorstellen“, blickte er nun auch noch mit seinem Zeigefinger auf mich, „was diss für n Ärger wurde. Diss is bis ganz oben gegangen und ich musste n Gespräch middm Dekan füh-

ren.“ Seine Hand tanzte im Takt des Satzes vor und zurück. „Diss gab ne richtie Vewaanung.“ Er senkte seine Stimme und sprach überbetont „So-et-was-sagt-man-nicht-von-Kol-le-gen.“ Seine Stimme nahm wieder einen normalen Ton an: „Auf dimm Markt zählt sowieso nur, wer zuerst kommt. Sehn Sie, kennen Sie dinn Hortfund von Szercina?“ Ich nickte lahm, er wedelte mit seiner Brille in der rechten Hand. „Der is von Hussar publiziert worden, in, äh, den Jahrbüchern zu, Sie wissen schon.“ Wieder hob und senkte ich meinen Kopf. „Wassi aber nich wissen, Hussar is nich regulär an den Fund gekommen. Der Beumler, der mit der Eisenzeit, hat den nich nur aussegraben, sonnern wollte ihn natürlich auch siebenunnzwanzich veröffentlichen. Er war aber leider nich schnell genug, Hussar hat Fotos vom Hort in die Finger bekomm und – zack – auffin Markt geworfen. Kein Mensch verbinnet dinn noch mit Beumler, alle zitieren nach Hussar. Wer zuerss kommt, mahlt zuerss. Dabei hat Hussar nur n Foto vorgelegt und ein paar Zeilen dazu geschriem. Wien Tiligramm. – Sehn Sie, Sie könn diss natürlich schreibn. Sie könn darauf hinweisen, welche Fehler in seiner Doktorarbeit steckn. Schreibenses aber so, dass Senff, wenn er diss liest, von sich denken kann, er is der größte. Sein se vorsichtig, vielleicht sinnsi mal darauf angewiesen, bei ihm zu arbeiten.“ Als er mir mit vorgeschobener Unterlippe den letzten Satz sagte, wurde sein linkes Auge wurde immer größer.

*

Aus der Prüfungsordnung: „Die Dissertation muss eine die Forschung fördernde, selbständig verfasste wissenschaftliche Abhandlung sein.“

*

Ich hielt mich in meiner Dissertation nur wenig zurück, entschärfte die entsprechenden Stellen aber auf wiederholtes Anraten meines Doktorvaters trotzdem. Sprach ich Senff in ersten Textversionen noch jede Fähigkeit zur wissenschaftlichen Arbeit ab, nannte ich schließlich in der beim Prüfungsamt eingereichten Version die offensichtlichen Ungereimtheiten nur noch fälschlich und irrtümlich und versteckte diese Kritik noch in Fußnoten.

Heute weiß ich, dass das falsch war. Inzwischen kenne ich mehr Details zu der Geschichte. Ich lernte knapp zwei Jahre, nachdem ich promoviert worden war, einen ehemaligen Mitarbeiter Senffs kennen. Dieser Mitarbeiter machte sich selbst im Nachhinein Vorwürfe, dass er Maxim Senff bei der Abfassung seiner Dissertation geholfen hatte.

Ich weiß nicht, ob jemals jemand die ganze Wahrheit erfahren wird, mir ist auch nicht bekannt, wer alles so weit eingeweiht ist, wie ich es bin. Aber angesichts der Unterlagen und Belege, die mir dieser Ghostwriter vorlegte, bin ich mir zu einhundert Prozent sicher, dass zumindest er nicht gelogen hat.

Professor Pickenpack hatte aus dem Nachlass eines anderen Professors, der vor Jahrzehnten an dem Institut gearbeitet hatte, entscheidende Unterlagen zu zahlreichen Einzeluntersuchungen, die Senffs spätere Dissertation betrafen. Die Nachlasspapiere waren schlampig gearbeitet, daher hatte sie der alte Professor auch nicht vorgelegt. Senff hatte sie nun in seine Klauen bekommen, hatte sie verarbeitet, verwurstet und zum Markt getragen. Er hatte sie aber schlampig belassen und Pickenpack war es egal gewesen. Genau genommen hatte er sie nicht einmal schlampig belassen, denn Senff hatte den Nachlass nicht einmal selbst exzerpiert.

Als er damit begann, die drei Jahre in Neuweiler auszuwerten, die er dort geherrscht hatte, stellte er bald fest, dass er nicht in der

Lage war, die notwendigen Tabellen zu erstellen. Klein fing es an, er bat diesen Studenten um Hilfe, jenen Studenten ließ er Zeichnungen anfangen und er merkte schnell, wie bequem das Promovieren doch sein kann, wenn man die Arbeit anderen überlässt. Die meisten Fehler, die sich eingeschlichen hatte, stammten schlicht und ergreifend von verschiedenen Studenten, die er die einzelnen Teile anfertigen ließ.

Für ein erklärendes Einzelkapitel entdeckte er eines Tages, dass eine vergleichbare, aber unveröffentlichte Examensarbeit bereits vieles von dem erforscht und dargestellt hatte, was er genauso in seine Untersuchung einfließen lassen konnte, ja musste, wie er sich selbst sicher wurde. Bei diesem Kapitel handelt es sich übrigens um das einzige, bei dem das Sprachzentrum des Lesers nicht auf der Stelle einen Infarkt erleidet. Man kann es lesen, man versteht es und man merkt, dass es nicht zu dem sonstigen Brimborium gehörte.

An dem Tag, an dem Senff diese Entdeckung machte, muss ihm eingefallen sein, doch auch weitere Teile von anderen verfasst zu bekommen. Nach und nach reichte er Kapitelaufträge weiter, und der Student, der ihm diese Arbeiten erledigte, war glücklich, konnte er sich doch so schwarz sein armseliges BAFöG aufbessern und sich gleichzeitig seinem Fach widmen.

Sauer war er nur über die Schlussabfertigung. Senff hatte sich nämlich geweigert, die letzte Rate zu bezahlen. Der Student hatte ja leider keinen schriftlichen Auftrag vorliegen. Zum Ausgleich dazu waren die Texte natürlich fern davon, wissenschaftlich brauchbar zu sein, denn der Student war zur Zeit der Abfassung noch nicht so weit, kompetente Qualität zu liefern. Aber das war an der Universität ohnehin egal. Als der von allen Seiten hochgeschätzte Senff eine schriftlichen Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde einreichte, zählte der Name des Einreichenden schon genug, um das lesefaule Publikum der Prüfungskommission zu blenden.

Ich war neugierig geworden, als der Ghostwriter mir von dieser Geschichte erzählte, blieb jedoch anfangs misstrauisch, bis er mir

handfeste Beweise vorlegte. Er zeigte mir in seinem WG-Zimmer Unterlagen, angefangene Stichwortsammlungen und handgeschriebene Kapitelaufträge.

Als ich die Handschrift sah, wusste ich, dass kein Zweifel an dieser Geschichte bestand. Zu diesem Zeitpunkt kannte ich die Handschrift des weit überschätzten, größtenteils von Pickenpack nach oben beförderten Dr. habil. Maxim Senff zur Genüge. Ich hatte nämlich inzwischen für ihn gearbeitet.

Er hatte mich nach meiner Promotion gefragt, ob ich Grabungsleitungen im Osten übernehmen wollte. Ich weiß bis heute nicht, welchem Umstand ich das zu verdanken habe. Erklären kann ich es mir allein dadurch, dass die Mund-zu-Mund-Propaganda mich als wenigstens genehmen und halbwegs fähigen Leiter hingestellt hatte, die immer wieder gebraucht werden. Womöglich hatte Senff auch geglaubt, in mir einen jungen Archäologen zu finden, den er sich nach Gusto zurechtbiegen konnte.

Da ich notorisch Geld brauchte und keine Anstellung in Aussicht hatte, sagte ich zu und ließ mich auf einen Kontrakt mit diesem wissenschaftlichen Teufel ein. Er fragte, ob ich demnächst eine Grabung übernehmen könnte, ohne dass ich bereits Genaueres erfuhr.

Die Zeit auf den Ausgrabungen im Osten verlief dabei sehr oft sehr seltsam. Wie in anderen Berufen auch fand sich unter westdeutschen Archäologen hartnäckig das falsche Bild des faulen Ossis aus heruntergekommenen Löchern und mit seltsamen politischen Anschauungen. Und Senff hatte noch ein besonderes Problem mit den Ostdeutschen. Westdeutschen Angestellten hielt er nämlich vor dem Stellenantritt einen mindestens halbstündigen Vortrag über die ostdeutschen Grußgewohnheiten. Lang und breit erklärte er, dass jeder Ostdeutsche es ausdrücklich verlange, persönlich mit Namen und Handschlag begrüßt zu werden, weil sie sonst auf den Tod beleidigt seien.

Natürlich durfte auch ich mir diese törichte Einführung in ostdeutsche Rituale anhören. Ich hatte lediglich das seltene Glück, von dem äußeren Prozedere seiner gewöhnlichen Vorstellungsge-

spräche verschont zu bleiben. Die fanden damals nämlich stets in einer Filiale eines großen amerikanischen Burger-Braters statt, obwohl er dabei nie etwas aß.

Eigentlich überraschte es mich wenig, dass ich die Arbeiter so anders erlebte, als Senff sie mir geschildert hatte. Ich war den Menschen, die Ostdeutschland nicht verlassen hatten, von Beginn an ehrlich freundlich gesinnt und half ihnen, wo ich nur konnte. Dadurch erlangte ich nicht allein ein angenehmes Arbeitsklima für alle Beteiligten, sondern erhielt darüber hinaus auch sehr schnell Informationen, an die ich kaum gelangt wäre, hätte ich die Menschen so hochmütig behandelt, wie Senff es tat.

Daher dauerte es auch nicht lang, bis ich die Pointe zur Begrüßungsposse erfuhr. Noch in der ersten Woche hatten die Arbeiter gespürt, dass sie in mir eine ehrliche Haut vor sich hatten und keinen Hinterträger und Verräter. Da die meisten Senff nicht besonders leiden konnten, tratschten sie gerne über ihn und erzählten mir bereitwillig, dass sie ihm gegenüber keineswegs stur darauf bestanden hatten, ausführlich begrüßt zu werden, nein, sie hatten lediglich überhaupt gegrüßt werden wollen. Und genau das hatte Senff anfangs gänzlich abgelehnt oder missachtet. Wenn er in den ersten Monaten auf einer Ausgrabung ankam, ging er stets nur wortlos zum örtlichen Grabungsleiter, unterhielt sich mit ihm und guckte die Arbeiter mit dem Arsch nicht an. Es waren ja auch nur einfache Arbeiter und keine promovierten und lorbeerbekranzten Popenbengel wie er!

Aber es nützte alles nichts, nach den ersten Beschwerden bei seinem Vorgesetzten musste auch Maxim sich dazu herablassen, die Arbeiter zu grüßen und sie per Handschlag sogar zu berühren.

5

Das Telefon klingelte an einem Freitagmittag. „Hallo?“ „Ja, hallo? – Hier ist Räumer, Dieter Räumer. Ich habe Ihre Te-

lefonnummer von Doktor Maxim Senff.“

„Aha“, wunderte ich mich.

„Ja. Das Wetter soll ja toll werden“, abhackte Dieter Räumer. Ich staunte ein wenig.

„Also, wenn es am Montag losgeht, solls ja auch schön werden.“

„Wenn was losgeht?“

„Die Ausgrabung. Hat Doktor Senff denn noch nichts gesagt?“

„Nein.“

„Ja. Also, am Montag soll bei der Allee nach Totenow die Grabung losgehen. Da, wo die neue Umgehung gebaut werden soll. Da waren doch gerade die Grünen und haben die Bäume mit Kreide mit einem X bemalt. Da ist sofort die Polizei gekommen. Da trauen sie sich. Aber wenn die Nazis aufmarschieren, dann sindse weg“, redete Dieter sich in eine trocken geschnittene Rage.

„Eine Ausgrabung in Totenow?“

„Genau. Hat Doktor Senff denn noch nichts erzählt?“

„Nein, aber ich werde ihn gleich mal anrufen“, ich sah auf meine Uhr und stockte, „wenn er noch im Haus sein sollte.“

„Ja, wir sollen uns jedenfalls um Zehn an der Grabung treffen. Dann kommen auch Bauwagen, Dixi und der Bagger.“

„Gut, ich klär das erstmal mit Maxim Senff“, verabschiedete ich mich etwas kühl.

Ich legte auf, suchte die Nummer von Senff heraus und rief ihn an. Natürlich erreichte ich ihn nicht mehr, an den Apparat ging sein damaliges Faktotum Matthias Spasst, den ich damals noch nicht persönlich kannte. Eine mir bekannte Archäologin hatte mir allerdings ein wenig von ihm erzählt. Er sei ein Klarchologe, wie Klassischen Archäologen im deutschsprachigen Raum von praktisch arbeitenden Bodendenkmalpflegern in durchaus abwertender Absicht bezeichnet werden. Klarchologie, das bedeutet Meditieren über Mamormuskeln, Faltenzählen, Haarwirbel suchen und Vasenkunde der stumpfsinnigsten Art. Obwohl ein Gutteil der beginnenden Archäologie von Untersuchungen der klassisch archäologischen Themen ausging, gilt die klassische Archäologie heute eher als Unterabteilung der Kunstgeschichte. Von moderner Aus-

graberei verstehen Klarchologen dagegen üblicherweise nichts oder sogar noch weniger.

Dank dieser Grundinformationen wusste ich etwa, wie ich Matthias einzusortieren hatte. Er erklärte mit einer saumsäuseligen Stimme, dass der Bauherr unbedingt anfangen wollte, um rechtzeitig drei Monate später mit dem Bau der Umgehungsstraße beginnen zu können. Der Projektleiter beim Straßenbauamt sei allerdings erst am Mittwoch aus dem Urlaub zurückgekehrt und habe es erst jetzt geschafft, den Landwirt davon zu überzeugen, den Archäologen Begehungsrechte zu erteilen.

Da ich damals schon mit den Abläufen und den Gepflogenheiten der zuständigen Verursacher vertraut war, wunderte mich die Erklärung kaum, obwohl es mich ein wenig störte, dass Senff mir nicht zuvor einen minimalen Hinweis darauf gegeben hatte, dass ich für diese Ausgrabung grundsätzlich als Leiter vorgesehen war. Außerdem erklärte es überhaupt nicht, warum dieser Dieter vor mir informiert wurde.

Ich erfuhr nun, dass es sich bei der Fundstelle um eine Siedlung der späten Bronzezeit bis zur Eisenzeit handelte. Danach teilte der Klarchologe mir mit, wie hoch der Beitrag war, den mir das Landesamt zu meinen Unterkunftskosten zurückerstattete. Das Amt hätte jedoch auch ein altes LPG-Gebäude angemietet, in dem sich eine einfache Küche und Dusche befände. Hier könnte ich gratis unterkommen. Außerdem bekäme ich einen Dienstwagen, der am Montag am Amtssitz mit einem Teil des Grabungsmaterials abzuholen sei. Zuletzt fragte er, ob ich schon lange versucht hatte, ihn zu erreichen, besaß doch das gesamte Amt lediglich eine (!) Leitung, mit der man in das öffentliche Telefonnetz telefonieren konnte. Als ich ihm mitteilte, dass es mein erster Versuch gewesen war, beglückwünschte er mich zum Abschied.

Den Rest des Wochenendes verbrachte ich damit, telefonisch nach einem Zimmer in Totenow zu suchen. Am Sonntagnachmittag erkannte ich aufgrund der Pensionsknappheit, dass es einfacher wäre, in der LPG unterzukommen, in der auch andere Grabungsleiter und ein paar Arbeiter wohnen wollten.

*

Am Montag stand ich gegen acht Uhr am Amt. Da ich gewöhnlich ein recht pünktlicher Mensch bin, war ich natürlich vor Senff, vor Spasst und vor den meisten anderen Mitarbeitern an dem kleinen halbverfallenen Bau. Der wankelnde Pförtner ließ mich in das Gebäude und führte mich in das kleine, huckige Büro, in dem Matthias Spasst, Maxim Senff und eine Zeichnerin namens Merle während der Arbeit hausten.

Ich machte es mir auf einem der ausgeleierten und knarrzenden Drehstühle bequem und betrachtete das Amtszimmer. Büros sind bekanntlich grundsätzlich dazu geeignet, eine Vorstellung von den geistigen Vorgängen ihrer Nutzer zu vermitteln. Hier war ich nun mit der konzentrierten Form gleich zweier Schreibtischhengste und einer -stute auf einem nur knapp zwölf Quadratmeter messenden Raum mit einer hohen Decke und vollgestapelten Blechregalen aus dem Baumarkt konfrontiert. Dort stand eine dieser unseligen Bürotassen, die eine keramische Variante der mit neunmalwitzigen Sprüchen bedruckten T-Shirts darstellen. Hier hing eine alberne Autogrammkarte eines wurstigen G-Prominenten, um die im lobotomierten Fanwesen ausgedrückte Persönlichkeit des Schreibtischbedieners jedem zufälligen Besucher sogleich auf die Nase zu knoten. Am Schrank hing ein kasperiges Fax, das zu einem ausgedachten Trinkerkongress einlud und mit müden Verlockungen (Aspirin mit Monogramm) vermutlich selbst einem ausgewiesenen Asmussen-Publikum bestenfalls ein flaues Grinsen hervorzulocken vermöchte. Lediglich zwei an strategischen Punkten an die Wand geheftete und mit bunten Pins gespickte Pläne linearer Projekte ließen die Vermutung aufkommen, dass hier auch gearbeitet würde.

Ich hatte kaum eine halbe Stunde in dem Kabuff gewartet, als ein spießig gekleideter Fußabtreter zusammen mit einem blonden Rastafari schwatzend in das Büro bummelte. In der mit einem rosa gestreiften Hemd geschmückten Person erkannte ich gleich zurecht Matthias, der Typ mit den zu einem Zopf zusammengebunden Filzwürsten und einer abgetragenen dünn schwarzen Le-

derweste wirkte als kräftiger Kontrast zu diesem Schreibtischtäter. Durch Frisur und Klamotten bezeugte der Rasta mit Nachdruck, wie wenig er von dem aufgeputzten Amtszinnober hielt und erntete auf den ersten Blick einige Sympathiepunkte bei mir.

Matthias vermutete sofort, wer ich sei, und stellte mir den Rastamann als Jonas Grönahög vor. Jonas kam aus Schweden und grinste meist freundlich. Der Schwede, so erklärte Matthias, sei studierter Archäologe und solle im Verlauf der Woche als Techniker zu der Grabung stoßen. Heute sei er hier, um mir bei der Zusammenstellung der Werkzeuge zu helfen, da er wusste, welche Geräte sich bereits in der nahegelegenen LPG befänden und welche noch fehlten. Außerdem verriet mir der Klarchologe, dass Senff jeden Moment eintreffen müsste, um mir die Schlüssel für den angemieteten Dienstwagen aushändigen zu können. Bis dahin könnte ich jedoch bereits mit Jonas das restliche Werkzeug im Keller zusammensuchen. Dazu händigte Matthias uns ein schwer behangenes Schlüsselbund aus.

*

„Du kommst also aus Schweden?“, fragte ich, als er mich die Gänge zu dem Kellergewölbe führte.

„Jo, das gibt ein kleines Dorf im Zentrum des Landes, da komme ich von her.“

„Und was hat dich ausgerechnet nach Deutschland verschlagen?“ Wir tippelten eine kurze Treppe hinab.

„In Sweden sind nicht viele Stellen, und du kannst in Deutschland gut lernen auszugraben.“

„Mannmannmann. Das ging ja jetzt alles ziemlich überstürzt. Ich bin erst am Freitag von einem Arbeiter informiert worden, dass es heute losgeht.“ Es ging zwei kurvige Gänge nach links.

„Am Freitag erst?“

„Wusstest du schon früher Bescheid?“

„Maxim hat mich schon vor anderthalb Wochen informiert. Wer hat dich denn angerufen?“ Und wieder nach rechts.

„Ein Dieter Räumer. Warn bisschen merkwürdig am Telefon. Vor anderthalb Wochen?“

„Ja. Aber das ist normal hier. Daran wirst du dich noch gewöhnen“, grinste er, „Dieter ist o.k. Der ist ein guter Arbeiter und ziemlich nett. Manchmal wirkt er ein bisschen trottelig, das ist er aber nicht“, ergänzte er noch, dann standen wir vor der Kellertür, die uns beiden kaum bis zur Brust reichte.

Jonas, der wusste, welcher Schlüssel in das Schloss passte, öffnete sie. Hinter der Tür glitt eine schäbige ausgetretene Treppe herab, deren Abstiegswinkel an die Eiger Nordwand gemahnte. Jonas griff hakig um den Türrahmen nach dem Lichtschalter und führte mich in den trüben Keller. Der Gerätekeller war über und über mit Resten abgebrochener Schaufeln, Spaten, den Leichnamen rostzerfressener Schubkarren, eingedreckten und angeschimmelten Schubkarren und Holzfunden zugestapelt. Lediglich ein schmaler Gang war freigeräumt, durch den wir uns zwängten, um zu dem ersten Raum zu gelangen, in dem die besseren Werkzeuge eingeschlossen waren.

„Hier sollte Matthias mal sein hobby-horse machen“, stänkerte Jonas, wies auf die schwammigen Wände und zog grinsend die Mundwinkel nach oben.

„Wieso?“

„Na, er renoviert doch so gerne.“

„Aha. – Na, ich kenn ihn nicht besonders.“

„Ja, er zieht immer von einer Wohnung in eine andere. Ist er eingezogen, renoviert er sie. Dann zieht er wieder in die nächste Wohnung und renoviert die dann.“

„Tatsächlich?“, jetzt konnte ich mir ein Grinsen auch nicht länger verkneifen. Jonas öffnete die nächste Tür. In diesem Raum waren die Werkzeuge sehr ordentlich in Regale geräumt und nach Form, Arbeitsbereich und Material sortiert.

„Was fehlt denn noch so in Totenow?“, fragte ich.

„Wir brauchen vor allem Geräte für die Vermessung. Also Sta-

tiv, Messlatte, Holzpflöcke, Maßbänder, Nägel und ein biss-schen Kleinkram, ein biss-schen Kellen, Pinsel und so. Außerdem Nordpfeil und Maßstab für Fotos. Schaufeln, Spaten, Fluchtstangen und Schubkarren sind dagegen in Totenow genug“, antwortete der Schede, wispernd fügte er hinzu: „Hoffentlich hat Wieland nur nicht alles in seinem Zimmer gehortet.“

„Wieland?“, fragte ich. „Wieland Kellerman?“ Ich kannte Wieland von der Uni. Er war nicht gerade die archäologische Leuchte und hatte oft Probleme, mit anderen Menschen sozial zu interagieren. Dabei besaß er eine Grundahnung von vielem, für die praktische Arbeit fehlte ihm allerdings schlicht und ergreifend jede Patenz. Dennoch hatte ich ihn als durchaus erträgliche Person kennengelernt.

Wieland war vor allem zur Archäologie gekommen, weil sein Vater seit Jahrzehnten ein arrivierter Archäologe war. Als der Sohnemann begann, in dessen Fußstapfen zu treten, saß Papa Kellerman längst in zahlreichen Kommissionen. Die Familie gehörte trotz ihres eher einfachen Namens irgendeinem größtenteils ausgestorbenen Adelszweig an, dem sie ihr Familienwappen verdankten. Wieland hatte es mir eines Tages an der Uni beschrieben und skizziert, ich kann mich aber nur noch daran erinnern, dass es ungewöhnlich kleinteilig war. Es war in Viertel gegliedert, in denen eine stilisierte Kuh, ein Pferd, ein Reh und irgendetwas zu essen abgebildet war.

Wir kramten die notwendigen Geräte zusammen und stellten sie vor die Tür, bevor wir sie aus dem Keller und zum Parkplatz der Dienstfahrzeuge trugen. Zwischenzeitlich begrüßte Maxim uns kurz auf dem dichtregalten Gang, sagte mir, welchen Wagen ich bekomme (einen Geländewagen) und reichte mir dessen Schlüssel.

„Bevor du losfährst“, ermahnte er mich, „kommst du nochmal in mein Büro. Wir müssen noch den Papierkram machen.“

„Stimmt. Und ich würde gerne wissen, wohin ich fahren muss“, erwiderte ich mit einem schnippischen Ton, der Maxim völlig zu entgehen schien.

Als Jonas und ich die Geräte in dem nagelneuen Dienstauto ver-

staut hatten, ging ich zu meinem privaten Wagen, um meine Taschen zu holen. Als ich wieder bei dem Geländewagen ankam, stand dort der Schwede und rauchte eine Zigarette an. Kaum begann sie zu glühen, zog er aus seiner Weste einen Taschenascher, öffnete ihn und legte die Zigarette auf die dafür vorgesehene Delle.

„Und wo kommst du her?“, fragte er mich.

„Ich hab hauptsächlich im Pott studiert. Im Ruhrgebiet.“ Ich ergänzte: „Ist nur ein kleines Institut, dafür umso feiner“, und lächelte wissend.

„Möchtest du später an der Uni arbeiten?“

„Nee, ich strebe eindeutig die praktische Arbeit an. Bloß nicht mit zu vielen lebenden Menschen in Kontakt kommen, ist meine Devise.“

Jonas nickte, „Das kann ich verstehen.“ Seine Zigarette lag weiterhin auf seinem Taschenascher und glühte vor sich hin. Dort blieb sie auch für den Rest dieses verbalen Beschnupperns liegen, bis sie bis zum Filter verascht war. Danach klappte er den Taschenascher ein und ermahnte mich, jetzt solle ich aber besser zu Maxim gehen, bevor der ungeduldig wird.

Ich kramte die Versicherungsunterlagen aus einer meiner Taschen und trabte federnd in das Büro von Maximmatthiasmerle. Als ich nach Wieland fragte, wurde mir eröffnet, dass gleich drei Grabungen in näherer Umgebungen stattfinden würden, eine leitete Wieland, die zweite ein Arnold Eichhorn, den ich nicht kannte, und das letzte Projekt schließlich hatte ich bekommen. Da die zwei bereits für das Amt gearbeitet hatten, sollte ich mich bei Problemen zunächst an einen der beiden wenden. Matthias drückte mir noch den Fotokoffer mit einer Spiegelreflexkamera, drei Dia-Filmen, einer Fototafel, und den Buchstaben in die Hand.

Im Kabuff musste ich noch etliche trübe Witzeleien über mich ergehen lassen, während ich den abgespeckten Arbeitsvertrag gegenzeichnete und mir auf Plänen die Position der Ausgrabung zeigen ließ. Gnädigerweise musste ich die gewünschten Ausgrabungsflächen nicht memorieren, sondern bekam zusammen mit

etlichen Formularen Kopien von den Plänen ausgehändigt.

Am selben Tag, so erfuhr ich nun, sei lediglich mit der Anlieferung des Baggers, der Bauwagen und des Baustellenklos zu rechnen. Im Laufe des Tages käme außerdem Wieland zu meiner Grabung, um mir einen Schlüssel für die Unterkunft in Totenow auszuhändigen. Dessen Grabung sollte nur wenige hundert Meter von meiner Grabung entfernt liegen, und im Zuge derselben Bauarbeiten notwendig geworden sein.

Erst am zweiten Tag sollten Sylvia Widder, die erste Zeichnerin, mit dem Arbeiter Hans Gros zum Team stoßen, was ich besonders lustig empfand, weil eben dieselbe Archäologin, die mir Grundinformationen über Spasst gegeben hatte, mit beiden zusammen gearbeitet und mir ein paar Geschichten von diesem Arbeitsehepaar erzählt hatte. Ab dem dritten Tag schließlich seien neben Jonas auch der ehrenamtliche Denkmalpfleger Wernher Senger, ein grabungserfahrener Arbeiter Jan Retzlaff sowie eine Studentin namens Marion Pauls bestellt. Letztere wurde aufgrund ihrer telefonischen Angaben ebenfalls als (für das Amt finanziell besonders günstige) Zeichnerin angestellt.

Bevor ich mit Dieter in der LPG Totenow die restlichen Werkzeuge abholen sollte, ermahnte Maxim mich allerdings mit einem pflaumigen Gesicht, auf die Vermesser vom Katasteramt zu warten, die uns die Fläche noch genau auspflocken sollten. Ich meldete Maxim und Matthias ein „Selbstverständlich!“, verabschiedete mich artig und ging hinaus zu dem Dienstwagen.

*

Zwei Stunden später kam ich auf dem Acker an, auf dem ich die nächsten Monate verbringen sollte. An der baumgesäumten Landstraße erwartete mich bereits mein erster Mitarbeiter Dieter Räumer. Als ich mit dem Geländewagen langsam auf die Feldeinfahrt trudelte, winkte mir der etwas schmächtige Kerl im Blaumann zu. Dieter hatte einen sehr kurzen Meckischnitt und war kräftig sonnengebrannt. Seine Haut war wettergegerbt und zerfurcht, dabei aber nicht im eigentlichen Sinne faltig. Fast immer, wenn man ihn sah, waren seine Augen leicht zusammengekniffen, dabei bildeten die Brauen eine Form wie der Giebel eines Satteldaches.

„Ich habe den Bauwagen schon gesehen!“, begrüßte Dieter mich durch die offene Tür, noch bevor ich aussteigen konnte. Er hatte den Satz betont wie ein fünfjähriges Kind, das seiner Patentante stolz von seiner neuen Modelleisenbahn erzählt, ich merkte schnell, dass das sein normaler Tonfall war.

„Der ist unten im Ort falsch abgebogen. Der steht an der Tankstelle.“ Entfernt bimmelte eine Bahnschranke; noch hörte ich dieses Geräusch aufmerksam, wenige Tage später hatte ich es so oft gehört, dass ich es kaum noch wahrnahm. „Hallo, ja, dann steig ein und zeig mir mal, wo der steht.“

Dieter und ich fuhren von dem Acker auf die Landstraße, und er erklärte mir ungefragt, dass er nur wenige Dörfer weiter weg wohnt und jeden Morgen mit der Bahn kommt.

Wir rollten über die nahen Bahngleise und mussten an der dahinter gelegenen Ampel halten, die fast immer rot war. Bei der Gelegenheit sah ich, dass die grünbraune Stofftasche, die Dieter auch später alle Tage mit sich führte, auf der Vorderseite mit der handtellergroßen Darstellung eines Hanfblattes geschmückt war. Er merkte, dass ich auf die Tasche blickte und beeilte sich, mir

den Sachverhalt zu erklären: „Das ist eine Kiffer-Tasche."

„Ich weiß", grinste ich vielsagend.

„Die habe ich aber von meinem Sohn. Ich kiffe nicht", schüttelte er den Kopf. „Ich rauche zwar, aber ich rauch nur Tabak, keinen Knaster. Und die Tasche hat mir mein Sohn gegeben ..."

Die Ampel wurde gelb und grün, ich fuhr los.

„Dieter", versicherte ich ihm, „selbst wenn du kiffst, macht mir das nichts aus. Ich glaub dir aber auch."

„... ich kiffe nämlich nicht."

Er beruhigte sich, wir kurvten nach rechts und erreichten nach knapp anderthalb Kilometern die einzige Tankstelle im Umkreis einer Tagesreise zu Pferd. Hier wartete der Tieflader bereits mit dem Bagger.

„Na, wenigstens macht er keinen Unsinn", entfuhr es mir.

Dieter fragte: „Wieso?"

„Ich sollte mal für ne Notgrabung einen Bagger am Freitag Nachmittag entgegennehmen, der Lieferant hat wie üblich die Adresse nicht gefunden und den Bagger im erstbesten Obstgarten abgestellt." Ich schüttelte lachend den Kopf. „Irgendwann rief dann ein aufgeregter Kleingärtner bei dem Bauunternehmer an. Der Fahrer hatte nämlich noch ein paar Apfelbäume kaputtgehauen. So richtig schöne alte Sorten. Aber der Unternehmer war ja versichert."

Als wir an der Tankstelle ankamen, ertappten wir den Tiefladerfahrer dabei, wie er gemütlich im Straßenplan kramte. Er hatte es nicht besonders eilig, uns zu finden, aber das machte uns nicht viel aus. Immerhin war heute sowie nur der Tag, an dem die Geräte angeliefert werden sollten.

Wir geleiteten ihn zur zukünftigen Baustelle, wo er zum Abladen erstmal mit Nachdruck die Bundesstraße blockierte. Dahinter hupten Autofahrer, die es nicht aushielten, entweder fünf Minuten zu warten oder die Blockade einfach auf der kaum entfernten Parallelstraße zu umfahren. Der beinahe übermäßig ruhige Lieferant bedachte sie mit dem freundlich vorgetragenen Hinweis darauf, dass „wir das ja gerne diskutieren können, dann dauerts aber nur

umso länger.“

Da ich ohnehin nicht viel zur Situation beitragen konnte, amüsierte ich mich schlicht. Inzwischen wurden auch Bauwagen und Werkzeugcontainer angeliefert, gleichzeitig kündigte sich mein erster Besuch an. Wieland kam nämlich mit seinem Dienstwagen angefahren, ich wunderte mich, warum er den offenbar ältesten Bulli des Amtes mit der größten Beulendichte bekommen hatte, während ich mit einem angemieteten Neuwagen versorgt war. Später erfuhr ich von anderer Seite, dass Wieland auf Autos Beulen sammelte wie andere Briefmarken.

„Hallo Wieland!“, begrüßte ich ihn, als er aus dem Bulli stieg.

„Grüß dich, ich hab schon mal einen Schlüssel für die LPG nachmachen lassen. Da hat übrigens eben der Klo-Mann angerufen, der sucht eure Grabung.“

Ich griff nach dem Schlüssel und pulte ihn an mein Schlüsselbund: „Hat der denn keine Lieferadresse bekommen?“

„Natürlich, aber du weißt doch, die finden die Grabung doch nie.“

„Das stimmt. Wo wartet der denn jetzt?“

„An der Tankstelle.“

„Na super, da kommen wir gerade her. Dieter?“

Der dreht sich mit einem „Ja?“ zu mir.

„Ich muss das Klo an der Tanke abholen. Kannst du dich gerade mal um die Bauwagen und den Container kümmern, der soll die am besten dahinten hinstellen.“ Ich wies vor das zukünftige Südende der Grabungsfläche.

„Nicht lieber hier vorne unter den Bäumen? Da hätten wir ein bisschen Schatten.“

„Nee, das wird nicht viel bringen, dafür sind die Bäume zu hoch und zu licht. Außerdem müssten wird dann den Kram soweit schleppen. – Gibt es sonst noch was, Wieland?“

„Nein, äh, achso, ich grabe übrigens in Krützin, das ist gleich dahinten auf der anderen Straßenseite.“

„Ja, ich weiß, na, wenn ich was brauche, komme ich einfach rüber“, da ich wusste, wie ungeduldig ausgerechnet die notorisch

unzuverlässigen Baustellenklolieferanten und -reiniger waren, sprang ich beinahe unhöflich, mich gerade noch verabschiedend in meinen Wagen und ließ Wieland stehen. Im Losfahren kurbelte ich aber noch das Fenster runter und rief Dieter zu: „Wenn die Vermesser kommen, sag ihnen, dass ich sofort wieder da bin."

Wieder ging es über die Gleise, an der Ampel halten, einmal rechts und tausendfünfhundert Meter die Straße runter. Der Lieferwagen stand aber nicht an der Tanke, sondern gegenüber in einem toten Feldweg. Hier stand der unverhältnismäßig gestresste Klo-Mensch gebeugt rauchend neben seinem Wagen und studierte in nervöser Panik die gefaxten Anfahrtsskizzen und einen Straßenplan. Ich hielt hinter seinem Wagen, stieg aus, ging zu ihm und erklärte ihm, wer ich bin und wo das Baustellenklo hingestellt werden sollte. In dem Moment, in dem ihm klar wurde, wen er vor sich hatte, wurde er frech und schimpfte, die Anfahrtsskizze sei unmöglich, die Baustelle nicht zu finden, und außerdem sei da ja noch gar keine Baustelle.

Ich kannte das Geterze ausgerechnet des untersten Gliedes, ließ ihn motzen, dachte schmunzelnd an den gerade vom Tiefladerfahrer gehörten Spruch und geleitete ihn zur „Baustelle". Dieter hatte mit den beiden anderen Lieferanten die Bauwagen und den Container an die vorgesehene Stelle befördert, dabei hatte sich der Lastwagen mit dem Bauwagen auf dem noch nicht einmal besonders matschigen Acker festgefahren. Praktischerweise fuhr sein Laster nämlich auf Reifen, die schmaler waren als bei den meisten Mountain-Bikes. Immerhin waren die Lieferanten patent genug, den Wagen mit dem kettenbetriebenen Bagger in Richtung Straße zu ziehen, so dass ich mich wenigstens nicht auch noch darum kümmern musste.

Der Klo-Mann hatte den blauen Plastikquader kaum abgestellt und mit den stinkenden Chemikalien befüllt, da trudelte schon der nächste Bulli an. Die Vermesser waren angekommen. Glücklicherweise waren sie zu Dritt gekommen. Wir zeigten uns gegenseitig unsere Pläne und besprachen, wo wir welche Pflöcke gesteckt bekommen wollten. Ich bat darum, mir nach dem Setzen der Pflö-

cke einen Grundplan mit Gauß-Krüger-Koordinaten zu überlassen. In der Zwischenzeit wollte ich mit Dieter zur ehemaligen LPG fahren, die das Amt angemietet hatte, und schon einmal eine erste Fuhre Werkzeug holen. Bei der Gelegenheit konnte ich mir gleich ein Zimmer aussuchen und darin die wertvolleren Vermessungsgeräte dort abstellen, da ich sie ohnehin nicht mehr an diesem Tag benötigte.

Um zu dem Gebäude zu gelangen, mussten wir wieder über die Bahngleise, an der Ampel halten, nach der Ampel jedoch nach links abbiegen und etwa vier Kilometer hinter einer Unzahl von unüberholbaren 25-km-Autos herzuckeln. Hinter einer leicht erhöhten, mit Kiefern bewachsenen Anhöhe lag ein länglicher Bau, dem man bereits von außen ansehen konnte, dass er im Ganzen stark heruntergekommen und ungepflegt war. Ich hielt direkt vor dem Eingang, schließlich wollten wir die Geräte nicht unnötig weit schleppen. Ich packte meinen Kram und die Vermessungsgeräte aus dem Wagen, Dieter half mir beim Tragen, und glücklicherweise passte sogar der Schlüssel ohne Probleme in das eher unzuverlässig wirkende Schloss. Hinter der naturgebeizten Tür entblößte sich uns ein breiter, etwa fünfzig Meter langer Gang, von dem zu beiden Seiten zahllose Türen abgingen. Der Gang war mit einem vermutlich bereits in den Fünfzigern ausgeblichenen Linoleumimitat gepflastert, das den dringenden Eindruck erweckte, dies sei nicht das Gebäude für die Subotniks der LPG gewesen, sondern es handele sich um den alten Kuhstall. Dieter kannte das Gebäude und empfahl mir: „Als Grabungsleiter solltest du eines von den Zimmern im hinteren Teil nehmen. Da funktionieren die Nachtspeicheröfen noch.“ Wir trudelten den Gang hinab, ich blickte dabei unschlüssig nach rechts und links.

„Nimm lieber ein Zimmer auf der rechten Seite“, beantwortete Dieter mein fragendes Gesicht, „da hast du morgens Sonne, außerdem kann man die Türen auf dieser Seite abschließen.“

Ich entschied mich schließlich für einen Raum, der noch nicht vergeben war und nicht allzu sehr zugestellt war. Hier war der Boden zwar mit einer Art Auslegware zugepflastert und insofern we-

niger unangenehm als im Gang. Einige Tage später musste ich jedoch feststellen, dass der filzig-fasrige Boden quasi lebte, zumindest produzierte er Wollmäuse in einer solch großen Zahl, dass ich mir während der Ausgrabung problemlos einen Pullover hätte stricken können, wenn es mir denn nicht zuwider gewesen wäre, diese „Fasern“ näher als irgend nötig an mich heranzulassen.

Immerhin war das Zimmer bei meinem Einzug so aufgeräumt, dass ich am Abend lediglich ein paar rasselnde Fundkartons umzuräumen und den Schreibtisch in eine günstige Position zu rücken hatte, um es mir den Umständen entsprechend gemütlich einzurichten. Jetzt verschlossen wir jedoch erst einmal die Tür, und ich bat Dieter, mich zu den Räumen mit den Werkzeugen zu führen.

„Was brauchen wir denn?“

„Insgesamt sind wir acht Leute.“

„Ja“, platzte es aus Dieter, „da nehmen wir am besten mal so zehn Schaufeln, vielleicht auch acht Spaten, oder?“ Dieter griff nach zwei, drei Schaufeln, sein Gesicht verzog sich zu einer angewiderten Grimasse: „Ä! Hat Rüdiger die wieder mit Diesel eingeschmiert.“

Dieter stellte die Schaufeln wieder an die Wand und wischte sich die Hände reflexartig am Latz seines Blaumanns ab. „Haben wir nicht ...“, er blickte sich um, „... irgendwo? ... Ah! Hier! Ein paar Tücher. Ich mach die Schaufeln erstmal sauber, so können wir die doch nicht in deinen Wagen legen.“

„Der Boden wird hier doch bestimmt sandig sein, da können wir uns Spitzhacken bestimmt sparen?“

„Neinnein, die brauchen wir nicht, aber ein paar Kratzer können wir gleich einpacken. Und falls die Befunde mal zu trocken werden, du weißt schon, für ein Foto, oder damit man sie besser zeichnen kann, lass uns auch mal ne Gloria mitnehmen. Außerdem sollten wir uns zwei Schubkarren aussuchen, bevor nur noch kaputte Karren da sind.“

„Die kriegen wir aber nicht sofort mit, da fahren wir nachher nochmal – hamja Zeit“, grinste ich.

Wir packten noch dutzende Kellen, Stukkateureisen, Bürsten, Eimer, ja, voller Optimismus sogar ein paar Pinsel ein, außerdem bereiteten wir ein paar Fundkartons mit Fundtüten vor, legten mehrere Blocks Fundzettel dazu. Aus einer größeren Kiste räumten wir noch den nötigsten Zeichenkram (Druckbleistifte, Buntstifte, Radiergummi, Anspitzer, Lineale, Millimeterpapier) in zwei leere Anglerkoffer und suchten uns die beiden Zeichenrahmen aus, die am ehesten den Eindruck machten, die Grabung halbwegs zu überstehen. Da wir die Zeichenutensilien an diesem Tag noch nicht brauchten, stellten wir sie zu den Vermessungsgeräten in mein neues Zimmer.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit mehreren Touren, um das weniger wertvolle Werkzeug zur Grabung zu transportieren. Bei jedem Besuch sahen wir, wie die gut gelaunten Vermesser nach und nach alle für uns notwendige Pflöcke pflanzten. Die Grabungsfläche, die zu untersuchen war, führte von der Zufahrt der Landstraße eine kleine Anhöhe hinauf und an einem Soll vorbei. Ein halbes Jahr später sollte mit der Auskofferung der neuen Umgehungsstraße begonnen werden, die in Wirklichkeit erst ein Jahr darauf erfolgte. Zur Vereinfachung unserer eigenen Vermessungsarbeiten hatte irgendein freundlicher Landmesser viele Jahrzehnte zuvor diesen Soll genutzt, um einen Höhenpunkt zu setzen. Also mussten wir nicht mit irgendwelchen Behelfspunkten arbeiten, um die Befunde über Normalnull einmessen zu können. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich natürlich noch nicht wissen, dass ich trotzdem noch mehrere Wochenenden damit verbringen würde, Höhenwerte nachzurechnen und zu korrigieren.

6

Die erste Nacht in der ehemaligen LPG Totenow war recht ruhig. Außer mir übernachtete nur Wieland, der das übernächste Zimmer belegt hatte. Andere Gäste sollten termingemäß

auch frühestens am Folgetag eintrudeln.

Wieland und ich sahen uns am nächsten Morgen nur kurz zum flüssigen Koffeinfrühstück in der improvisierten Küche, die später auch als abendlicher Archäologentreffpunkt diente, dann packten wir unsere Wagen mit dem restlichen Gerät voll und fuhren zu unseren Grabungen.

Kurz bevor ich zur Grabung kam, sah ich Dieter direkt hinter der Ampel zur Grabung laufen. Ich hielt an, ließ ihn einsteigen, und er begann nach kurzem Gruß direkt zu plappern. Auf den wenigen Metern zur eigentlichen Grabung hatte er mir in gedrängter Form seinen Lebenslauf erzählt mit einer besonderen Gewichtung auf die zivile Seefahrt in der DDR. Dieter war nämlich auf einem DDR-Frachter zur See gefahren und freute sich besonders, als er mir den Unterschied zwischen Luv und Lee erklärte: „Das lernst du nämlich ganz schnell, wenn du mal gegen den Wind gepisst hast“, strahlte er mich an.

Als wir auf die Baustelle fuhren, stand bereits ein Pick-up von der Baufirma auf der Grabung. Zumindest der Baggerfahrer war also vor uns angekommen und glänzte mit auffallender Pünktlichkeit. Noch saß er in seinem Wagen, hörte sehr laut Truck Stop und las dazu angestrengt in der üblichen Bauzeitung mit den großen Abbildungen. Er merkte, dass jemand gekommen war, raschelte schnell die Blätter dreimal zusammen und stopfte sie zwischen Armaturenbrett und Windschutzscheibe. Als er dabei aufblickte, war ich eine Sekunde verwundert. Der Mann, der da gerade ausstieg und in den nächsten sechs bis acht Wochen für uns den Bagger bedienen sollte, sah aus wie die Bonsai-Wiedergeburt von James Joyce. Das hagere Männchen mit leicht gelig zurückgekämmten Haaren stellte sich als Stefan vor und lugte durch die wahrscheinlich dicksten Brillengläser östlich der Elbe. Am auffälligsten waren jedoch seine stark eingefallenen Wangen, da ihm genau wie dem irischen Schriftsteller die meisten Zähne fehlten. Anders als Joyce hatte Stefan sie jedoch schlagartig bei einem Unfall verloren, wie ich später noch erfahren sollte. Er trug eine unförmige Bundeswehrlatzhose und wollte mir auch gleich

eine andrehen, führte er doch wie ein Vertreter eine Kiste mit einem halben Dutzend solcher Hosen im Pick-up mit sich. Zum Glück fiel mir die Ablehnung eines derart albernen Kleidungsstücks umso leichter, weil mir die Hose auf den ersten Blick nicht passte, schließlich trug ich im Gegensatz zu Stefan schon seit einigen Jahren keine Kindergrößen mehr.

Ich gab Stefan den Schlüssel für den Bagger. Während er mit dem kettengetriebenen Spielzeug für große und kleine Kinder zur Ausgrabungsfläche rasselte, öffnete ich den Container und die Bauwagen. Dieter packte seine Hanftasche in einen der beiden Wagen, der dadurch zum Raucherwagen befördert wurde. Dann zeigte ich ihm, wo Stefan unter seiner Aufsicht mit dem Baggern beginnen sollte. Da ich von Senff erfahren hatte, dass Dieter auch ehrenamtlicher Denkmalpfleger war, hatte ich keine großen Bedenken, ihm diese Arbeit zu übertragen. In der Zwischenzeit räumte ich den Zeichenkram in den Nichtraucherwagen, weil ich jeden Moment mit der Ankunft der ersten Zeichnerin Sylvia Widder und ihres Kollegen Hans Gros rechnete.

Ich hatte Anglerkoffer und Zeichenbretter kaum in meinem Büro auf Rädern verstaut und damit begonnen, die Sachen für zwei Zeichner vorzubereiten, als ich hörte, dass draußen ein Auto vorfuhr. Als ich aus dem Wagen kletterte, sah ich, dass ein Endzwanziger mit roten Haaren in einem der vom Amt angemieteten Dienstwagen angekommen war. Nach den Erzählungen meiner Bekannten war klar, dass es sich nicht um Hans handeln konnte, daher vermutete ich, dass es sich um Arnold Eichhorn, den dritten Grabungsleiter in der näheren Umgebungen handelte.

„Scheiße, ws is dátten fürn Mistdreck!“, war das erste, was ich von ihm vernahm. Irgendwie verwurstelte er sich gerade mit seinem Gurt. Langsam schritt ich auf ihn zu.

„Hallo, du bist Arnold?“

„Son verkackter Mist – ja!“, er war zwar inzwischen aus dem Gurt befreit, fummelte aber weiter am Fahrersitz herum, bevor er sich mir zuwandte, „Wieland hat mir von dir erzählt.“

„Hoffentlich nur Gutes“, schmunzelte ich.

„Na, was man ebm so redet. Ich wär schon ehr hier gewesen, aber ich hab son beschissenen Veilchenbeschleuniger vor der Nase gehabt."

Ich hob fragend die Augenbrauen.

„Na, son Blumentransporter."

„Du gräbst auch in der Nähe?", erkundigte ich mich dann.

„Ja, meine Grabung, das is son slawisches Gräberfeld, das zum Teil noch unter diesen dämlichen Betonplatten von irrndsomm ollen LPG-Wech liegt." Er drehte sich nach hinten und wies knapp einen Kilometer nach Süden, in Richtung unserer Unterkunft.

„Wieland hockt mit seiner Krützıner Grabung da drüben ja direkt zwischen uns", ergänzte er, „das ist ja auch ein Dreckskram."

„Wieso?"

„Na, eintlich soll er ja wie wir bei der Umgehung buddeln, direkt neben seiner Fundstelle möchte aber irrndsonne olle Scheißfirma n paar WKAs bauen." Ich blickte fragend. „Na, Windkraftanlagen. Und weil wir ja sowieso grad dabei sind, darf Wieland für die Vollidioten gleich n paar Mistlöcher mehr aufmachen. – Aber sach ma, wat macht Dieter da eintlich?"

Ich drehte mich um und sah zu meinem Entsetzen, dass Dieter sich gerade mehr oder weniger eingrub. Anstatt einfach knapp unter den Mutterbodenhorizont baggern zu lassen, stand er inzwischen mit seiner Schaufel mehr als anderthalb Meter unter der Bodenoberkante und machte dem Baggerfahrer mit einer gebogengrabenden Hand heftige Zeichen, noch viel tiefer zu graben. Schnell lief ich zu Dieter, mit Arnold im Schlepptau. Ich winkte und übertönte mit lauter Stimme den Bagger, um Dieter klar zu machen, dass er sich längst zu tief ins Holozän eingegraben hatte. Der Arbeiter war ein wenig erschreckt, entschuldigte sich jedoch bei mir völlig übertrieben und ließ den Bagger ein Stück nach hinten fahren, wo er dann in zwei, drei Zügen seiner Schaufel insgesamt nur noch knapp einen halben Meter abhobelte.

„Solltess du nich eintlich mehr Mitarbeiter haben?"

„Ja, ich warte noch auf Sylvia Widder und Hans Gros. Kennst du die?"

„Nee, mit den habbich nie gearbeitet“, sagte Arnold. Im selben Moment fuhr ein Wagen auf den Acker. Nach der Beschreibung meiner Bekannten war mir klar, das mussten Hans und Sylvia sein. Die zwei trugen im Auto Baseball-Kappen, dazu hatten beide ihre langen Haare als Zopf durch die hintere Öffnung über dem Clip zur Größeneinstellung gezogen. Der Wagen rollte zu den Bauwagen und blieb da stehen. Beide stiegen zügig aus, Sylvia schritt auf uns zu.

„Sylvia Widder?“, fragte ich. Sie bejahte, ich stellte Arnold und mich vor, inzwischen war auch Hans zu uns gestoßen. Hans besaß einen auffallend durchdringenden Blick. Seine Haare waren zwar genauso lang wie die von Sylvia, allerdings waren seine bereits in Ehren ergraut. Ich war überrascht, wie overdressed er als Arbeiter erschien. Seine Hemden waren aber während der gesamten Grabung stets wohlgebügelt, und er war adrett aus dem Ei gepellt, egal ob er in glühender Sonne Planum gekratzt oder mehrere Stunden in einem verschlammten Loch verbracht hatte.

Arnold verabschiedete sich und ich ging mit dem Arbeitsehepaar zu Dieter und erklärte ihnen, was wir untersuchen und was wir zu erwarten haben. Hans sollte anschließend zusammen mit Dieter arbeiten, Sylvia wollte ich die Pläne zeigen und ihr die Zeichenutensilien und Vermessungspläne geben, damit sie schon einen Übersichtsplan vorbereiten konnte, bis erste Teile der Fläche gezeichnet werden konnten. Bei der Gelegenheit plauderte ich mit ihr ein wenig und enthüllte ihr, dass ich von ihr und Hans schon die eine oder andere Geschichte gehört hatte. Sie war darüber überrascht, freute sich aber, mit mir eine gemeinsame Bekannte zu haben, mit der sie sich bereits gut verstanden hatte. Hieraus schloss sie nicht zu unrecht, dass auch wir gut miteinander auskommen würden.

*

Am dritten Tag der Grabung sollten auch die vorläufig restlichen Mitarbeiter zur Grabung stoßen. Morgens war ich so früh an der Grabung angekommen, dass ich noch ein bisschen Zeit hatte, den üblichen Papierkram für den Tag vorzubereiten. Bald hörte ich aber die ersten Wagen anfahren. Dem Motorgeräusch nach war es der Kombi von Hans. Da keine Türen klappten, durfte ich mir auch relativ sicher sein, dass es die beiden waren. Denn ich wusste bereits von meiner Bekannten, dass beide jeden Morgen noch wenigstens fünf Minuten nebeneinander im Wagen sitzen blieben, meist ohne sich zu unterhalten.

Ich stand von der Bank auf und kletterte zur Tür des Bauwagens. Als ich nach draußen blickte, hockten beide tatsächlich wie zwei Schaufensterpuppen in dem Kombi. Ich sah aber auch schon die nächsten Wagen anrauschen. Zuerst kam der Pick-up von Stefan, der heute Dieter hinter dem Bahnhof aufgelesen hatte, dann fuhr ein blau gefärbter, abgeschnittener französischer Kleinwagen mit Mongolenblick auf die Zufahrt. Es folgte ein tiefergelegter Japaner, hinter dem sich ein alter Mercedes auf den unbefestigten Weg wälzte. Das war der Wagen von Jonas, aus dem laut tönte: „... Na-ta-scha Spek-ken-bach, mit Haa-ren wie To-ma-ten-saft, und die kennt Marx und En-gels und wie mans rich-tig macht ...“ Degenhardt gehörte ab diesem Tag zu dem morgendlichen Ritual, dem ich mich in den nächsten Wochen zu unterwerfen hatte. Jonas stoppte die Kassette erst, als er direkt vor dem Bauwagen stand. In seinem Strich Acht saß auf dem Beifahrerplatz ein kleiner untersetzter, leicht stämmiger Arbeiter, der sich mir nach dem Aussteigen als Jan Retzlaff vorstellte. Jan war kaum älter als ich, war aber auf dem kurzhaarigen Schädel bereits von einer kreisrunden Platte betroffen.

Aus dem Franzosen zwängte sich Wernher Senger. Er war ei-

gentlich nicht dick, hatte aber irgendwie einen rundlichen Körper in der Art eines Schneemannes. Sein ballförmiger Kopf war mit einem katerartigen Schnurrbart geschmückt, unter dem der Mund meist freundlich grinste. Überhaupt hatte sein Kopf etwas von dem Schädel eines Katers.

Wernhers Fahrersitz war weit nach vorn geschoben, weil er dem Anschein nach seinen halben Hausstand in den erstaunlich geräumigen Wagen gestopft hatte. So wie sich das gequetschte Mobiliar an die Scheiben drückte, war zumindest ersichtlich, dass er wenigstens ein Klappbett und mehrere Teppiche eingepackt hatte.

Inzwischen waren auch Hans und Sylvia ausgestiegen. Sie sagten mir mit beinahe übertriebener Freundlichkeit „Guten Morgen!“ und strebten dann auf die Neuankömmlinge zu. Hier begrüßten sich alle gegenseitig, bevor Hans Wernher die Frage stellte, die mir auch auf der Zunge gelegen hatte: „Sag mal, ziehst du um?“

„Mönsch, Hans, du weeßt doch jenausujut wie icke, det man heutzutage allet mitnehmen muss, wat man kriejen kann. Un ick war heut früh kaum losjefahren jewesen, da komm ick am Sperrmüll vorbei – und wat seh ick da? Jetz kiek dir mal diese Perser an. Da ist doch jar nüscht dran! Det Jeld liecht doch wirklich uff de Schossee!“

Er öffnete den Kofferraum und zeigte Hans und Sylvia in der Art eines professionellen Teppichverkäufers die Ware, die gerade heute erst ins Geschäft gekommen ist.

Hans prüfte den Perser reibend: „Du hast recht. Da is nüscht dran. Aber ich bleib lieber bei Geräten. Ich hab ja zu Hause noch sechs Fernseher und sieben Rasenmäher zu stehen. Die kann man wenigstens reparieren und verkaufen. Obwohl – die Polen kaufen ja auch keine ollen Fernseher mehr. Die wollen ja nur noch Farbfernseher. Aber man kann ja wenigstens die Kabel abschneiden und das Kupfer verkaufen.“

„Stimmt, du wars ja son Kabelfledderer“, erinnerte Wernher sich und lächelte. Dabei dreht er sich leicht und zeigte mit allen vier Fingern der linken Hand in schönster Militärmanier auf Hans Rückspiegelschmuck: „Hatteste da nich ooch dinn kleenet Skelett

her?“ Hans grinste.

Sylvia erklärte mir später lächelnd, dass Hans berüchtigt war für seine Sperrmüllsammelei. In seiner Garage stapelten sich die Rasenmäher, an denen er im Winter herumbastelte, bis sie wieder funktionierten und er sie verkaufen konnte.

Als letzte quälte sich die überaus korpulente Studentin aus ihrem Japaner. Erst jetzt merkte ich, dass er gar nicht tiefergelegt war, sondern lediglich auf ihr Gewicht reagiert hatte. Sylvia hatte mir am Vortag zwar schon gesagt, dass Marion früher einmal für das Amt gearbeitet hatte, aus meinem Team kannten sie aber nur Sylvia, Hans und Dieter. Krachend schlug die Studentin die Tür ihres Autos zu. Im Gesicht trug sie die zu ihrer Statur passende hochgezogene Schweinsnase und ebensolche Augen. Ihre abgefressenen Haare waren hundgelockt und krönten ihre Figur, die im Ganzen an ein aufgeblasenes Halmamännchen erinnerte.

Mit einer Behändigkeit, die man sonst bei Dicken vor allem dann beobachten kann, wenn ein Buffet eröffnet wird, stürmte sie auf unsere Gruppe zu, würdigte die meisten keines Blickes, sondern baute sich vor Jonas auf und erklärte kurzerhand „Ich b-bin die Studentin. Ich habe mit D-doktor Senff t-t-telefoniert, er weiß, dass ich z-zeichnen und v-v-vermessen kann.“ Jonas grinste mich mit seiner von Snus ausgebeulten Oberlippe an, die anderen schwiegen leicht betreten. Sie blickte kurz verwirrt hin und her und bemerkte so ihren Fehler. Jetzt stellte sie sich mit der wortwörtlich selben Aufzählung bei mir vor.

Dieter lachte und empfahl ihr: „Marion, knall doch die Türen nicht so! Is doch nur ein Kleinwagen“, doch der belustigte Hans widersprach: „Genau – als ob man bei meinem großen Wagen die Türen knallen dürfte!“

Obwohl wir alle es schon besser wussten, fragte Sylvia: „Mensch Marion, ist dein Wagen tiefergelegt?“

„N-nein!“, beschied sie mit einem hochnäsig nach hinten verdrehten Kopf. Dabei schloss sie ihre Augen und zog Lider und Brauen gleichzeitig nach oben, wo sie sie hielt, als seien sie mit einem Binderclip an der pickeligen Stirn fixiert. „A-aber der ist so-

wieso n-nur für meine Sch-schwester. Ich muss nämlich f-für den Wagen arbeiten. Im Winter habe ich mir nä-ämlich den Wagen von meiner Schwester geliehen und b-in auf dem Eis a-ausgerutscht. Dort ist ihr Wagen aufs Dach geschliddert, und ihre Verssicherung wollte nicht z-zahlen. B-bloß weil meine Schwester eine V-versicherung abgeschlossen hatte, mit d-der nur sie fahren durfte. Un-möglich. Eigentlich wollten wir die Versicherung schon verklagen, a-aber die Rechtsschutzversicherung meines Vaters wwollte das nicht bezahlen. Na, was solls. Jetzt hat mein Vater ddiesen Wagen gekauft und ich arbeite ihn ab, d-damit ich ihn meiner Schwester überlassen kann. Aber das ist ein doofer Wagen. Der fährt zwar schön sch-schnell, ist ab-b-ber lange nicht so gut wie ein Trabi. Dort kann man nämlich alles s-selber machen. Wenn ich früher mit einem unserer Trabis liegengeblieben bin, mmusste ich immer nur m-meinen Vater anrufen, der ist dann s-ssofort gekommen und hat alles repariert."

Während sie das sagte, zurrte sich ihr Puttenmund zusammen, und sie nahm einen schnippisch-verschlagenen Fahlblick an, den ich in den folgenden Wochen etliche Male an ihr beobachtete. Sie setzte ihn für gewöhnlich auf, wenn sie zum Ausdruck bringen wollte, dass alles, was etwas mit ihr zu tun hatte, besser war als ihre gesamte Umgebung. Und das glaubte sie eigentlich immer. Um das zu unterstreichen, wedelte sie meist grotesk mit ihren unproportionierten Puppenarmen, an denen sich ihre Wurstfinger wie überdimensionierte Maden krümmten. Letztlich war ihre äußere Erscheinung aber ohnehin nur der körperliche Ausdruck ihres Charakters, wie ich bitter lernen musste. In beider Hinsicht bot sie einen wenig ästhetischen Anblick, ja sie war äußerlich und charakterlich das absolute Gegenteil der blanken Anmut.

Wir verteilten uns langsam zu den Bauwagen, die Nichtraucher brachten ihre Sachen in den Chefbauwagen, der schon wegen der Zeichnungen und Unterlagen nikotinfrei bleiben sollte, während Stefan, Dieter und Jonas ihre Taschen mit dem Pausenessen in den anderen Wagen warfen.

Sylvia und Hans gingen anschließend zu seinem Kombi, um sich

andere Schuhe anzuziehen, während ich im Chefwagen den von mir am Morgen verteilten Papierkram zusammensortierte und abheftete. Jan kam kurz in den Wagen geklettert und wollte mir noch irgendwelche Arbeitspapiere für Maxim geben, als er in meiner Arbeitstasche eine Stirnlampe entdeckte, die ich für irgendein früheres Projekt benötigt hatte. Als ich seinen rätselnden Blick sah, murmelte ich wie beiläufig „falls es abends mal länger wird“ und sah aus dem Augenwinkel, dass Jan mit einem erschrockenen Blick aus dem Bauwagen trat.

Kaum war auch ich wieder aus dem Bauwagen gekommen, da hörte ich, wie Sylvia sich mit Jonas unterhielt. Sie hatte beim Anziehen ihrer Arbeitsschuhe offenbar an der Decke seines Mercedes einen Blutfleck entdeckt und erkundigte sich danach, was da passiert war.

Jonas lehnte am Kühler seines Wagens. Nahe der Lüftungsschlitze stand sein Taschenascher, in dem seine obligatorische Zigarette verglühte, während er sich gerade eine Portion Snus zurechtknetete. Er freute sich über die Frage, denn da er ein eingefleischter Fan des damals aktuellen Pulp Fiction war, ermöglichte sie ihm die Antwort: „Mr. Wolf hat nicht richtig saubergemacht!“

Sylvia blickte ihn fragend an, sie ahnte, keine weitere Erklärung zu bekommen, wunderte sich aber ohnehin darüber, dass ein junger Schwede kommunistische Lieder hörte, war der Sozialismus doch gerade grandios gescheitert. Jonas dagegen war hoch erfreut, dass Sylvia ihm eine Plattform geboten hatte, sich so herrlich unangepasst zu geben.

Sylvia ging inzwischen ihre Zeichenutensilien holen, während ich langsam zu dem archäologisch unerfahrenen Stefan lief, um ihm den weiteren Ablauf mit dem vergrößerten Team zu erklären. Jonas, dessen Oberlippe inzwischen die schwedentypische Snus-Beule aufwies, drückte seine Zigarette im Ascher aus, klappte ihn zusammen und kam zu uns. Ohne Nachfrage erklärte er mir von sich aus, was es mit dem Blutfleck auf sich hatte: Er war mit zwei Freunden kurz nach der Wende nach Tschechien in Urlaub gefahren, wo sie Campingurlaub machten. Auf dem Weg von einer billi-

gen Zechtour zurück zu ihrem Zelt musste Jonas dringend austreten und hielt an. Beide Freunde waren im Fond sitzen geblieben, und als er wieder in seinen Wagen stieg, hatten sie sich aus irgendeinem Grund, den sie ihm nie verraten haben, so gestritten, dass der eine dem anderen kurzerhand die Fresse poliert hatte.

So wie ich mich auch später gut mit Jonas verstand, nahm ich immer an, dass wir ohnehin gewissermaßen auf einer Wellenlänge funkten. Dass er mir nun aber ohne Nachfrage diese Geschichte erzählte, sollte eindeutig ein Gunstbeweis sein, für den er eine kleine Belohnung erwartete.

Er hatte daher kaum dieses unwichtige Rätsel aufgeklärt, da fragte er schon, ob er nicht auch einmal ein wenig baggern dürfe, um sein Know-how zu erweitern. Stefan, den er gar nicht erst zu Wort kommen ließ, sei es jedenfalls egal, noch jemanden einzuweisen. Da ich damals noch nicht ahnen konnte, dass er diese Fertigkeiten nicht in erster Linie für Ausgrabungen erlangen wollte, und gleichzeitig mit Marion nach eigener Auskunft jemanden hatte, der wenigstens zeitweise die einfachen Vermessungsarbeiten übernehmen konnte, hatte ich nichts dagegen.

*

Marion hatte sich bei Senff und auch bei uns am ersten Arbeitstag ausdrücklich damit gebrüstet, eine erfahrene Zeichnerin zu sein. Sylvia, deren Befähigung ich in dieser Hinsicht immerhin bereits von dritter Seite kannte, hatte ich direkt zu den Zeichnungen des Planums und der Erstellung der arbeitstechnisch damit verbundenen Übersichtsplänen abkommandiert. Marion sollte daher die Zeichnung der Befundprofile übernehmen. Dabei handelt es sich nicht um eine übermäßig anstrengende oder gar komplizierte Arbeit, die dem Zeichner besondere intellektuelle Fähigkeiten abnötigt. Eigentlich ist schon dazu in der Lage, wer Zahlen lesen, einen Bleistift und einen Zollstock halten kann, der Rest

ist vor allem Technik und Übung.

Daher dachte ich mir nicht wirklich viel dabei, als Dieter den ersten Befund geschnitten hatte und ich Marion darum bat, das Profil zu zeichnen. Ich ging zu ihr, drückte ihr die zweite Garnitur der Zeichenutensilien in die Hand und sagte: „Dieter hat die Eins fertig. Zeichnest du mal eben das Profil?“

Zum Glück behielt ich für mich, dass es ein besonders einfacher Befund war, lediglich eine noch nicht einmal besonders alte Steinstandspur, die ich vor allem deswegen bearbeitet und dokumentiert haben wollte, um die Arbeiter an den Boden zu gewöhnen und die Arbeitsabläufe des Teams beobachten zu können, ohne dass es gleich um einen wichtigen Befund geht. Doch kaum hatte ich Marion erstmals darum gebeten, mir etwas vorzuzeichnen, da ruderte sie zu meiner Überraschung augenblicklich zurück: „I-ich hab aber sch-schon länger nicht mehr gezeichnet. Kann D-dieter mir nicht dabei helfen? Ich h-hab ihn auch schon gefragt und er hat j-ja gesagt.“

Ich war zwar verwundert, hatte jedoch so viel Vertrauen, dass ich ihre Arbeit nicht blockieren wollte. Außerdem hatte die Grabung gerade erst angefangen, wir besaßen noch relativ viel Zeit. Also nickte ich und lief zu Dieter, der schon dabei war, den nächsten Befund zu schneiden.

„Dieter? Kannst du Marion mal helfen, die Profilzeichnung zu machen?“

„Ja, natürlich kann ich Orka helfen.“

Ich glaube, das war das erste Mal, dass ich auf der Fläche ihren Spitznamen hörte. Wahrscheinlich war ich auch der letzte vor ihr selbst gewesen, der ihn erfuhr. Erst als sie in der dritten oder vierten Woche mit spitzen Ohren gehört hatte, dass die anderen von ihr als Orka sprachen, hatte Jan es ihr auf Nachfrage hin erklärt. Dabei war es angesichts ihrer Körperfigur wirklich nicht schwer, die Herkunft des Spitznamens zu ergründen.

Dieter fasste sich auf die Brusttasche seines Blaumanns: „Ich hab aber meine Brille nicht dabei. Aber ich kann ihr ja sagen, was sie machen soll.“ Danach sprang er mit weiten Schritten zu Mari-

on, wo beide damit begannen, sich am Profil einzurichten.

In der Zwischenzeit lief ich über die Grabungsfläche. Jonas war zusammen mit Wernher damit beschäftigt, ein Raster über die bereits fertig gebaggerte Fläche zu legen. Dazu pflockten sie Quadranten mit einer Seitenlänge von zehn Metern aus. Die Entfernung zwischen den Pflöcken ermittelten sie mit einem Maßband, den orthogonalen Winkel schlugen sie mit dem Nivelliergerät.

Von Dieter ging ich zuerst zu Hans und Sylvia, die die meiste Zeit gemeinsam arbeiteten. Hans kratzte das Planum mit einem Gerät, das gewöhnlich bei der Dezimierung von Unkraut verwendet wird. So entfernte er den locker über Planum und Befunde hinweggewehten Boden. Hans wirkte bei dieser Arbeit wie ein buddhistischer Mönch, der seinen Zen-Garten bestellt. Völlig in sich selbst versunken schabte er ruhig vor sich hin. Ab und zu legte er den Kratzer zur Seite und nahm eine Schaufel in die Hand, um Bodenkanten zu entfernern, die der nur wenig begabte Stefan beim Baggern hinterlassen hatte.

Unmittelbar hinter Hans arbeitete Sylvia, legte sich ihre Maßbänder von Pflock zu Pflock zurecht, klappte eine kleine Sammlung Zollstöcke – oder wie sie mich täglich belehrte: „Gliedermaßstäbe!“ – auseinander und verteilte sie an strategisch günstigen Punkten auf dem Quadranten, den sie gerade zeichnen wollte.

Ich plauderte kurz mit den beiden, unterhielt mich über das Amt, über andere Arbeiter, über Senff und erfuhr so manchen Tratsch, der in der kleinen Archäologenwelt des Bundeslandes kreiste. Da ich gerade bei mehreren im Planum hübsch frei gelegten Befunden stand, nahm ich mein kleines Buch in die Hand, um mir Notizen über die Befunde zu machen. Sylvia war erschreckt; sie tat zwar leicht amüsiert, fragte aber ernsthaft, ob ich mir Notizen über die Arbeiter machte. Ich verneinte lachend und erklärte ihr, dass ich lediglich ein paar Daten über die Größe und Beschaffenheit der Befunde aufnehme. Ich zeigte ihr sogar meine schmierigen Skizzen. Sylvia war sichtlich beruhigt und erzählte mir bei dieser Gelegenheit, wie Senff sich kurz nach Amtsantritt die Überreste des ostdeutschen Spitzelsystems zunutze gemacht hatte. In

Wernher hatte er beispielsweise einen Mann gesucht und gefunden, der ihm als Hinterträger dienen sollte. Senff war es schnell gelungen, ihn für diese Tätigkeit zu gewinnen. Der Archäologe führte einen anderen Arbeiter, der wegen einer ungünstigen Busanbindung wiederholt wenige Minuten zu spät kam, als schlechtes Beispiel an: „Wenn das jeder machen würde!“, regte Senff sich Wernher gegenüber auf: „Rechne doch mal die nicht geleisteten Stunden zusammen!“ Wernher fühlte sich geschmeichelt, Sonderbeauftragter des Chefs zu werden. Also verschaffte er dem Chef die gewünschten Informationen. Eine Zeit lang notierte Wernher sich fortan in einem kleinen Notizbuch die Zeiten jedes einzelnen Arbeiters. Diese Kontrolldaten ließ Senff mit den offiziellen Listen der Grabungsleiter vergleichen, dabei stellte er fest, dass beides nicht immer konform ging.

Pikant war bei der Angelegenheit jedoch, dass ausgerechnet Senffs Stunden von niemandem kontrolliert wurden. Die rechnete nämlich niemand anderer zusammen als er selbst, natürlich grundsätzlich zu seinen Gunsten. Dies wurde ihm dadurch ermöglicht, dass er nicht immer im Amt arbeiten, sondern auch viel unterwegs sein musste. Da das mit dieser Stelle zu betreuende Bundesland ein relativ großes Flächenland ist, war er zudem oft gezwungen, für die Touren von Grabung zu Grabung örtlich in Hotels oder – schlimmer! – in den abgewirtschaftete und angemieteten LPGs unterzukommen. Zum Ausgleich für diese Geringschätzung seiner eigentlichen Bedürfnisse nutzte er die auswärtige Arbeit dann allerdings zu ausgedehnten Schlaforgien. Nie kam er vor 10 Uhr aus dem Bett, eher sogar später. Aber es heißt schließlich nicht umsonst: Quod licet Iovi, non licet bovi.

Als Sylvia mir von Wernhers früherer Spionagetätigkeit erzählte, war ich entsetzt. Schon an der Uni war ich in direktem Kontakt mit Senff stets vorsichtig gewesen. Doch nach dieser Warnung blieb ich auch anderen gegenüber mit manchen Informationen sehr zurückhaltend. Ich achtete ziemlich genau darauf, wen ich was wissen ließ und was ich für mich behielt. Glücklicherweise kann ich im Nachhinein einräumen, dass ich ausgerechnet Wern-

her später noch als freundlichen Mann kennenlernte. Er war neben seinen Monatsverträgen bei dem Landesamt ehrenamtlich als Bodendenkmalpfleger beschäftigt, daher brachte er auf den Ausgrabungen neben dem grundsätzlichen Elan auch ein echtes Interesse für die Archäologie an den Tag. Das erleichterte die Arbeit mit ihm ungemein.

Nach der kurzen Plauderei mit Sylvia schlenderte ich zu Jan, der sich vor dem Bagger auf seine Schaufel lehnte. Hatte Stefan gerade wieder eine Bahn auf die Höhe des Befundhorizontes heruntergebaggert, schippte er lose Erde auf den Teil, den der Baggerfahrer noch nicht gebaggert hatte. Sah er einen Befund, kennzeichnete er dessen Umriss mittels der Schaufel oder einer Spitzkelle, die er auf der Grabungsfläche meist in der Gesäßtasche seiner Hose stecken hatte. Danach nahm er aus einem Eimer, der neben ihm stand, ein vorbereitetes Stück Flatterband und steckte es mit einem Nagel auf den Befund. Die Flatterbandstückchen hatten wir dazu im Bauwagen vorbereitet und mit einem wasserunlöslichen Filzstift durchnummeriert.

Es gibt eine ganze Reihe von Schabernack, den besonders lustige Zeitgenossen wochenends auf Ausgrabungen treiben. Dazu gehört der Spaß, die Befundzettel zu vertauschen. Glücklicherweise ahnen sie nicht, dass es in den meisten Fällen herzlich egal ist. Denn entweder sind die Befunde noch gar nicht aufgenommen, so dass jede Nummerierung sowieso noch fließend ist, oder sie sind bereits so weit aufgenommen, dass sie wieder problemlos identifiziert werden können. In dem Fall stört allein die verlorene Zeit.

Ich hatte mich gerade zu Jan gestellt, als er gegen den dröhnenden Lärm des Baggers schrie und mich unverblümt fragte: „Kann ich nächste Woche einen Rinderschädel mitbringen?“

Wahrscheinlich blickte ich ihn sehr merkwürdig an, denn er ließ kaum eine Sekunde verstreichen, da versuchte er zu erklären: „Ich hab von nem Bekannten son Rinderschädel bekommen. Da sind noch Fleisch und Haut drauf. Und hinten beim Soll hab ich beim Pinkeln nen Ameisenhaufen entdeckt. Da könnte ich den doch

drauflegen, die nagen den dann ab und ich kann ihn mir an den Giebel von meinem Haus hängen.“

„Na, ich weiß nicht. Ist n bisschen eklig, wer weiß, was der alles anzieht. Da kommen doch alle möglichen Aasfresser“, wies ich ihn ab.

Jans Gesicht begann zu denken. In der Gesprächsruhe wirkte der Bagger mit seine Klonkgeräuschen nur umso lauter. Jan blickte kurz auf den Boden, plötzlich schrie er in das „uuuuuuuiiiiiii“ des Baggers: „Dann muss ich wohl doch son fertigen Kopf ausem Schwarzwald holen.“

„Aus dem Schwarzwald?“, brüllte ich gegen das krrrrrrrallende Geräusch, mit dem sich der Bagger in den Boden fraß.

„Ja, da ist son Hof, auf dem ich mit meiner Frau schon n paar Mal Urlaub gemacht hab. Der Besitzer fährt immer nach Afrika, auf Großwildjagd. Der hat schon alles gejagt. Antilopen, Gazellen, Watussi-Rinder, Gnus, Warzenschweine. Alles. Die hat er dann auf eigene Kosten ausstopfen lassen oder so Trophäen für die Wand machen lassen und mit nach Deutschland gebracht. Der hat das ganze Haus voll mit irgendwelchen Jagdtrophäen. Vor dem Kamin im Wohnzimmer lag letztes Mal sogar ein Eisbärfell.“ Die Hydraulik machte „uiuiuiuiuiuiui“.

„Hübsch“, kommentierte ich mit. Die Ironie drückte ich allein mit dem Tonfall aus.

„Das ist doch toll! Und der verkauft die jetzt. Nicht alle, die besseren will er noch behalten, das kann ich auch verstehen. Aber da kriegt man so ne Gazelle schon für fünfhundert Mark. Ich glaub, da werd ich mir das nächste Mal ein paar mitnehmen.“

Ich schwieg vielsagend. Der Bagger leerte mit einem lauten „KLONK-KLONK“ seine Schaufel über dem Abraum.

„Noch besser wärs natürlich, mal selber auf Großwildjagd zu gehen. Ich schieß ja mit dem Bogen. Weißt du, instinktives Bogenschießen.“ Er hielt mit seiner linken Hand die Schaufel, als sei ihr Stiel ein Langbogen und pantomierte mit der rechten Hand und zwei Krallenfingern die Zugbewegung eines Bogenschützen. Ich hatte nur wenig Interesse daran, mir instinktives Bogenschie-

ßen erklären zu lassen, und fragte daher gar nicht erst nach. Jan jedoch nutzte die Gunst, sein Wissen wie ein abgegriffenes Klebebildchenalbum vor mir auszubreiten.

„Ich fahr an den Wochenenden ja immer zum Bogenschießen. Warte“, er kramte seine Brieftasche aus der Gesäßtasche, klappte sie auf und richtig, „hier hab ich ja sogar ein paar Fotos. Da ist dann son Weg vorgegeben und von bestimmten Stellen muss man dann auf Plastetiere schießen. Hier war zum Beispiel auf der anderen Seite eines Tales, das war bestimmt, uhm, einhundert Meter breit, da war auf der anderen Seite ein Plastebison. Da musste man dann über Bäume rüberschießen, das Bison konnte man gar nicht sehen, und ich hab getroffen. Das ist dann instinktives Bogenschießen.“

Ich runzelte die Stirn.

„Auf echte Jagd darf man mit dem Bogen hier ja leider nicht gehen. In Rumänien ist das aber erlaubt. Von den Wettbewerben kenn ich ein paar Schützen, die fahrn ein paar Mal im Jahr nach Rumänien und schießen da Rehe und Hirsche. Da darf man das.“ Seine Augen glänzten verträumt.

Ich wandte mich ab und drehte meinen Kopf zu dem Befund, den Marion zusammen mit Dieter zeichnen wollte. Jan schaute in dieselbe Richtung und wirkte verblüfft.

„Die sitzt ja schon ne Stunde an dem Profil. Ich denk, die hat schon mal gezeichnet?“

„Hatse zumindest gesagt“, schüttelte ich den Kopf. Wir sahen, wie Marion vor dem Befund thronte. Ihre Beine steckten in der flachen Grube, die für das knapp einen halben Meter breite Profil ausgehoben war, das Zeichenbrett ruhte auf ihren überdimensionierten Oberschenkeln. Dieter hielt einen Zollstock in der Hand und sprang wie ein Eichhörnchen mit einer Überdosis Koffein von Marion zum Profil und zurück, um ihr auf dem Zeichenbrett so viele Hinweise geben zu können, wie er ohne Brille vermochte.

„Ich kuck mir mal an, was die da veranstalten“, sagte ich und ließ Jan am Bagger. Da ich bereits Allerschlimmstes fürchtete, trottete ich entsprechend langsam zu dem Zeichenduo infernale.

Die Unvermeidlichkeit des Unglücks wurde mir langsam klar, dennoch wollte ich es so lange wie möglich von mir fern halten. Kaum war ich angekommen, war nicht mehr zu leugnen, dass auch die übelste Ahnung noch weit übertroffen wurde. Als ich mich neben die Möchtegernkünstlerin kniete und die Graphitkatastrophe erblickte, merkte Marion sofort, dass ihre Zeichnung nicht nur nicht die beste war, sondern bei weitem nicht meinen Erwartungen entsprach. Sofort entschuldigte sie sich, das Millimeterpapier sei für ihre Augen zu bunt, die Miene des Druckbleistiftes breche die ganze Zeit ab, Dieter sehe ohne Brille nicht, was er für Werte messe und vieles mehr. Doch ihre speckigen Ausreden faulten in der Sonne so schnell, wie sie neue hervorwürgte.

Als erstes schickte ich Dieter zu den nächsten Befunden, um weitere Profile vorzubereiten. Dann hieß ich sie aufstehen, nahm ihr Zeichenbrett, legte ein leeres Blatt zuoberst und zauberte in wenigen Minuten mit wenigen Handgriffen und Strichen eine Zeichnung auf das Papier, die in aller Bescheidenheit mehr als ansprechend war. Ja, ich erlaube mir noch im Nachhinein, sie meisterwürdig zu nennen. Marion staunte schweigend und mit großen Augen. Ihr Gesichtsausdruck verriet mir, dass es unmöglich sein würde, ihr das notwendige Können zu vermitteln. Ich gab ihr den ernst gemeinten Rat, das Zeichnen von Profilen zu Hause anhand von Marmorkuchenstücken zu üben. Obwohl ich angesichts ihres Gewichts befürchtete, dass ein Kuchenstück kaum lange genug leben würde, um diese Prozedur zu überstehen. Diesen Gedanken behielt ich aber für mich: „Du kannst ja weiterhin die Nivellements machen und die Höhen rechnen“, versuchte ich Mut zu machen.

„J-ja. D-das k-kann ich.“ Sofort setzte sie wieder ihr schnippisches Gesicht auf. Und mir war bewusst, dass ich bei der erstbesten Gelegenheit Senff bitten musste, mir für die Profile einen anderen Zeichner zuzuteilen.

Für diesen Moment ging ich aber zur Gruppe der Arbeiter und fragte in die Runde, wer noch zeichnen kann. Hans meldete sich:

„Ich hab schon mal gezeichnet!“

„Dann können wir morgen mal gucken, ob du die eine oder andere Zeichnung übernimmst“, hätte ich nicht sagen sollen. Später am Tag nahm Sylvia mich nämlich in einer unbeobachteten Minute zur Seite: „Kann ich dich mal dazu sprechen, dass du Hans zeichnen lassen möchtest?“

„Ja, sicher.“

„Lass ihn das bitte nicht machen.“

„Hm?“

„Hast du seine Schrift schon gesehen?“

„Hm!“

„Er hat zwar wirklich schon mal gezeichnet. Da ist er aber von allen ausgelacht worden. Und ich muss doch mit ihm zusammen arbeiten und mit ihm nach Hause fahren. Ich möchte nicht, dass er wieder so ausgelacht wird. Ich mach gleich schnell die Profile.“

„Na, ich kann mal versuchen, das unauffällig untern Tisch fallen zu lassen. Oder redest du noch mal mit ihm?“

„Das kann ich machen.“

Es half also alles nichts, ich brauchte einen neuen Zeichner.

7

Nur bei wenigen Gelegenheiten wird die Einstellung der Menschen zu Umwelt und sich selbst so deutlich wie bei gemeinsamen Essen. Dies gilt in geringem Maße für Essen unter Freunden, in stärkerem Maße schon allgemein in Restaurants, Kneipen, Bistros und Imbissen. Und es gilt ganz besonders bei Arbeitsessen. Womöglich lag auch hierin ein Teil der Begründung für die Verweigerung von Maxim Senff, zusammen mit anderen zu speisen, obwohl in diesem Falle einzuräumen wäre, dass er selbst seinen Charakter als nicht vorzeigbar erkannt haben müsste.

Bei Arbeitsessen lässt man vor den Kollegen einfach die Hosen runter, ganz egal, ob jemand auf Schweinshaxe steht, ein anderer

einen beinahe veganen Lebenswandel führt oder aber ein 250 kg schwerer Fleischberg seine Nahrungszufuhr in der Öffentlichkeit stets auf auffallend mikroskopische Mengen Kopfsalat beschränkt.

Die Situation verschärft sich wie durch ein Brennglas betrachtet, wenn man eben nicht schnell vom Arbeitsplatz zu Kantine oder Imbiss verschwinden kann, sondern in einer infrastrukturarmen Pampa arbeitet und sich seine Kalorien daher direkt von zu Hause mitbringen muss.

*

Bei den meisten Mittagspausen teilte sich das Team schlicht in Raucher und Nichtraucher, denn so konnten die Raucher der jedem Nichtraucher völlig unverständlich bleibenden Gewohnheit frönen, noch während des Essens zu quarzen.

Sylvia, Marion, Wernher und Hans, der das Rauchen erst kurz zuvor aufgegeben hatte, saßen üblicherweise dicht gedrängt mit mir im qualmfreien Chefwagen. Zumindest die erste Zeit gesellte sich auch der bindehautempfindliche Jan zu uns. Als er später mitbekam, dass die Raucher nach dem Essen Karten spielten, trollte er sich ab und zu in den Raucherwagen zu Dieter, Stefan und Jonas. Dazu verabschiedete er sich gewöhnlich von uns mit einem „Ich geh dann mal zu den Jungs." Seine Augen konnten von der vollgequarzten Luft einfach nicht so rot werden, dass er die Spiellust verlor. Sein Ego war in dieser Hinsicht das größere Problem, wie ich später noch erfahren sollte.

Oft schrieb ich noch an den Beschreibungen irgendwelcher Befunde, wenn die fünf Nichtraucher zu mir in den Bauwagen kamen. Aus mir unbekannten Gründen setzte sich Marion meist neben mich und zeigte dabei eine ähnliche Stürmermentalität, wie ich sie bereits bei ihrer Vorstellung am ersten Tag an ihr beobachtet hatte. Jetzt gab es mit dem Futter aber immerhin einen Grund. Sie keilte mich in eine Ecke ein, aus der es kein Entrinnen gab,

und beließ mir die appetitliche Möglichkeit, täglich zwei neue Eiterpusteln in ihrem angestrengt blickenden Gesicht entdecken zu können.

Bevor nun das große Fressen begann, kramten alle irgendwelche Taschen, Töpfchen und Dosen mit belegten Broten, Würste, Obst, Gemüse und Joghurts hervor, mit denen sie eifrig Zeugnis von der Konfession ihrer Bäuche ablegten.

Eines besonders schlimmen Tages angelte Wernher eine Banane hervor, die nicht mehr braun gefleckt, sondern schwarz und außen bereits matschig war. Jan, der schon Gänsehaut und Ausschlag bekam, wenn jemand eingelegte Tomaten aß, bekotzte sich fast.

„Die willst du doch wohl nicht mehr essen, oder?“

„Aber natürlich will ick det. Wat denkstn du? Außerdem schmeckt ne Tropenwurst nur so richtich jut.“

Jan streckte angewidert die kurze Zunge raus, Wernher setzte ein feistes Katerlächeln auf und drehte sich strahlend zu Hans, „Wa, Hans? Du weeßt det ooch, du hast doch selber Bananen jefahrn, Towarisch, früher, zu Ostzeiten.“

Hans riss mit seinen Zähnen angestrengt Stücke aus einem lappigen Brötchen, in das er ein polnisches Würstchen gequetscht hatte, und nickte.

„Du hast Bananen gefahren?“, fragte ich kauend.

„Ja! Das war ganz toll“, begeisterte Hans sich schmatzend, „Die Funktionäre sind nämlich davon ausgegangen, dass wir Spediteure von solchen Fuhren was mitgehen lassen würden, deshalb haben wir von vornherein gleich eine Kiste mitbekommen. Meine Mutter und ich haben jedenfalls immer Bananen zu stehen gehabt. Immer.“

„Das stimmt, Hänschen“, bestätigte Sylvia und löffelte in ihrem Joghurt.

„Es war sowieso nich alles so schlecht, wie sie heute schreien. Weißt du“, erklärte er mir, „unser Klopapier war so gut, dass ich mein letztes DDR-Geld nicht umgetauscht habe, sondern drei Paletten Klopapier gekauft habe.“

„Drei Paletten?“, fragte ich und Jan hakte nach: „Mensch Hans,

du hast wohl noch kein gutes dreilagiges Papier benutzt, was?“

Hans schüttelte den Kopf „Das brauch ich auch nicht, ich weiß, was gut ist.“

„Na, quod erum demonstrandum“, mit einem besonders schnippischen Ton versuchte Jan vergeblich mit seinem sehr kleinen Latinum anzugeben.

Jetzt legte Hans sein Wurstbrot ab, seine Mundwinkel fielen nach unten: „Weißt du, Jan, heute geht’s so vielen so beschissen hier im Osten, und keiner beschwert sich. Und früher habense sich beschwert, weil die Kartoffeln zu klein waren. Die Kartoffeln!“ Er zeigte mit Zeigefinger und Daumen, wie klein die Kartoffeln gewesen sein sollen und schüttelte den Kopf, „und das wird uns noch viel schlechter gehen! Wart ma ab!“

Wernher stimmte mit ein: „Da haste recht, Hans, weeßte, ick war ja Fahrlehrer, und mir jing det immer jut. Ick hatt ja zwee Trabis, een Wartburg und stand schon uff die Liste für den nächstn. Den hättick letztet Jahr kriejn solln.“

„Als 78/79 der harte Winter war, da habense sich beschwert, dass die Sahne nicht pünktlich geliefert wurde. Dabei sind nicht mal die Panzer von der NVA im Schnee durchgekommen. Wofür sindse jetz auf die Straße gegangen? Nur für die D-Mark, für sonst nüscht.“ Er drehte sich zu Sylvia: „Was hamse mich beschimpft, damals, ham geschrien, du willst uns doch bloß die schöne Demaak kaputtmachn!“ Dann galt seine Rede wieder allen: „Und heute? Da kriegense das Maul nich auf. Diese ganzen Bündnisneunzich-Idioten waren doch früher schon alles Querköppe, die immer nur Stunk gemacht haben. Die hätten lieber zu euch rübermachen sollen, denn wärn wa se losgeworden.“

„Komm Hans, beruhig dich mal“, beschwichtigte Sylvia den sich langsam in Rage redenden Hans, „trink erstma n Schluck Limmo. Du trinkst viel zu wenig.“

„Ich brauch auch nich mehr, Sylvia!“

„Stimmt, Hans, das hatte ich dich schon fragen wollen“, unterbrach ich, „trinkst du wirklich immer nur diesen einen Schluck Limo hier in der Mittagspause?“

„Morgens trink ich noch ne Tasse Kaffee und abends noch n Glas Limo, aber solange das so frisch draußen bleibt, reicht mir das."

Sylvia lachte: „Wenn die Sonne erstmal scheint, denn trinkt das Hänschen auch mal so eine ganze Nullkommafümf-Liter-Flasche Polen-Cola am Tag."

„Ist das nicht ein bisschen wenig?"

„Nee, das reicht mir. Hauptsache, ich hab meine Wurst."

„Du isst gerne Fleisch, nicht wahr?", fragte ich.

„Ja!" Hans Augen wurden groß und sein Kopf nickte nachdrücklich.

„Dann sollteste mal zum Jugoslawen gehen. Da gibt's immer ordentliche Fleischberge. Oder probier mal Ćevapčići. Die müssten dir schmecken."

„Du solltest aber auch wirklich mal n bisschen Salat essen, Hänschen", ermahnte Sylvia.

„Du weißt doch, dass ich davon Magengrimmen kriege", er rieb sich den Bauch, um zu erklären, wo der Salat beißt, „son Grünfutter vertrag ich einfach nicht. Denn lieber son Stück Käse wie Marion hier."

Marion futterte nämlich derweil für sich hin. Sie hatte sich als Vorspeise wie an den meisten Tagen mehrere armdick geschnittene Käsebalken mitgebracht, die wie von einer Plât de Gouda für Riesen wirkten. Bevor sie die barrenförmigen Milchprodukte mit hapsenden Geräuschen versaugschluckte, bedurfte es jedoch eines Schmiermittels, daher schmückte sie jeden einzelnen Käsebalken mit dem Inhalt je eines Pakets Sour Cream.

„Ich hab letztes Jahr in meiner Wohnung selber Käse gemacht", verkündete Jan stolz. „Zwanzig Liter Rohmilch hab ich gebraucht, und es ist trotzdem nur ein kleiner Käselaib herausgekommen."

„Hast du denn eine Form gehabt, um den Bruch zu pressen?", erkundigte ich mich.

„Dafür hab ich einfach n PVC-Rohr genommen. Son Stück wie für n Regenrohr. Das war eine Sauerei, kann ich euch sagen! Unsere ganze Küche hat sich in eine Tropfsteinhöhle verwandelt.

Überall lief die Suppe von den Wänden. Meine Frau fand das gar nicht lustig, schließlich ist sogar ein Monitor kaputt gegangen“, freute sich der untersetzte Arbeiter.

Wernher aß nun eine Tomate und wechselte das Thema: „Sach ma, Hans, wennde Bananentransporter jefahrn biss, haste den Führerschein eijentlich bei de N-V-A jemacht?“

„Ja natürlich, ich habe einen Raketentransporter gefahren.“

„Möönsch, det is ja nich waah!“ Wernher strahlte und tippte sich stolz auf die Brust: „Ick doch ooch! Sach ma, wo warste denn jewesen?“

„Och, hier und da, aber einmal, da sind wir zum Manöver nach Kasachstan gefahren.“

„Jo, nee, da bin ick nich hinjekommen. Aba ick bin mit Parade jefahn.“ Seine Stimme hob sich: „Vor die janz jroßen Herrn in Balin.“ Die Silben des letzten Satzes unterstrich er mit einem kräftigen Kopfnicken. „Weeßte, immer mit Klebestreifen an den Fenstern, damit wir die Transporter parallel halten und auch jaaa nich zu schnell fahn.“

Bis zu diesem Zeitpunkt war die Pause im normalen Rahmen verlaufen. Plötzlich aber entpackte die heute über alle Maßnahmen erstaunlich schweigsame Marion neben mir aus ihrer Tasche einen klumpenförmigen, noch in Butterbrotpapier verpackten Haufen. Irgendwie erwartete ich bereits Furchtbares, konnte jedoch nicht ahnen, mit welchem Horror ich konfrontiert werden sollte. Der für ihren beständigen Hunger zu kleine Mund verzog sich zu dem hässlichen Grinsen eines bösartigen Clowns, ihr Kopf kippte leicht nach rechts, als sie die Ecken vom Papier mit ihren sich windenden Wurstfingern auseinanderklappte, und sich mir ein widerlich stinkendes Bild bot.

„Sind das nicht ... Tollatschen?“, fragte Sylvia.

„Potlatsch?“, fragte Jan erfreut zwischen. „Gibts Geschenke? n Potlatsch is doch n indianisches Fest, bei dems Geschenke gibt.“

Sylvia blickte etwas verdutzt: „Nein, Tollatschen.“

„Ge-enau!“, bestätigte Marion stolz. „Meine Oma aus P-pommern war nämlich gerade zu Besuch. D-daa hat sie uns gleich ganz

viele pommersche Tollatschen frisch gemacht. Oh, ich l-l-liebe Tollatschen!“, holperte sie und steckte sich die ersten drei in den Mund, verschluckte sie im Gegensatz zu den Käsebalken jedoch nicht sofort, sondern zerbiss die blutigen Buletten mit sichtlichem Genuss. „Umpf vir ham ein riesengück gehabt, wei ummwa nachbaa krade schwei schweine geschachtet hat – der wuffte gar nich wohimm mip pem viehen buud.“

Ich bekam nicht nur große Augen, die sich mehr und mehr verdrehten, sondern muss auch leicht grün angelaufen sein. Sylvia fragte mich, ob ich Tollatschen kenne. Ich verneinte. Ich hatte zwar von meinen Großeltern das eine oder andere seltsame Gericht kennen gelernt, war auf Island so mutig gewesen, Hárkarl, und selbstgemachtes Hangikjöt zu verkosten, aber diese Tollatschen waren mir eindeutig zu viel. Als Sylvia mir dann auch noch erklärte, welche anderen Zutaten zu dem „geschmacklichen“ Grundbestandteil Blut gepanscht wurden, um dieses Etwas zu kreieren, war mir jeder Appetit endgültig vergangen. Ich versuchte an etwas Geschmackvolles zu denken, frittierte Maden, überbackene Rattenschwänze, irgendwas.

Richtig schlecht wurde mir jedoch erst, als Orka, wie auch ich sie seitdem nannte, während des Verschlingens der Blutklopse auch noch damit begann, intensiv vergoren stinkendes Blut auszurülpsen. Nun nutzte mir auch der Vorteil des Fensterplatzes nur wenig, ich kam einfach nicht aus der Bank, bevor die Pause zu Ende war. Vor meinem inneren Auge entstand die halluzinierte Horrorvision einer fetten Fernsehköchin, die live einen Berg Tollatschen zubereitet.

*

Voll ausgestattete, überkünstliche, vollverklinkerte Studioküche, auf dem ersten Blick ist erkennbar, dass wenigstens dreiviertel der Kochausstattung für den Betrieb weder geeignet noch

zugelassen sind.

Stimme aus dem Off: Wir begrüßen Sie herzlich zu einer neuen Folge von KOCH-CHEEEN MIT LAI-CHEEEN!

(Eine etwa endvierzigjährige, leicht übergewichtige Ursula Laichen mit einer Doris-Day-Frisur für Dicke betritt mit der Kinderausgabe einer weißen Schürze die Bühne.)

Laichen: Guten Abend, guten Abend!

(Pause für Band-Applaus)

Laichen: Ich begrüße Sie auch heute Abend wieder zu einer neuen Ausgabe von Kochen mit Laichen. Meine Name ist Ursula Laichen und ich freue mich, auch heute wieder mit Ihnen zusammen kochen zu dürfen.

(Blickt nichtssagend in die drei Windrichtungen des imaginären Publikums, das fleißig vom Band jubelt)

Laichen: Heute kochen wir eine besondere Spezialität aus der Heimat meiner Großmutter, also auch meiner eigenen Heimat, heute kochen wir pommersche Tollatschen. Da sage ich nur – mmmh!

(Streichelt sich mit der Linken den Kugelbauch, während sie die rechte Hand zur Arschlochgeste hebt und sie im Verbund mit ihrem Körper von rechts nach links bewegt)

Laichen: Dazu hab ich schon mal ein paar Sachen vorbereitet.

(Geht erst rückwärts, dann seitlich schreitend zur Arbeitsplatte und baut sich dahinter auf; Arbeitsplatte steht voll mit Schüsseln und Tellerchen mit Zutaten, auf die Ursula im folgenden jeweils mit dem Finger weist)

Laichen: Für eine ordentliche Portion Tollatschen brauchen wir ein Kilogramm Mehl, da nehmen wir am besten Weißmehl, dazu zweihundertfünfzig Gramm Semmelbrösel, wenigstens vierhundert Gramm Zucker ...

(Grinst)

Laichen: ... wenn Sie ein kleines Schleckermäulchen zu Hause haben, tun Sie ruhig etwas mehr hinein, das schadet dem Geschmack überhaupt nicht! Höchstens dem Gewicht, haha! Außerdem brauchen wir zirka vier Teelöffel Salz, je einhundertsechzig

Gramm Korinthen und Rosinen, zur Not können Sie auch einfach nur Rosinen nehmen, in der Mischung schmeckts mir aber immer am besten. Dann brauchen wir noch die geriebene Schale einer halben Zitrone. Für den Geschmack sind die Gewürze enorm wichtig, dazu nehmen wir je eine Prise Anis, Kardamom, Zimt und Thymian.

(Hebt nacheinander vier einzelne Schälchen in die Höhe)

Laichen: Außerdem sollten wir natürlich nicht den Geschmacksträger vergessen, das sind bei den Tollatschen zweihundert Gramm weiches, und das ist ganz wichtig, sonst gelingt der Teig nicht, weiches Griebenschmalz.

(Nun nimmt sie eine weiße Porzellanschüssel mit einer schwarzroten, dünnflüssigen Creme, hebt und kippt sie leicht in die Kamera)

Laichen: Und als letzte Zutat darf natürlich nicht der halbe Liter Schweineblut fehlen.

(Setzt die Schüssel ab und weist mit der Rechten nach links auf einen großen Topf)

Laichen: Zum Schluss brauchen wir nur noch etwa zwei Liter Fleischbrühe. Wenn Sie sie nicht selber auskochen wollen, können Sie ruhig Instant-Brühen verwenden, das reicht für unsere Zwecke vollkommen aus, schließlich brauchen wir die Brühe nur, um die Tollatschen darin garen zu lassen. (Kurze Pause) Wenn Sie die Zutaten jetzt nicht so schnell notieren konnten, können Sie sie zusammen mit der Zubereitung auch von unserer Videotextseite fünfhundertfünfundfünfzig abschreiben.

Laichen (lächelt in die Kamera): Jetzt machen wir erstmal eine kleine Werbepause, in der ich schon mal die Töpfe bereitstelle, und danach fangen wir gleich mit dem Kochen an.

Doofe Werbung.

Laichen (lächelt): Hier sind wir wieder bei Kochen mit Laichen. Für die Zuschauer, die sich gerade erst eingeschaltet haben, möchte ich kurz sagen, was wir heute kochen. Es sind pommersche Tollatschen, die sind so lecker, die werden eines Tages das Land regieren. (Leckt sich das Maul, krampft die Mundwinkel zur Studi-

odecke und zuckt erheitert mit dem Kopf)

Laichen: Zuerst müssen wir die Fleischbrühe erhitzen, damit wir nachher die Tollatschen darin garen können (weist auf einen bereits dampfenden Topf zur Linken). So, und für den Teig hab ich hier schon mal eine Schüssel vorbereitet, da geben wir nun das Mehl, die Semmelbrösel und den Zucker hinein (kippt die Zutaten in Rührschüssel, greift sich einen Kochlöffel und pampt die ersten Inhalte zusammen).

Laichen: Das vermischen wir und geben gleich die Korinthen (Pause während des Auffüllens), Rosinen (Pause während des Auffüllens) und die (Pause, nimmt sich nach und nach die Gewürzschälchen) Gewürze hinzu. (Rührt weiter)

Laichen: Wenn die Rosinen gut im Teig verteilt sind, nehmen wir das weiche Griebenschmalz (rührt mit rechts, greift mit links über Kreuz die Schmalzschale und lässt das Schmalz in die Schüssel ploppen) und zuletzt – das – Schwei- (rühr) -ne- (rühr) -blut. (Rührührührühr)

Laichen (rührt kräftig weiter, glotzt dabei in die Kamera): Das Schweineblut ist heutzutage wahrscheinlich am schwersten zu bekommen – wir haben ja früher immer noch Hausschlachtungen gemacht (blickt leicht verträumt) – heute wenden Sie sich dazu am besten an Ihren Schlachter, damit Sie es frisch bekommen, Sie sollten es aber auf jeden Fall rechtzeitig bestellen.

Laichen (nach weiteren Rührkreisen mit dem Löffel): Jetzt hat der Teig die richtige Konsistenz. Sollte er etwas zu weich sein, können Sie auch noch etwas Mehl hinzugeben. Wenn er aber richtig fest ist (greift knetend in die Schüssel und ächzt beim Handkneten kaum hörbar), dann können wir die Masse kneten. (Greift jetzt auch mit der anderen Hand in die Schüssel, knetet den Teig bis er sich zu einer überdimensionalen, blutigen Mehlamöbe gewandelt hat, nimmt ihn aus der Schüssel, stellt die Schüssel zur Seite und klatscht den Teig auf die Arbeitsplatte)

Laichen: Jetzt ist der Teig so weit, dass wir daraus Klöße formen können (pult ein Stück ab und rollt es in beiden Händen zu einer flachen Kugel) die machen Sie am besten etwa so groß wie Schaf-

hoden, sag ich immer zu meinem Mann (grinst imbezil in die Linse der Kamera).

Laichen (packt den künstlichen Schweinebluthoden auf die Teigamöbe, schiebt Teig und Schüsseln beiseite, dreht sich um und zaubert eine Silberplatte mit etwa vierzig gestapelten Tollatschen aus einem Fach auf der dem Zuschauer abgewandten Seite der Kochinsel und packt sie auf die Arbeitsplatte): Ich hab natürlich schon welche vorbereitet. Inzwischen müsste die Fleischbrühe bereits heiß genug sein, damit wir die Tollatschen darin garen können. (Lässt ein paar pferdeapfelartige Klopse in die Brühe plumpsen.) Hier in der Brühe müssen die Tollatschen schließlich etwa 20 Minuten gegart werden, danach können wir sie herausnehmen.

Laichen (stellt die Platte weg, dreht sich nach hinten und zaubert eine andere Silberplatte mit fertig gegarten Tollatschen in das glasige Auge des Zuschauers): Das machen Sie am besten mit einer Siebkelle. (Beugt sich vor, winkt plötzlich mit einer hinter ihrem Rücken hervorgezogenen Siebkelle und grinst noch debiler als je zuvor in die Kamera. Ihre Locken reichen so weit in die Mundwinkel, dass man sieht, dass die Haarspitzen vom Sabber feucht werden.) Sie können die Tollatschen gleich heiß Ihren Lieben servieren, Sie können Sie aber auch abkühlen lassen und in einer kräftigen Portion Schmalz anbraten. Dazu schneiden Sie die abgekühlten Tollatschen am besten noch einmal in fingerdicke Scheiben und servieren Sie zusammen mit gebratenen Apfelscheiben. So, das wars für heute. Ich hoffe, es hat Ihnen so gut geschmeckt wie mir! Morgen machen wir übrigens kandierten Gelbflossenthun in Aspik mit eingefärbtem Pflaumenmus ...

(Das Rauschebild versinkt in Mattscheibenschnee)

*

Unrhythmisch-schmatzende Geräusche, als schritte jemand im Sumpf Kreise ab, holten mich zurück in die schreckliche

Realität. Es machte sich allgemein bemerkbar, dass mir weder der blutige Rülpsgeruch dieser Gorgo-zilla noch die Vorstellung gefiel, Blutbuletten zu verzehren. Jan wunderte sich: „Bist du etwa son Vegetarier?“

„Nee“, antwortete ich, „ich hab einfach ne natürliche Ekelgrenze.“

„Na, ich dachte nur, weil die meisten Archologen sind doch Vegetarier.“

„Sind sie?“

„Hast du schon mal mit Archologen gegrillt?“

„Natürlich.“

„Da war doch immer ein Vegetarier dabei, oder?“

„Jo“, musste ich einräumen, „ein oder zwei schon.“

„Siehste! Und ich hab mal mit einer archologischen Vegetarierin gearbeitet, die hat sich nur von Erdnussriegeln und Limo ernährt. Außer abends, da hatse dann Pizza gegessen, Salat hatse nich gemocht. Bis ich ihr mal erzählt hab, wo das Lab für den Käse herkommt, aus Kälbermägen nämlich!“ Die Mundwinkel in Jans Gesicht zogen sich fratzenartig nach oben. Er freute sich sichtlich: „Danach hatse nur noch Pizza ohne Käse bestellt. Davon abgesehen is das sowieso total blödsinnig. Jeder isst Tiere.“

Ich setzte unwillkürlich ein verwundertes Gesicht auf: „Wieso?“

„Na, im Schlaf. Hast du mal überlegt, wie viele Spinnen du isst, wenn du mit offenem Mund schläfst?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Da gibt’s so wissenschaftliche Berechnungen. Das sind pro Woche wenigstens ein bis zwei Spinnen, die nachts von der Decke fallen und die du aus Versehen verschluckst. Ob du willst oder nicht.“

Sylvia unterbrach: „Hänschen, jetzt hör auf, an deinem Daumen zu knibbeln!“ Die Aufmerksamkeit war augenblicklich auf Hans gelenkt. Der hatte während unserer Unterhaltung ein kleines Taschenmesser aus seiner Hosentasche gezogen, es aufgeklappt und an seinem linken Daumennagel herumgepult, der schwarz und dick war, weil er sich einige Tage zuvor beim Schrauben den Dau-

men geklemmt hatte.

„Das ist doch nich steril. Das geht doch nicht, Hänschen. Was würde deine Mutti dazu sagen?“ Hänschen grummelte, schwieg ansonsten aber und kramte aus seiner Tasche ein Kabel, das er morgens von einem entsorgten Toaster abgeschnitten hatte, schnitt mit dem Messer die Isolierung ein und zog sie vom Kupfer.

Unvermittelt fragte er mich: „Du kennst Wieland noch von der Uni?“

Inzwischen war ich wieder weitgehend zu mir gekommen: „Ja.“

„Hm.“ Hans überlegte kurz, dann fragte er weiter: „War er da auch schon so ungeschickt?“

„Naja“, ich pustete einmal tonlos, „manchmal n bisschen nervig.“ Nach einer kleiner Pause ergänzte ich: „Also, er hat gerne mal die Leute in der Bibliothek zugeschwatzt und ihnen zu jedem erdenklichen Thema kurze Vorträge gehalten.“

Hans schaute verständnislos: „Tja, und hier hat er sich erstmal auf die Knochen blamiert.“

„Wieso?“

„Die erste Grabung, die er hier gemacht hat, war ne größere Flächengrabung. Da sollte er genau wie hier die Fläche in Zehn-Meter-Quadranten unterteilen und bearbeiten.“

„Ja. Und?“

„Rate mal, wie er versucht hat, ein Quadrat mit einer Seitenlänge von zehn Metern auszupflocken.“ Ich blickte verwirrt. „Er hat einen Pflock gesetzt, ist mit dem Maßband zehn Meter in eine Richtung gelaufen, hat da den zweiten Pflock gesetzt, ist Pi mal Daumen zehn Meter senkrecht dazu nach rechts gelaufen“, ich merkte, worauf Hans hinauswollte, „hat den nächsten Pflock gesetzt und wollte dann wieder senkrecht dazu beim ersten Pflock auskommen.“

„Der natürlich sonstwo stand“, lachte ich.

„Genau. Und Wieland hat einfach nicht begriffen, was er falsch gemacht hat.“ Er ahmte Wielands Stimme nach: „Das kommt einfach nicht aus, Hans! – Am Ende habe ich meine Schnur hier ge-

nommen“, Hans kramte ein Bündel Maurerschnur aus der Tasche, „und hab ihm die Pflöcke in Nullkommanix gesetzt. Und die stimmten.“

„Ich nehme an, die Schnur hat Knoten bei zehn Meter und bei vierzehn Komma, was sind das noch?“, überlegte ich, „eins ... vier ...“

„Genau, Pythagoras. So einfach ist das. Aber unser adeliger Archäologe ist zu doof dazu.“

„Grabungsleiter! Du wirst staunen“, sagte ich, „was ich da schon für Idioten erlebt habe. Ich war mal als Student auf ner Stadtgrabung, da hat der Chef Telekomleitungen gezeichnet und fotografiert. Von allen Seiten. Von oben, von links, von rechts und von unten. Es ist ja alles Befund, dozierte der ständig. Als das zuständige Amt merkte, dass er auch noch Plastikrohre ausführlich dokumentierte, war er die Grabung ganz schnell wieder los.“

„Telekomleitungen!“, lachte Hans, „Das ist gut. Wir hatten schon mal eine Archäologin, weißt du noch Sylvia? Die Klamm, die immer klamm war, die hat doch bei den kleinsten Pfostenlöchern noch Kreuzschnitte gemacht.“ Ich musste laut lachen.

Nach einer kleinen Pause kam Hans zurück zu Wieland: „Aber damals hat Wieland sich ja sowieso immer festgespielt.“

„Festgespielt?“

„Ja. Er macht alles selber, lässt keinen irgendwo ran, und vergisst jede Zeitplanung. Die Trasse hier und die Windkraftanlage sind die ersten größeren Projekte, die er seitdem macht. Zwischendurch hat er nur Voruntersuchungen für Radwege begutachten dürfen. Damit er sich da nicht festspielt.“ Hans freute sich: „Hehe, und er wusste nicht einmal genau, warum. Einmal hab ich ihn gefragt, Mensch Wieland, ist dir schon mal aufgefallen, dass du immer nur Radwege machen darfst? Da hat er wild genickt und zurückgefragt: Habt ihr das auch schon bemerkt?“

„Ja, du hast ihn immer geärgert, Hänschen“, unterbrach Sylvia, „auch mit deinen Wetten.“

„Mit was für Wetten?“, zwischenfragte ich.

„Ha! Das war immer lustig“, amüsierte er sich, drehte sich zu

Sylvia und ermahnte sie, „außerdem hast du auch immer von dem Kuchen gegessen!“, dann wandte er sich wieder mir zu, „na, wenn wir einen Befund hatten, irgendein Steinpflaster oder so, denn hab ich mit Wieland immer gewettet. Da ist noch ne Urne drunter, hab ich dann gesagt. Und Wieland hat gesagt, nee, da kommt bestimmt nüscht mehr. Denn hab ich gesagt, um was wettest du? Wenn ich recht habe, backst du dem ganzen Grabungsteam einen Kuchen, hab ich gesagt. Na, und er hat eingeschlagen.“ Seine Mundwinkel wuchsen in neue Höhen. „Türlich hat er verloren. Aber er kann selber nicht backen, also musste seine Frau Britta einen Kuchen backen. Und er wollte natürlich schlau sein. Bei einem Wasserloch hab ich gesagt, da kommt noch ein Brunnen. Wieland sagte: Nein, da kommt nüscht mehr. Was wettest du, wieder einen Kuchen?“ Er malte mit den Händen einen Kuchen in die Luft. „Und er war sich so sicher. Hähä. Als der Bagger einmal reingriff, waren wir mitten im Brunnen, n schöner Kastenbrunnen. Und Wieland jammerte“, er drehte sich wieder Sylvia zu, die ein Schmunzeln nicht unterdrücken konnte, außerdem hob sich seine Stimme und singsangte, „Wie soll ich Britta das beibringen, dass sie am Wochenende schon wieder einen Kuchen backen muss?“ Hans lachte laut, der Bauwagen stimmte mit ein.

„Habt ihr den Brunnen denn noch graben können? War doch bestimmt ne gute Plackerei, wenn der noch unter Wasser stand?“

„Das kannst du laut sagen. Da brach ständig was ein, aber es hat sich auch gelohnt. Da haben wir ein paar schöne Holzfunde rausgeholt.“

„Mit den Einbrüchen muss man echt aufpassen. Ich hab mal ne Grabung erlebt, auf der der Grabungsleiter noch seine besten Freunde in drei Meter tiefe Schnitte geschickt hat, die offensichtlich einsturzgefährdet waren, weil er keine Spundwände gesetzt hatte.“ Ich setzte mein wichtigstes Gesicht auf, um die Bedrohung zu unterstreichen. „Es hatte vorher wochenlang nicht geregnet und plötzlich schüttete es in ein paar Stunden knapp siebzig Liter pro Quadratmeter. Als wir am nächsten Tag wieder zur Grabung kamen, sind um uns herum die Bäume umgefallen, weil der Boden

das Wasser gar nicht aufnehmen konnte.“ Ich stützte beide Ellbogen auf den Tisch und imitierte mit den Unterarmen umfallende Bäume.

Jetzt schaltete Wernher sich ein: „Manche Leute kennen eben jar nüscht. Die sind als Archologe un ooch als Scheff unter aller Kanone.“ Er blickte zu Sylvia und Hans: „Ihr zwee kennt doch ooch den Fritz, der hat doch immer zusamm mit dem Carlo jearbeit.“

„Der Carlo, der son bisschen zurückgeblieben ist?“, fragte Hans.

„Ja, jenau den meen ick. Der hat den Carlo der-ma-ßen aus-jenutzt“, er dehnte die Silben und tippte im Rhythmus dazu auf den Tisch, „det jlobt man nich. Einmal hack jesehn, det der Fritz sich vor den Carlo jestellt hat, als der jrad n Befund bearbeit hat“, Wernher streute zwischen die einzelnen Worte mehr und mehr Pausen, die immer länger wurden, „sich .. vorbeucht .. und ... dem ... Carlo .... mitten .... int ..... Jesicht ..... forzt.“ Jetzt schüttelte er den Kopf. Wir anderen stimmten in diese Geste mit ein – bis auf Orka, die mit ihren letzten Tollatschen beschäftigt war.

„Das kann man sich gar nicht vorstellen“, erwiderte Sylvia entsetzt und hielt sich die Hand vor den Mund.

„Det war aber so, so wahr ick hier sitz“, schwor Wernher mit erhobener Hand.

Hans holte zum letzten Schlag gegen Fritz aus: „Soll der Fritz nich neulich in der Stadt im Mini und mit so Schminke im Gesicht rumgelaufen sein?“

„Stimmt“, erinnerte Sylvia sich, „das hab ich auch gehört.“

„Mit Schminke?“, fragte Wernher, Hans und Sylvia nickten. „Im Minirock?“ Sylvia und Hans bestätigten auch das. „Aber der wiecht doch bestimmt seine ... nu ja ... hundertzehn Kilo ... und is kleena als wie unsa Jan hier.“

Alle blickten zu Jan, der inzwischen eine Tafel Schokolade mit 60% Kakao aus seiner Tasche gekramt hatte, und sie nun auf den Tisch schlug als Zeichen dafür, dass der Nachtisch begonnen hatte. Die rohe Gewalt, die er dabei wirken ließ, atomisierte die gute Tafel leider zugleich.

Wernher kramte jetzt einen Apfel hervor, Sylvia wühlte zwei

Plastiktöpfchen mit Pudding aus der Tasche und stellte einen Becher vor Hans, der sich bedankte. Orka entnahm ihrem Fresssack einen Halbliter-Topf vollgezuckerten Joghurt und riss mit einer fließenden Bewegung den jungfräulichen Deckel von der Öffnung. Ihr dicken Finger schlängelten sich um den Deckel und führten ihn an den Puttenmund, aus dem ein warziges und langgeschquetscht fleischiges Etwas entfuhr, das das Aluminium geräuschvoll abraspelte. Danach griff dieser weibliche Gargantua einen Esslöffel und vergewaltigte damit das Plastikfass, als wäre der Becher eine Glocke und der Löffel ein Klöppel, mit dem sie als Glöckner das baldige Ende der Welt anzuschlagen versuchte. Der zugehörige Blick wirkte dabei so konzentriert, wie das Gesicht eines siebzigjährigen Einsiedlers, der im vierzigsten Jahr über die Weltformel brütet.

Das Geklöppel Orkas klang noch nach, als der gemütliche, leider zu kurze Teil der Pause begann. Sylvia kramte eine Ost-Illustrierte hervor und schlug sie auf, Hans knispelte weiter an seinem Kabel.

„Schau mal Hänschen“, wies sie auf eine Anzeige, „Fuchs und Elster“, und blätterte weiter. Wernher verschränkte derweil die Arme vor seinem Bäuchlein, schloss die Augen und entspannte sich tief.

„Naschkatze. Hmm. Vanillesoße. Die ist lecker“, kommentierte sie die nächste Anzeige und klappte die Seite um. Jan legte seine Arme parallel auf den Tisch und bettete seinen Kopf darauf.

„Mensch“, murmelte die Zeichnerin erschreckt, „ich muss ja noch einkaufen!“

„Ich brauch für heute Abend auch noch was“, meinte Hans.

Sylvia pflückte inzwischen ein Blatt vom Fundzettelblock, der stets auf dem Tisch lag und missbrauchte die leere Rückseite als Einkaufsliste: „Was brauch ich denn?“

„Is heut nich Dienstag?“, fragte Hans in den Raum. Ich nickte. „Da steht doch der Vietnamese immer vorm Supermarkt, ich glaub, da hol ich mir heute einen Broiler, da hab ich richtig Hunger drauf. Meine Mutter ist ja so gerne Broiler, die freut sich bestimmt. Und ich mich erst.“ Hans freute sich jetzt schon sichtlich.

Jan erwachte wieder, stand auf und fragte den quasi-schlafenden Wernher, während er nach dessen Apfelkitsche griff: „Darf ich?“

Sylvia dachte im Gegensatz zu Hans über den Abend hinaus: „Hm, erstmal brauch ich noch Äpfel, vier Äpfel, Elstar vielleicht, Erwin wollte außerdem noch, dass ich ihm TV Guck mitbringe ...“

„Natüürch“, erwiderte der noch schläfrig blickende Wernher, „natüürch darfste den entsorjen.“ Jan schritt mit dem Apfelrest zur Tür, öffnete sie und warf den Apfel auf ein Ziel außerhalb des Bauwagens, das wir nicht sehen konnten.

„... da kann ich auch gleich die neue SuperIllu einpacken ...“

„Zwar nicht getroffen, aber die Richtung stimmt!“, rief Jan erfreut und erwartete anscheinend eine Bestätigung von uns, die wir doch alle sein Ziel nicht sehen konnten.

„... für den Milchreis brauche ich noch Milch, einen, nein besser gleich zwei Liter, für die Haferflocken brauchen wir ja noch mehr ...“

„Wisst ihr, das kommt vom instinktiven Bogenschießen.“

„... ich glaub fast, Wurst-Käse ist auch alle ...“

„Instinktiv?“, fragte Marion, ich schwieg, um mir die Fotos nicht noch einmal ansehen zu müssen.

„... da hole ich gleich noch ein bisschen Mortadella ...“

„Ja, instinktiv. So trifft man am besten.“

„... Margarine ist auch schon fast alle, was ist mit Papiertempo?“

„Ich hab mal als Kind dem Hausmeister einen Schneeball ins Gesicht geworfen ...“

„... die brauchen wir doch bestimmt auch schon wieder, der schnieft vielleicht im Moment, das glaubt man nicht ...“

„... der kam gerade um die Ecke, das konnte ich nicht wissen, aber trotzdem hab ich ihn mitten ins Gesicht getroffen.“

„... für Toni brauche ich noch Fleisch, war nicht Nero im Angebot? Da nehme ich doch gleich vier große und acht kleine mit ...“

„Das ist noch son Steinzeiteffekt, dass man besser trifft, wenn man einfach drauflos wirft, als wenn man zielt.“

„... sollte ich nicht noch Rosinenbrot mitnehmen? Da hole ich

besser gleich mal zwei, dann brauche ich noch Brötchen, Erwin braucht ja auch noch drei.“

„J-ja. D-das hat mein Vater auch gesagt“, bestätigte Orka Jans Theorie. „Der war ja Sportschütze in der D-DDR. Der hat mit einer D-dragunov geschossen und war Bezirksmeister.“

„Mit einer Dragunov?“, fragte Jan ehrlich interessiert.

„J-ja. Er hat auch eine kleine K-k-kanone. Mit der schießt er immer zu Silvester. Dafür darf er im Jahr f-fünf Pf-pfund Schwarzpulver kaufen.“

„Das gibt es doch nicht“, zweifelte Hans.

„D-doch. Er zieht auch selber M-musketenläufe und sch-schießt damit. Er darf auch ein Pf-pfund Sprengstoff kaufen.“

„Das kann doch nicht sein“, Hans blickte kopfschüttelnd in die Runde, „was ist das denn für ein Land, in dem ein Privatmann Sprengstoff kaufen darf?“

„Det würd ick ooch ma jerne wissen, Hans“, sagte Wernher, während er die Reste seines Mahls verstaute, und ergänzte, „so – jetzt muss ick ma dahin, wo der Kaiser zu Fuß hinjeht.“ Er stand auf, quetschte sich an Jan vorbei durch die Tür und war kaum aus dem Bauwagen gestiegen, als er uns auch schon herausrief: „Mönsch, kommt ma raus, det jlaubta nich, da steht n Pferd vorm Bagger!“

„Ein Pferd?“, fragte Sylvia und blickte mit mir aus dem Fenster des Bauwagens. Wernher hatte nicht gelogen, es stand tatsächlich ein Pony vor dem Bagger und war offenbar glücklich darüber, ein wenig Gesellschaft zu haben. Es blieb dem Pony allerdings nicht vorbehalten, unsere Pause zu beenden, denn kaum hatten wir das Tier gesehen, als auch schon der Wagen von Senff auf den Acker fuhr.

*

Wenn er zu Grabungen kam und die Fortschritte begutachtete, kam er grundsätzlich zur Mittagspause. Damit stand er in der guten Tradition aller Amtsarchäologen. Deren Befähigung, diese Stelle auszufüllen, scheint nämlich vornehmlich daran gemessen zu werden, ob sie in der Lage sind, fünf Ausgrabungen am selben Tag gleichzeitig zur Mittagszeit zu besuchen. Vielleicht werden sie aber auch nach der Stellenbesetzung einfach in einer aufwendigen Initiation in das Geheimnis eingeweiht, diesen temporalen Hattrick zu beherrschen.

Sowohl die Arbeiter im Chef-Wagen als auch die Raucher reagierten auf die Ankunft Senffs, ohne dass sie ausdrücklich ermahnt werden mussten. Bis auf Sylvia, die noch im Bauwagen die Köpfe und Legenden mehrerer Zeichnungen beenden musste, trollten sich alle unaufgefordert nach draußen, suchten dort die Arbeit auf, die sie zuvor unterbrochen hatten, und setzten sie fort. Ich winkte lediglich Dieter zu mir und bat ihm, das Pony auf die Koppel zu bringen, auf die es gehörte. Dieter suchte sich daraufhin ein Seil im Werkzeugcontainer, bastelte daraus mit Seemannsknoten eine Trense und brachte das ruhige Tier zu seinem Herkunftsort.

Ich ging auf den schwer übermüdet wirkenden Senff zu, der wie üblich albern gekleidet war. Nach allgemeiner Meinung hatte er diesen unbewussten Drang, die Öffentlichkeit unfreiwillig mit einer clownesken Erscheinung zu belustigen, bereits in frühester Kindheit angenommen. Als er und Nicole zu Uni-Zeiten ein Paar geworden waren, hatte sie zumindest verschiedenen Kommilitonen stolz alte Fotos von ihm als 12-Jährigen herumgereicht, die ihn auf Geheiß der lieben Frau Mama mit einem Prinz-Eisenherz-Haarschnitt und einer viel zu engen Seppellederhose zeigten. Inzwischen hatte Nicole den Platz von Maxims Mutter eingenom-

men. Sie ermutigte den Mittdreißiger dazu, auch noch die lächerlichsten Klamotten zu tragen, was seinem Ansehen kaum förderlich war. Denn durch diesen Aufzug, der stets für großes Amüsement sorgte, bewies Maxim von vornherein, dass man ihn als Person nicht ernst nehmen konnte. Und das dachte einfach jeder Arbeiter, mit dem ich mich im Osten unterhalten habe. Nur von einen einzigen Arbeiter weiß ich, dass er Senff nicht einmal lächerlich fand, sondern schlicht dermaßen blöde, dass er sich bis zu dessen Weggang beharrlich geweigert haben soll, Maxim die Hand zu geben.

Wir waren derweil von dem Aufzug des Projektleiters nur amüsiert, seine Garderobe war wirklich unglaublich. Seine meist kurzärmeligen Hemden waren entweder mit Hawaii-Mustern bedruckt oder mit den roten oder grünen Karos gestaltet, die bis in die schlimmen 80er Jahre Tischdecken und Bettwäsche zahlloser Jugendherbergen zierten. Die dazu passenden Hosen waren bunt karierte Bermuda-Shorts, wiederholt auch pumpbeinige Dreiviertelhosen in Beige, wie er sie auch an diesem Besuchstag trug. Um das Ganze abzustimmen, hatte er sein Erscheinungsbild außerdem mit an den Hacken offenen Turnschuhen gekrönt, deren modischer Ursprung fraglos in ethisch nicht zu rechtfertigenden Genexperimenten an Pantoletten zu finden ist.

Ich grüßte Maxim und führte ihn in den Bauwagen, um ihm die Pläne zu zeigen, bevor wir auf die Flächen gingen. Dass Sylvia im Bauwagen arbeitete, gab ihm anschließend Anlass, mich außerhalb des Bauwagens vor ihrer angeblichen Faulheit zu warnen. Tagelang, so beschrieb er ihre Arbeitsweise während einer anderen Grabung, habe sie über dem selben Plan gebrütet und immer nur hin und her geblättert. Mich wunderte diese Kritik, da ich ausgerechnet Sylvia als sehr intensive und konzentrierte Arbeiterin erlebte. Dabei nahm sie gleichzeitig zu ihren Pflichten als Zeichnerin zusammen mit Jonas den Posten als Vorarbeiterin ein und achtete verantwortungsvoll auf die anderen Arbeiter.

Dagegen war mir ja längst bekannt, wie intrigant und unfähig Senff war. So schwieg ich zu den Anwürfen. Senff war aber kaum

gefahren, da warnte ich meinerseits Sylvia davor, dass er sie ganz offensichtlich auf dem Kieker hatte.

Man merkte damals schon, dass Maxim es zusehends genoss, Macht inne zu haben, obwohl er sich gleichzeitig auf unterschiedlichsten Wegen freiwillig der Lächerlichkeit preisgab. Eigentlich glich sein Wirken ohnehin der Terrorherrschaft eines Clowns. Das zeigte sich in jedem seiner Schritte, in all seinen Handlungen. Das galt bis ins letzte Detail, vom Anfang bis zum Ende. In dieser Zeit war er allerdings besonders ungehalten. Das weiß ich noch genau, denn dieser Tag ist mir schon deswegen im Gedächtnis haften geblieben, weil ich völlig neue Grenzen des Unwohlseins erfahren hatte.

Die Ringe unter Maxims Augen konnte man nicht zählen und er war so unaufmerksam, freiwillig aus seinem unseligen Leben zu plaudern. Es war nämlich die Zeit, in der seine Frau Nicole kurz davor war, den Senff-Stammhalter zu werfen – oder wie Dieter sich eines Tages aufgrund Nicoles Herkunft aus Braunschweig versprach: „die Sächsin ist niederträchtig ...“

Maxim war in dieser Zeit ein nervliches Wrack. Das lag aber keineswegs daran, dass er mit soviel Mitgefühl bei der Sache war, sondern weil er unter den Launen seiner besseren Hälfte zu leiden hatte, was er selbstverständlich überhaupt nicht einsah. Er kam zwar immer noch nur an den Tagen in ihre gemeinsame Wohnung, an denen er am Institut arbeitete. Aber die wenigen zugehörigen Nächte wurde Maxim ständig geweckt, weil Nicole im Fünf-Minuten-Takt aufs Klo trippelte. Darüber hinaus zwang sie ihn zu den Kursen der Schwangerschaftsgymnastik, wo er mit wildfremden Menschen eine verstümmelte Abart des Sirtaki zu tanzen hatte. Um das letzte Bisschen häuslichen Segens zu retten, war er als Ausgleich für seine heißgeliebten Sportsendungen quasi verpflichtet, Sonntags mit seinem Weib regelmäßig die damals schon unsäglich klebrig-pilchrigen und ewig-gleichen ZDF-Filmchen im Fernsehen zu verfolgen und schlimmer noch: gutzuheißen! Da galt auch die Ausrede nichts, dass am Vorabend sowohl sein Handballverein als auch sein Fußballverein wichtige Ligaspiele

verloren hatten. Infolgedessen quälte der völlig übermüdete Senff jeden Untergebenen an der Universität und im Denkmalpflegeamt, als zöge ein jähzorniger Rachegott durch die Lande. Er belästigte einfach jeden mit seinen eingebildeten Leiden. Wie es seiner Frau ging, war ihm egal. Alles in allem war es für niemanden eine gute Zeit, weder für die beiden, noch für den Rest der Welt.

Vor seiner Abfahrt wusste ich ihn aber noch zu treffen, indem ich ihm mitteilte, wie katastrophal Marions Fähigkeiten waren. Als ich von ihren „Künsten“ erzählte und zum Beweis ihre Kritzelei vorzeigte, die ich als Beleg für schlechte Arbeit heute noch aufbewahre, wurde Senff vor Wut still. Er hatte mir Marion aufgedrückt, hatte sich von ihr weismachen lassen, dass sie als Zeichnerin arbeiten könne. Wahrscheinlich fühlte er sich betrogen, und das waren wir ja beide. Er versprach, mir in der Folgewoche einen neuen Mitarbeiter zu besorgen. Er wollte einen ehrenamtlichen Denkmalpfleger namens Micha aus der Gegend aktivieren, der ab und zu bereits für das Amt gearbeitet hatte.

Senff war kaum gefahren, da ging ich zu Sylvia und Hans, und erzählte ihnen, wer zum Team stoßen würde. Beide kannten Micha, Sylvia schien durchaus erfreut, wusste sie doch wenigstens, dass er besser als Orka arbeitete und ihr somit bei den Zeichnungen zur Hand gehen konnte. Hans dagegen war entsetzt. Er verdrehte die Augen, drehte sich zur Seite und setzte seine Arbeit stöhnend fort. Ich wunderte mich, befürchtete natürlich die nächste personelle Katastrophe, aber Hans ließ sich lediglich entlocken, dass ihn Michas „Pferdelache“ störte, wie er sie nannte. Sie sei auf der gesamten Grabungsfläche zu hören.

Die „Pferdelache“, von der Hans gesprochen hatte, ließ nicht lange auf sich warten, als Micha in der Folgewoche auf unserer Grabung mitzuarbeiten begann. Der große Micha mit dem überbreiten Mund war eigentlich immer gut aufgelegt. Er erzählte viel von seiner Familie, beispielsweise verriet er mir, sein Vater, sein Bruder und er sähen zusammen wie die Olsenbande aus (Micha entsprach dabei Benny). Er besaß genügend Humor, dass er sogar weiter Witze erzählte, nachdem er während der Grabung erfahren

hatte, dass bei seinem Bruder, dem Kjeld-Pendant, ein Hirntumor festgestellt worden war.

Natürlich führte er sich sogar mit einem Witz ein. Wir hatten uns kaum begrüßt und gegenseitig vorgestellt, als er von sich aus erzählte, dass Maxim Senff versucht hatte, ihn zum 20. April einzustellen. Micha erwiderte am Telefon erbost, er könne „doch nicht an Führers Geburtstag arbeiten!“, und lachte sich über seinen Einfall und mehr noch den verdutzten Senff tot. In Wirklichkeit betreute Micha an diesem Tag das Volleyballturnier einer von ihm trainierten Jugendmannschaft, aber Senff fiel natürlich auf den bösen Scherz des bekennenden Antifaschisten hinein. Ich amüsierte mich dagegen köstlich, dass Senff so hereingelegt worden war.

Andererseits war Micha auch ein kleiner Pyromane. So fragte er mich eines Tages, ob er nicht einmal eine sowjetische Phosphorbombe auf der Grabungsfläche zünden dürfe. Ich verneinte natürlich und war etwas verwirrt über sein tatsächlich ernst gemeintes Ansinnen.

Dass er ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger war, hatte ich ja bereits zuvor von Senff gehört, und auch Dieter kannte ihn. So erfuhr ich aber, dass er auch regelmäßig sowjetische Übungsplätze absuchte, um Munition und alle möglichen Sprengstoffe zu sammeln. Ich weiß nicht, ob er auf pyrotechnische Experimente dieses Ausmaßes weitgehend verzichtete, weil wir uns gut verstanden, oder ob er selbst zu viel Angst vor der eigenen Courage hatte.

8

Inzwischen hatte sich das Team auch in der neuen Zusammenstellung weitgehend eingearbeitet. Ich musste oft morgens nicht einmal sehr detailliert erklären, welche Tagesarbeit anstand, weil die größtenteils erfahrenen Arbeiter in eine Art selbstorganisiertes Chaos verfielen.

Hans putzte üblicherweise das Planum, Sylvia zeichnete die von ihm freigelegten Befunde in der Aufsicht. Jan stand gewöhnlich am Bagger, zeitweise unterstützt von Dieter oder Jonas, die darüber hinaus die Pflöcke für die Quadranten setzten, wenn genügend Fläche freigebaggert war. Ansonsten schnitten beide die Befunde, damit die vorgeschichtlichen Gruben und Feuerstellen auch im Profil, aufgenommen werden konnten. Bei dieser Arbeit halfen Wernher und Orka, wenn die zwei nicht gerade damit beschäftigt waren, die im Planum bereits gezeichneten Befunde zu nivellieren. Das Nivellieren ist eigentlich eine sehr einfache Tätigkeit für zwei Leute, die lediglich daraus besteht, dass der eine Zahlen lesen und schreiben können muss, während der andere in der Lage sein sollte, eine je nach Notwendigkeit des Bodengefälles bis zu vier Meter lange Holz- oder Aluminiumlatte mehr oder weniger lotrecht in den Wind zu halten. Ich durfte also durchaus berechtigt annehmen, dass Orka zum Nivellieren befähigt war, obwohl ich ihr bereits die Berechtigung zum Zeichnen auf meiner Grabung entzogen hatte.

*

Eines Tages musste ich jedoch einsehen, dass nicht einmal diese zivilisatorischen Grundfähigkeiten von Orka zu erwarten waren. Der Vormittag verlief noch verhältnismäßig ruhig, abgesehen davon, dass der Bauer die umliegenden Felder mit irgendeinem ominös stinkenden Giftzeug bespritzte, das in Schwaden auf unsere Grabungsfläche herüberzog. In der Mittagspause bedankte sich der gutgelaunte Hans noch bei mir für die Empfehlung jugoslawischer Fleischgerichte. Erst am Vortage hatte er im Supermarkt entdeckt, dass es gefrorene Ćevapčićis in Tüten gab. Er hatte gleich eine davon gekauft und ihren gesamten Inhalt noch am selben Abend verspeist.

Nach der Pause verschärfte sich die Gemengelage allerdings

schlagartig. Micha nervte vor allem die älteren Arbeiter Wernher, Dieter, Hans und Sylvia, indem er am Werkzeugcontainer plötzlich mehrere Silvesterraketen zündete. Ich fand die Aktion lange nicht so schlimm wie das, was er ja ursprünglich vorgehabt hatte, ermahnte ihn aber mit erhobenem Finger vor der Grabungsöffentlichkeit, um den Personalfrieden weitgehend wieder herzustellen.

Der noch gut gelaunte Hans hatte zuvor soviel von der Fläche geputzt, dass ich ihn nun ein paar Befunde schneiden lassen wollte, während ich im Bauwagen Befundbeschreibungen in Formblätter übertrug. Nach einer Zeit schneite Sylvia zusammen mit Wernher in den Bauwagen, er hatte einen größeren Befund zu Ende geschnitten und erkundigte sich nach dem weiteren Vorgehen, Sylvia war mitgekommen um anzumerken, dass sie doch überraschend schnell mit dem Zeichnen der Quadranten vorangekommen war. Ohne mir viel Gedanken zu machen, entschied ich mich für das Naheliegende und bat Wernher, solange das Planum zu putzen, bis Hans mit dem Schneiden des von ihm bearbeiteten Befundes fertig würde.

Es waren kaum fünf Minuten vergangen, dass die zwei den Bauwagen verlassen und mich über meine Formblätter brüten ließen, als plötzlich ohne jede Vorwarnung Hans zu mir in den Wagen sprang.

„Sag mal, das kann doch nicht sein“, Wernher strauchelte in seinem Schlepptau hinterher, „ich schneide Befunde und der da“, Hans wies auf Wernher, „macht jetzt meine Arbeit?“ Hans schrie zwar nicht, seine Stimme zitterte aber. Man merkte, dass er aufs Äußerste erregt war und größte Mühen aufwandte, sich noch halbwegs zu bändigen.

„Jetzt im Moment, ja“, sagte ich verdutzt.

„Wie kann das sein, ich habe immer das Planum geputzt, mache ich die Arbeit nicht gut?“

Wernher, der sichtlich genervt war, und den Hans offenbar bereits auf der Fläche angefahren hatte, stieg jetzt laut ein: „Ick brauch mir von dir jar nüscht saan lassn!“ Im Gegensatz zu Hans

versuchte er sich aber nicht einmal zurückzuhalten. Seine kräftige Stimme biss, als er sich erst an den Kopf, dann an die Brust tippte: „Ick jloob, ick spinn! Ick bin ooch schon über fuffzich. Un wenn der Scheff sacht, mach det, denn mach ick det.“

Hans hatte seine Sache vorgetragen, seine Wut blieb grotesk groß. Er drehte sich, winkte mir ab: „Ach!“, sprang aus dem Wagen und lief zurück zu seinem Befund. Ich lief ihm nach, weil ich es selbstverständlich fand, diesen gleichermaßen unbegründeten wie unseligen Streit zu schlichten. Wernher trapste wie ein Terrier mit uns. Er versuchte zwischen Hans und mich zu kommen und zeterte keifend weiter: „Det brauch ick mir nich jefalln zu lassn! Ick hab ooch schon n paar Jahr jearbeitt. Ick weeß, wo der Hase schnalzt!“

Jetzt musste ich nicht allein mehr Hans beschwichtigen, sondern auch Wernher zur Räson bringen: „Du brauchst nicht noch nachzutreten!“, fuhr ich ihn durchaus angemessen an.

Hans stapfte schnell zu seinem Befund, griff sich seinen Spaten, rammte ihn in den Boden und trat auf die Kante des Blattes und sprach zu sich selbst: „Die wolln mich nur verheizen!“ Er sah mich an und schnaubte: „Ich arbeite hier, und der da hinten steht nur rum!“, wies er auf Jan, der vor dem Bagger stand.

„Ja und?“, fragte ich, „Der macht auch nur seine Arbeit.“

„Ach!“, motzt Hans nur noch. Er schien langsam zu begreifen, dass er einen unnötigen und heillos übertriebenen Sturm verursacht hatte, wollte es aber noch nicht zugeben. Wernher stand neben uns, ich blickte ihn ermahnend an, dass er auch ja nichts mehr sagen solle.

„Hört mal, sowas will ich auf meiner Grabung nicht haben. Das ist hier kein Kindergarten. Und jetzt gebt euch die Hand!“, widersprach ich mir selbst. Hans knirschte mit den Zähnen.

Wernher erkannte schneller die Chance, wieder Punkte gut zu machen, die er durch sein verbales Nachtreten verloren hatte: „Also, ick hab damit keene Probleme nüscht. Det war ja eh bloß n Missverständnis. Hier Hans!“, und reichte Hans die Hand.

Hans sah von seinem Befund hoch. Jetzt galt ihm mein strenger

Blick. Und ich starrte ihn auch noch an, als ich zu dem neben uns stehenden Wernher sagte: „Du kannst Hans ja gleich mal beim Schneiden helfen, Wernher.“

Dann hob auch Hans seine rechte Hand und griff zögerlich nach Wernhers Hand. Beide schüttelten ihre Hände kurz, ließen sie aber schnell wieder schlapp fallen. „Ich hoffe, das ist damit erledigt“, betonte ich ernst, drehte mich um und trottete aus dieser unwirklichen Szene.

*

Wernher ging Werkzeuge holen, um Hans zur Hand zu gehen, während ich zu Sylvia lief. Sie hatte hatte von dem Streit offenbar nur wenig mitbekommen. Ich schilderte ihn ihr kurz und fragte: „Sach mal, was ist denn mit Hans los? Ist der heute mit dem linken Bein aufgestanden?“

„Keine Ahnung. Vielleicht liegts ja auch daran, dass er erst vor dieser Grabung mit dem Rauchen aufgehört hat. Ich weiß es nicht“, sie unterbrach sich selbst und lenkte ab, „du, kuck dir mal Orka an.“.

Ich drehte mich in die entsprechende Richtung und wurde Zeuge einer Sitzgelegenheit, die ich anatomisch bislang für unmöglich gehalten hätte. Die Körperhaltung, die die massiv-passive und passiv-massive Orka gerade einnahm, hätte bei normalförmigen Menschen einem Hocken entsprochen. Orka dagegen gelang es, auf ihren aufgeblähten Unterschenkeln regelrecht zu sitzen, ohne erst in die Hocke gehen zu müssen.

„Jetzt kuck dir mal die Gummistiefel an, die werfen ja Falten“, staunte Sylvia. Richtig, Orka hatte ihre roten Gummistiefel passend zur Schuhgröße gewählt. Und so wie die meisten Dicken überproportional häufig besonders kleine Füße haben, entsprach die Stiefelgröße nicht ihrem Beinumfang. Sie muss sichtliche Mühen dabei gehabt haben, den Kautschuk über das gedunsene Ge-

webe zu rollen. Nun schlugen ihre Stiefel Falten.

„Haste den Dieter heut morgen gehört?“, fragte Sylvia. Ich schüttelte den Kopf. „Als sie mit ihrm tiefergelegten Japaner ankam, hat der Seemann Da bläst er! gerufen.“

Im nächsten Moment wälzte Orka ihre Beine herum und akrobatierte am halb ausgenommenen Befund. Dabei trat sie ungelenk in das Profil und entriss dem Planum den rechten der beiden Nägel, die ich bei jedem Befund setzte, um die Schnittrichtung festzulegen.

„Jetzt kuck dir das an“, sagte ich zu Sylvia und stemmte die Hände in die Hüften, „jetzt rammt sie nicht nur den Nagel raus, sondern steckt ihn n Stückchen weiter wieder rein. Das gibt’s doch nicht. Mal gucken, ob sie zu dir kommt, damit du den Nagel auf der Zeichnung korrigieren kannst.“

Sylvia schüttelte den Kopf: „Die kommt nicht. Das hab ich schon ein paar Mal gesehen und ich hab es ihr jedesmal gesagt. Die kommt nicht von allein.“

„Das hat sie schon ein paar Mal gemacht?“, verdutzte es mich, „Das kann ja wohl nicht sein. Ich denk, die hat schon mal gegraben? Wie kann man denn so blöde sein? Da passt doch keine Profilzeichnung mehr zu den Plana!“, regte ich mich auf.

„Die hab ich ja schon korrigiert“, beschwichtigte Sylvia noch, dann ging ich zu Orka.

„Marion? Hör mal, ich hab gerade gesehen, dass du den Nagel rausgerissen hast und einfach neu gesetzt hast. Ich weiß, dass das mal passieren kann, dann musst du aber Sylvia Bescheid sagen, dass sie das auf den Plänen korrigiert.“ Ich sah nun aus der Nähe, wie sie sich im Sandboden an die Schnittkante vorarbeitete. „Außerdem wäre es hilfreich, wenn du dich den Nägeln vorsichtig annäherst und erstmal fünf bis zehn Zentimeter davor stehen lassen würdest.“

„D-das ist mir gerade zum ersten Mal p-passiert.“

„Aha?“ Es war einfach unmöglich, dass sie von meinem Gesicht nicht ablesen konnte, dass ich es besser wusste.

„Ich p-pass jetzt auf.“

„Und das Eintreten des Profils macht übrigens einen Kasten Bier fürs Team. Alte Grabungsregel.“ Marion schwieg. Ich war sauer und ging wieder zu Sylvia. Die Zeichnerin stand inzwischen bei Hans und Wernher, die gerade mit ihrem Profil fertig waren.

„Als ob es nicht reichen würde, dass irgendwelche Idioten am Wochenende Profile eintreten!“, motzte ich.

„Na, immerhin fahren sie nicht mit Motorrädern über die Fläche“, erwiderte Hans.

„Stimmt, Arnold erzählte auch schon so was, dass die bei anderen Grabungen hier schon mal mit ner Enduro oder mit diesen Quads herumeiern. Das solln‘se hier mal machen, bei der Fünfzehn können se sich schön den Hals brechen“, empfahl ich.

Für die Untersuchung des Befundes Nummer Fünfzehn hatten wir ein besonders tiefes Loch anlegen müssen. Die Laune von Hans und Wernher war inzwischen wieder merklich gestiegen.

„Sowas hätts früher nich gegeben“, war Hans sich sicher, „kuck dir nur mal die Wiesen an den Straßen an. Heute wuchert das alles, zu Ost-Zeiten warn die alle schön gemäht.“

„Stimmt“, bestätigte Sylvia, „weißte noch, Hänschen, da stellten alle ihre ‚Hier mähe ich‘-Schilder auf.“ Ihr Gesichtsausdruck verklärte sich, ihr Gemüt versank in Ostalgie, blieb aber doch so in der Jetztzeit hängen, dass sie mir erklärte: „Mit dem Gras haben wir immer unsere Kaninchen gefüttert.“

„Na, und heute“, drängte sich auch Wernher in die schönen Erinnerungen, „heute ham die Jemeinden nich ma jenuch Benzin, det se im Mai noch mähen könn. Ihr müsstet ma zu mir komm. Vor meim Haus mäh ick jetze schon selber. Det is doch keene Art!“

„Ja, aber dafür darf die Jugend im Frühsommer Silvesterraketen zünden, und Privatleute kaufen sich Sprengstoff“, ereiferte sich Hans.

„Ah, stimmt, gut, dass du darauf kommst“, klinkte ich mich ein, „ich hab am Wochenende mal mit einem alten Schulfreund telefoniert, der studiert Jura, dem hab ich von dem Sprengstoff erzählt und der wunderte sich gar nicht, der erzählte, dass man nach dem

STGB sogar nur mit fünf Jahren Bau bestraft wird, wenn man eine Atombombe zündet."

„Fünf Jahre?", fragte Sylvia nach.

„Fünf Jahre ist die Höchststrafe. Das ist die gleiche Höchststrafe wie bei Eigentumsdelikten. Du kannst also genauso lange verknackt werden, wenn du auf dem Campingplatz n Zelt klaust. Das heißt, vielleicht kriegste noch was extra, wenn bei der Atomexplosion jemand draufgeht."

„Na, das glaub ich fast nicht", schüttelte Sylvia den Kopf, „bei uns im Ort hat letztens der geschiedene Sohn von irgendeinem Hotelier drei junge Mädchen totgefahren, weil der besoffen und unter Drogen in einer Kurve überholt hat. Der hat nur ein Jahr auf Bewährung bekommen."

Hans bestätigte kopfnickend: „Dem ist fast nix passiert. Nur n Beinbruch. Der hat noch im Krankenhaus wieder mit seinen Drogenpartys angefangen. Das hätts damals auch nicht gegeben."

Meine Vorstellung über den behördlichen Ablauf bei einem durch einen SED-Funktionär verursachten Unfall behielt ich für mich. „Tja, es ist eben lange nicht alles Gold im Westen", grinste ich, „eure Propaganda hat nicht immer gelogen."

„Das stimmt", bestätigte Hans.

„Aber was solls. Gerade als Archäologe seh ich das ziemlich abgeklärt, irgendwie fatalistisch. Es ist schließlich noch jedes Imperium untergegangen. Alle Systeme sind irgendwann gescheitert, und trotzdem geht es irgendwie weiter." Ich zuckte die Schultern, Hans verstand meine Haltung.

Von der Seite hörte ich, wie Jonas Micha zuquatschte. Jonas sprach ziemlich gut deutsch, er redete aber auch immer gerne sehr viel. Gerade unterbrach er seine Arbeit, um vor Micha herumzukaspern. Der Profilzeichner lachte tiefhalsig. Der Schwede präsentierte seinen Spaten und rief: „Das hier ist mein Spaten, es gibt viele andere, aber dieser ist meiner, mein Spaten ist mein bester Freund. Ohne meinen Spaten bin ich nutzlos, ohne mich ist mein Spaten nutzlos."

Ich grinste, als ich das Filmzitat hörte. Sylvia wackelte mit dem

Kopf: „Der redet auch nur die ganze Zeit."

„Ha", ich musste schmunzeln, „der ist doch nur die Ausnahme von der Regel."

„Welche Regel?"

„Mein Doktorvater hat in Seminaren immer gefragt, ob Anthropologen anwesend sind. Wenn sich jemand meldete, dann hat er gefragt, woran man am Skelett Frauen und Männer unterscheiden kann. Die Anthropologen erzählten dann immer vom unterschiedlichen Becken, von den Überaugenwülsten und den stärkeren Kiefern." Ich wies auf die entsprechenden Körperteile und -stellen. „Und erst hier hakte mein Doktorvater dann ein. Kiefer stimmt, sagte er dann, und dann schob er den Unterkiefer vor und zeigte mit den Zeigefingern auf das Unterkiefergelenk", ich machte die Geste nach, Sylvia grinste erwartungsvoll, „und erklärte, dass das Unterkiefergelenk bei Frauen stärker abgenutzt ist. Nach einer kleinen Pause sagte er dann: Weil Frauen die ganze Zeit plappern, rabrabrabrabrabrab." Ich machte mit der Hand die sprechende Geste, mit der auch mein Doktorvater das sinnlose Sprechgeräusch jedes Mal unterstrich.

Hans und Sylvia lachten, dann lenkte Sylvia unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Arbeit: „Orka muss bald wieder nivellieren, da fehlen noch Werte."

„Nee, die kann erstmal weiter schneiden, da kann sie noch ne Menge lernen. Hans? Du kannst wieder Planum putzen, Wernher, wir zwei nivellieren, holst du schon mal Stativ und Latte?"

„Ja, marick." Wernher drehte sich im Sprechen und ging zum Werkzeugcontainer. Hans freute sich, wieder mit Sylvia zu arbeiten. Ich lief zum Bauwagen, kramte die Pläne hervor, auf denen noch unnivellierte Befunde waren und suchte mir dazu ein paar leere Formulare.

Bevor ich wieder auf die Fläche ging, nahm ich das Nivelliergerät aus dem Kofferraum des Dienstwagens und stieg zu Wernher, der bereits das Stativ an strategisch günstiger Stelle aufgebaut hatte. Ich schraubte das Niv fest, richtete es waagerecht aus und fertigte zusammen mit Wernher eine Skizze an, auf die ich die

Befunde kritzelte, die wir nivellieren mussten. Ich markierte ihm genau die Punkte, die ich gemessen haben wollte, und zeigte sie ihm. Bevor wir mit dem eigentlichen Nivellieren anfangen konnten, ging er mit der Latte auf den Höhenpunkt, für den wir ja glücklicherweise einen TP am naheliegenden Soll hatten. Dann klapperte Wernher die Befunde nach meiner Skizze ab, und ich notierte die Ablesewerte. Die Rechnung wollte ich erst später im Bauwagen machen.

Kaum hatten wir die zwanzig Befunde nivelliert, als auch schon wieder irgendein Auto von der Landstraße zu den Bauwagen abbog. Wernher kannte den Wagen nicht, Sylvia und Hans auch nicht. Aus dem Wagen stieg ein grauhaariger Mann, der eigentlich nur aus Bauch bestand, an den jemand zwei Arme und zwei Beine gesteckt hatte.

Genervt über den ungebetenen Besuch bat ich Wernher: „Baust du schon mal das Niv ab, ich kümmer mich um den Idioten. – Wer immer das ist."

Der Grauhaarige hielt sich nicht damit auf, vor der Fläche stehenzubleiben, sondern stakste direkt auf die Grabung.

„Hallo", rief ich ihn an, „bleiben Sie mal bitte draußen."

„Jaja", versuchte er zu beschwichtigen, „ich kenn das, ich war schon oft auf Ausgrabungen."

Ich kletterte aus dem Schnitt auf den stinkenden Acker: „Tach, kann ich Ihnen helfen?"

„Ja", er streckte mir seine Hand wie bei einem Messerangriff entgegen, „mein Name ist Fornefett. Jürgen Fornefett. Sind Sie der Vorarbeiter?"

„Ich bin der Grabungsleiter, ja."

„Ich bin ehrenamtlicher Denkmalpfleger. Ich hab die Ausgrabung hier angeleiert."

„Hm.", staunte ich, schließlich kannte ich die Hintergründe, das reguläre Prozedere mit Bauanträgen und Genehmigungen.

„Ja, wenn ich keinen Leserbrief an die Zeitung geschrieben hätte, dann wär hier einfach alles weggebaggert worden. Mein Vater hat hier schon immer gegraben, ich kann Ihnen mal meine Ordner

zeigen, ich hab ja den ganzen Keller voller Ordner."

Er versuchte, mich zu seinem Wagen zu leiten. Dämlicherweise ging ich mit und stand neben ihm, als er den Kofferraum öffnete. Der rollende Keller war mit anderthalb Dutzend Ordnern gefüllt, blind griff er einen aus der Menge.

„Schaun Sie mal hier. Mein Vater war ja Dorfschullehrer. Der musste immer gegen den Paster, der ist immer mit seinen Konfirmanden auf Raubzug gegangen, da musste mein Vater mit seinen Schülern immer die Grabhügel in der Umgebung retten."

„Retten?", fragte ich skeptisch.

„Jaja, der Paster hätt sonst alles ausgegraben. Schaun Sie mal, kennen Sie das hier?", keuchte er und versuchte mich zu testen.

„ne Urne", antwortete ich gelangweilt und bemüht, „vorrömische Eisenzeit, scheint", ich betrachtete das stockfleckige Bild und zögerte, „unverziert." Er blätterte die vergilbten Pappseiten weiter, auf denen sich unscharfe Schwarz-Weiß-Fotos mit überaus krakeligen Kugelschreiberskizzen abwechselten.

„Genau, keine Verzierung. Sehen Sie den Boden? Da sind Sie mit ihrer Grabungsfläche genau auf der richtigen Höhe. Hier können Sie Funde erwarten."

„Ach", machte ich überrascht.

Nun sagte er einen Moment nichts und kam dann schwer atmend auf den Punkt: „Sagn Sie mal, können Sie mir einen Detektor empfehlen?"

„Einen Detektor?"

„Na, son Metalldetektor, dann kann ich mal mit nem Detektor über die Felder gehen. Die sind zum Teil ja ganz schön teuer, da möcht ich doch gleich das richtige kaufen."

„Ähem, Sie wissen schon, dass das verboten ist?"

Er hm-te mehrfach, legte den Ordner zur Seite und öffnete einen Karton in der hinterletzten Ecke des Kofferraums. Daraus griff er ein grünweiß gebundenes Buch, das er vorsorglich in eine vergilbte Prospekthülle gesteckt hatte, und hielt es mir direkt vor die Nase. „Wolln Sie das Buch kaufen? Das ist die Chronik von Totenow, die hat mein Vater geschrieben."

„Kann ich vorher mal reingucken?“, ich hielt meine offene Hand in die Richtung des Buches.

Erbost zog er das Buch mit beiden Händen zur Seite: „Nein, Sie haben ja dreckige Hände.“

„Dann kauf ich das auch nicht.“

Er wurde sichtlich wütend und steckte das Buch wieder in den Karton. Dann drehte er sich um und zeigte auf den Soll: „Da oben war ja mal ein Überwachungsturm vom Arbeitslager.“

Ich blickte zu dem Soll, sagte aber nichts, Fornefett nervte mich und sollte das auch merken. Von der Fläche kam Dieter, er war auf dem Weg zum Bauklo. Als er Fornefett sah, grinste der Seemann, grüßte ihn kurz von der Seite und marschierte an uns vorbei. Fornefett grüßte noch kürzer und verbissen zurück. Er schwieg und hatte inzwischen offenbar erkannt, dass er störte. Also verabschiedete er sich und fuhr endlich los.

Dieter stieg aus dem Klo, als ich noch am Bauwagen stand und Fornefett auf die Landstraße abbiegen sah. Dabei verursachte er beinahe einen Unfall, weil er sehr gewagt vom Acker in den fließenden Verkehr schleuderte.

„So ein Arschloch“, sagte ich, und Dieter amüsierte sich: „Na, da haste ja unsern Maurer kennengelernt.“

„Maurer?“

„Ja, der hat früher gemauert, inzwischen ist er in Rente und hat noch mehr Zeit zum Raubgraben. Ich kenn einen vom Bauamt, der sagte, dass Fornefett die Grabungen hier machen wollte. Alle.“ Dieter grinste schnippisch.

„Er sagte, er sei Ehrenamtlicher?“, fragte ich.

„Ja, was man so nennt. Früher in der DDR, da hat er immer gemauschelt, da konnte er irgendwie besonders gut mit dem Bezirkarchäologen, keine Ahnung warum. Aber er hat immer nur raubgegraben. Der muss den ganzen Keller vollstehen haben. Und bei sich im Garten hat er ein Hünengrab nachgebaut. In klein. Daneben hat er noch eine Urne als Vogelbad stehen.“

Ich glotzte Dieter erstaunt an: „Der hat mir gerade die Dorfchronik angeboten.“

„Von Totenow?“ Ich nickte. „Und – hast du sie gekauft?“

„Nee, ich durfte vorher nicht reingucken.“

„Glückwunsch. Ich kenne zwar nicht viele Dorfchroniken, seine dürfte aber so ziemlich die schlechteste sein, die ich jemals gesehen habe. Die ist total beschissen.“

„Sein Vater hat die geschrieben?“

„Nee, nur vorbereitet. Der is vorher gestorben, da hat sein Bruder die Unterlagen abgetippt und dann habense das auf eigene Kosten drucken lassen. Aber da sind nur Listen mit Vereinsmitgliedern drin. Schützenverein, Kaninchenzüchter, Kleingarten, Trachten – alles seit neunzehnhundertirgendwann. Und immer steht irgendein Fornefett auf den Plätzen eins bis drei. Die wohnen in Totenow schon seit Menschengedenken. Aber gut, hier guckt ja sowieso über jeden Zaun son Wasserkopp.“ Dieter verzog den Mund zu einer verächtlichen Mimik. „Hoffentlich kommt der nicht wieder.“

„Das hoffe ich auch.“

„Vor allem nicht, wenn mal die Presse kommt. Da spielt er sich immer ganz besonders auf und erfindet irgendwelche Räuberpistolen.“

„Eben erzählte er irgendwas von einem Wachturm auf dem Soll?“

„Wachturm?“, fragte Dieter.

„Von einem Arbeitslager?“

Dieter winkte ab, „Das war doch auf der anderen Seite von Totenow. Das weiß hier jeder. Da stehn sogar noch die Ruinen. Der spinnt!“ Dieters rechter Zeigefinger drehte Kreise an seiner Schläfe. Dazu streckte er die Zunge raus und schielte.

„Siehste den Hof da unten?“, fragte er dann und zeigte an den Dorfrand.

„Mit dem grauen Haus?“

„Nein, den Hof neben dem Strommast. Da, links.“ Ich nickte. „Den hat letztes Jahr n Wessi mit seiner Frau gekauft. Als die da eingezogen sind, kam ne alte Frau vorbei, die wohnt jetzt ein Dorf weiter im Altersheim und die war da geboren. Als die Wessis da

eingezogen sind, ist die dahin und erzählte, das wär ihr Geburtshaus und sie wollt sich das nochmal ankucken. Die Wessis freuten sich, zeigten ihr das Haus, und sie erzählt zu jedem Raum irgendwelche Geschichten. Irgendwann quatschte Fornefett die Wessis dann im Dorf an und bei der Gelegenheit erzählten sie von der alten Frau. Da ist der total ausgeflippt, das würde ja gar nicht stimmen, die käme gar nicht daher. Die Wessis staunten, haben aber nicht weiter darauf reagiert. Ein paar Tage später stand die Neunzigjährige dann wieder vor deren Tür und heulte. Da hat der Idiot doch tatsächlich bei der Frau angerufen und sie beschimpft, warum sie denn erzählt, dass sie da geboren ist, das könnte ja gar nicht sein, er weiß genau, wer hier wo geboren ist und sie is doch bestimmt n Bastard. Naja, und darum rief sie jetz die Wessis an, um sich zu entschuldigen und weil sie Angst hatte, dass sie glauben, sie hätte die beiden angelogen."

Ich ließ meine Kopf verstehend nach hinten kippen und machte große Augen.

„Natürlich ist die da geboren, er kann das ja auch gar nicht wissen, ist schließlich n Vierteljahrhundert jünger. Der hat so nen Dachschaden, der Idiot. Das ist einfach ein Arschloch!", geringschätzte Dieter. Ich nickte und wir gingen beide zurück auf die Fläche.

„Übrigens muss das Klo bald mal geleert werden", sagte er dann, „das ist schon wieder eine Woche überfällig."

Ich nickte und erwiderte: „Darum kümmere ich mich nachher noch." Für ein Telefongespräch war ich eindeutig zu aufgeregt wegen des Zoffs zwischen Hans und Wernher, der Profilzerstörung durch Orka und jetzt auch noch wegen dieses Fornefetts. Ich musste mich einfach körperlich betätigen und ein paar Befunde schneiden und ausnehmen.

Oben auf dem höchsten Punkt der Grabung arbeiteten Wernher und Micha konzentriert. Wernher schaufelte um einen Findling herum, bei dem nicht klar war, ob er zu einem anthropogenen Befund gehörte, Micha hockte daneben in einer Grube und zeichnete. Ich hatte von der Fläche einen unbenutzten Spaten genommen

und stellte mich leise neben Micha.

„Gut sieht das aus“, bewertete ich seine Zeichnung.

Sein ganzer Körper zuckte: „Hast du mich erschreckt!“

„Na, so hässlich bin ich nu auch wieder nicht!“, schlagfertigte ich ihn ab, und Micha pferdelachte so laut, dass Hans mit einem genervten Blick zu uns herüberschaute.

„Was willste denn mit dem Spaten?“, fragte Micha dann.

„Ich muss mich abreagieren, ich muss ein paar Befunde schneiden“, sagte ich und begann zu graben.

„Aha“, grinste der Zeichner, „solln wir unten ein Schild aufstellen Hier gräbt der Chef?“

Ich schmunzelte, „Das ist hier irgendwie nicht so üblich bei dem Amt, dass der Leiter selber mitgräbt, kann das sein?“

Wernher meldete sich leicht ungehalten zwischen, „Naja, das nimmt uns ein wenig Arbeit ab. Dann sind wir zu schnell fertig.“

Micha rechtfertigte mich: „Ist aber immer noch besser als der Knochen, der immer von der Grabung weggefahren ist, um uns dann vom Gebüsch zu beobachten.“

„Jochen meinst du.“

„Aus dem Gebüsch?“, fragte ich.

„Ja, der is immer weggefahren und irgendwann haben wir dann mal gesehen, dass er nur den nächsten Feldweg rein is, um zu gucken, ob wir arbeiten. Auf der Grabung hat er sich den ganzen Tag nicht blicken lassen. Wusste aber immer, was wir getan haben.“

Wir hörten das Gepinge der Bahnschranke. Es war erstaunlich laut, erst jetzt registrierte ich, dass der Bagger nicht mehr lief. Ich rief zu Stefan und Jan: „Was isn los? n Raucherpause? Getankt hat er doch gestern?“

Jan rief zurück: „Nee, der Bagger is kaputt.“ Stefan fügte hinzu: „Hier isn Schlauch von der Hydraulik im Arsch. Ick muss ma int Dorf, meinen Scheff anrufen, der soll n Techniker rausschicken.“ Er ging zu seinem Wagen, um zum Telefon zu fahren. Jan kam zu uns rüber, um beim Schneiden zu helfen.

Ich schwieg, griff zum Spaten und begann den nächsten Befund

zu schneiden.

„So wie du da reinhackst, musst du dich wohl abreagieren“, merkte Micha.

„Das kann man sagen. Eben war son Heimathirsch da, der Fornefett, kennste den?“

„Ach, der war das eben“, Micha nickte, Wernher auch.

„So ein Vollidiot. Ich hab ja schon viele Ehrenamtliche erlebt, aber der –“, ich machte ein möglichst verächtlich klingendes Geräusch. „Kennt ihr die Inga Abelt?“ Beide verneinten wortlos. „Die spielt die rothaarige Ärztin in der Lindenstraße und die ist auch Ehrenamtliche. Ich war mal auf ner Grabung im Norden von Düsseldorf, da kam die immer an. Die hat wirklich Ahnung und setzt sich für die Archäologie ein. Besonders lustig war mal ein Tag“, lachte ich, „an dem wir einen geologischen Schnitt in die alten Rheinauenböden gesetzt haben. Da ist sie dann auch rein mit ihren rosa Kindergummistiefeln und kam alleine nicht mehr raus.“ Ich malte mit der flachen Hand die Größe der Schauspielerin in die Luft, um die verpatzte Pointe zu erklären: „Die ist ja nur so groß. Naja, der Grabungsleiter war ganz Kavalier alter Schule und hat ihr dann rausgeholfen.“

„Na, mit den Ehrnamtlichen is det so ne Sache, det stimmt schon“, nickte Wernher und sah zu Micha, „du kennst doch det Kläuschen.“

„Den Goldsammler?“

„Jenau den. Det is son Sondenjänger, der rennt den janzen Tach über die Äcker mit seim Apparat. Der hat aber ooch een janz feinet Näschen“, Wernher setzte sein Katergesicht auf und tippte sich auf die Nase, „der findet allet. Na, und um an seine Sammlung zu kommen, ham se ihm die Funde mit Arbeetsverträjen abjekooft. Der durfte monatelang seine eijene Sammlung katalojisiern und hat dafür noch Jeld jekricht. Nu sach mal“, wandte Wernher sich zu mir und zeigte mir seine leeren Handinnenflächen, „is det nu jerecht? Unsereiner immer ehrlich, hat nüscht jestohln, und der wird noch mit Arbeit belohnt!“

Ich verneinte und ergänzte: „Aber ich weiß, dass es oft schwer

ist, manche Heimathirsche einzubinden.“ Dann spatete ich meinen Befund wortlos weiter.

„Ha!“ machte Wernher plötzlich, „ick musste jrad an Besuch denken, den ick mal uff ner Jrabung hatte.“ Zur Erzählung stützt er sich auf den Stiel seiner Schaufel. „Det war ooch son linearet Projekt wie dit hier jetze. Da musste der Jrabungsleiter ma kurz zum Baumaakt und sacht zu mir, Wernher, ick muss ma em los, du übernimmst so lang die Leitung. Der is kaum wech, da kommt uff eenmal son Hubschrauber und landet mitten uffem Planum. Ick denk bei mir, det kann doch nich wahr sein, ham die noch alle Tassen im Schrank, oder wat, da steicht uff eenmal son Schlipsträjer aus dem Hubschrauber und hat so zwee weißrussische Schränke nem sich.“ Wernher zeichnete erst einen Schlips auf seiner Brust und formte dann mit beiden Händen zwei Schlägertypen in der Luft. „Ick sach, moment mal, det jeht aber nich, Sie können doch nich hier uff det Planum landen – da stellt der sich vor, Juten Tach, ick bin der Sowieso vom Straßenbauamt, det is mein Projekt, zeijense mir doch ma bitte, wat Se hier schönet jefundn ham. Nu, ick erklär ihm allet, führ ihn über die Fläche, immer diese beiden Schränke anbei, er ist janz bejeistert und fliecht irjendwann wieder mittem Hubschrauber los.“ Seine Hand machte eine schraubende Bewegung nach oben. „Ick sach dir“, wandte Wernher sich an mich, „der hatte jrad abjehoben, da kam der Scheff wieder. Da sarick dem, du hass jrad wat verpasst. Da war n Hubschrauba uff die Fläche. Der zeicht mir natürlich n Vogel – bis die andern uff de Jrabung meine Jeschichte bestätijen. Det war n Ding!“ Wernher freute sich, Jan lachte.

Micha stand inzwischen auf und blickte an mir vorbei. Ich hielt inne und drehte mich um: „Son Mist, da zieht ja ne Front auf! Heute sollte doch den ganzen Tag die Sonne scheinen.“

„Das tut sie ja auch – da drüben.“ Micha zeigte mir die Wetterscheide zwischen unserer Untersuchung und der Grabung von Wieland. Die Regenwand zog nur zu uns.

„O.K.“, ich rief so laut, dass mich alle hörten, „es ist zwar sowieso bald Feierabend, aber wir fahren noch zur LPG, da können wir

noch ein paar Scherben waschen.“ Sylvia und die Arbeiter waren inzwischen auf mich zugelaufen. Ich ergänzte: „Ich brauch aber noch ein paar Freiwillige, die den Befund von Or-, Marion fertigmachen, der ist schon soweit, der geht sonst kaputt.“

Jonas und Jan erklärten: „Das machen wir, Micha kann ja zeichnen.“

„Gut, der Rest packt dann ein. Jonas? Wenn der Techniker für den Bagger schnell genug fertig werden sollte, soll Stefan den Abraum bewegen. Nicht, dass einer vom Amt vorbeikommt und Stunk macht.“

„Sag ich ihm.“

Wernher half derweil beim Almabtrieb und forderte die anderen auf, die Werkzeuge zusammenzukramen: „Dawai-dawai, ihr habt ja jehört, wat der Scheff jesacht hat, det jeht zum Scherbenwaschn!“, und machte weit ausholende Scheuchbewegungen mit beiden Armen. Wir verteilten uns auf die Wagen und fuhren zur LPG, zum Scherbenwaschen.

*

Das Waschen der Keramikscherben gehört erfahrungsgemäß mit zu den aufwendigsten Arbeiten, die auf einer Ausgrabung anfallen, obwohl es natürlich auch immer wieder vorkommen kann, dass man auf einer vier Hektar großen Fläche lediglich eine Handvoll kümmerlicher Tonbrösel entdeckt.

Auf der Totenower Grabung füllten die aus den Befunden geborgenen Keramikscherben bereits mehrere große Kartons, daher kam es mir durchaus entgegen, einmal einen Nachmittag in die Unterkunft zu verlegen, um diese Nacharbeit wenigstens zu beginnen.

Hans, Wernher, Dieter und Orka suchten sich eines der weiterhin leerstehenden Zimmer, bauten sich zwei Tapeziertischen auf, suchten aus anderen Räumen Stühle und füllten viereckige Plastik-

schalen mit Wasser.

Sylvia setzte sich mit mir in mein Zimmer, das zugleich mein Büro war, und arbeitete an den Zeichnungen, während ich die eben abgelesenen Nivellierwerte durchrechnen und eintragen wollte.

Das Scherbenwaschzimmer lag meinem Büro schräg gegenüber, im Hintergrund hörte ich beständiges Geplätscher und das typische Gekritze, wenn mit Wurzel- und Zahnbürsten unterschiedlicher Stärke und verschiedenen Alters über den Ton gefegt wurde. Der einheitliche Geräuschteppisch wurde nur unterbrochen, wenn Scherben oder Bürsten platschend in das Wasser getunkt wurden oder jemand aufstand, um einzelne Keramikecken in die mit Zeitungen ausgelegten Bananenkartons oder andere Kisten zu legen. Dazu plapperten Dieter und Wernher mit Orka. Hans schwieg die meiste Zeit, trotzdem war es selbst aus meinem Büro merkbar, dass sich seine Laune wieder weitgehend normalisiert hatte. Von draußen drappelten dicke Regentropfen an die Fenster der LPG.

„Die Sonnenstrahlen klopfen an“, schmunzelte Sylvia dazu und blätterte mir gegenüber die Zeichnungen durch, vervollständigte Zeichnungsköpfe und Legendenteile, fragte mich zwischendurch nach Zeichenblattnummern und ergänzte Daten. Währenddessen rechnete ich die von mir gemessenen Nivellierwerte nach. Anschließend begann ich damit, sie in die Zeichnungen einzutragen. Dabei stellte ich fest, dass es mehrere Überschneidungen mit den bereits von Orka nivellierten Befunden gab.

Das allein wunderte mich nicht so sehr, schließlich kann so etwas leicht passieren, wenn man mal nach dem Nivellieren vergisst, den einen oder anderen Befund abzuhaken. Ich stolperte aber, als ich merkte, dass sich unsere Werte zum Teil stark voneinander unterschieden. Und es erschreckte mich sehr, plötzlich zu erkennen, dass einige dieser von Orka abgelesenen und gerechneten Werte sogar in sich unstimmig waren. Befunde, die in der Realität auf nahezu ebenen Boden aufgenommen waren, stiegen nach ihren Messungen auf einer äußerst kurzen Strecke unvermittelt um einen Meter an.

„Das kann doch nicht sein!“, stöhnte ich wiederholt und nannte Sylvia einzelne Abweichungen.

„Hat die sich vielleicht verrechnet?“

„Das hab ich auch erst gedacht, obwohl sie sowieso die meisten Subtraktionen mit dem Taschenrechner gemacht hat. Deshalb hab ich mir ihre Rechnungen angeguckt“, glücklicherweise hatte ich stets darauf bestanden, alle Schmierzettel und Kritzelpapiere einzusammeln, um mit etwas Mühe alle Rechnungen nachvollziehen zu können, „und die stimmen! Kuck dir aber mal die Werte an, die sie von der Latte abgelesen hat. Kuck mal, wie falsch die zum Teil sind!“ Die Ausreißer waren teilweise derartig deutlich fehlerhaft, dass es mir jetzt geradezu peinlich war, sie nicht früher bemerkt zu haben.

Zusammen mit Sylvia ging ich Fehler und Zeichnungen durch. Wir schauten uns Orkas Höhenwerte an und verglichen sie mit umliegenden Höhen. Jetzt zeigte sich die Tragik in ihrem ganzen Ausmaß: Einzelne Nivellements auf der Fläche schwebten sogar über der früheren Ackerkrume. Es zeichnete sich am Horizont der Tropfen ab, der das Fass zum Überlaufen bringen sollte. Ich war äußerst verblüfft und wurde sowohl auf Orka als auch auf mich wütend, weil mir ihre miserable Messleistung erst so spät aufgefallen war. Sylvia schüttelte nur den Kopf.

Gleichzeitig war ich unsicher genug, auch die von mir gemessenen Werte nicht als endgültig anzusehen. Immerhin konnte auch ein Fehler im Nivelliergerät vorgelegen haben! Ich beschloss, mir für den nächsten Tag das Niv von Arnold oder Wieland zu leihen und zusammen mit Micha besonders strittige Werte zum dritten Mal zu messen.

Im selben Moment klappte die Eingangstür am Ende des Ganges. Drei Gestalten raschelten in Regensachen und plapperten unverständlich. Micha lachte dazu laut, Jonas hö-hö-te und Jan schien der Stimme nach etwas unentschlossen zwischen Freude und leichtem Ärger zu pendeln. Sylvia und ich sahen uns stumm an. Die drei Nachzügler stapften den Flur zu meinem Büro und blieben vor der Tür stehen. Jetzt konnten wir sehen, dass sich auch in

ihren Gesichter die Laune widerspiegelte, die uns akustisch angekündigt worden war. Micha lachte: „Haha, das hättet ihr sehen müssen."

„Hätten sie nicht", widersprach Jan bellend.

„Doch, doch", waren sich Micha und Jonas in einem Atemzug einig.

Der geistige Herbst in meinem Büro hatte meinen Schreibtisch mit Bergen von vollgekritzelten Blättern bedeckt, Sylvia saß mir gegenüber gerade aufgerichtet. Ihre Unterarme ruhten aufeinander, so dass ihre Arme ein Dreieck bildeten, das von ihrem Kopf gekrönt wurde. Wir blickten uns fragend an.

„Hähä, ihr hättet Jan sehen müssen!" Michas Gesicht zog eine Fratze, „Ihr kennt doch seinen Poncho."

„Dieses schwarze Ku-Klux-Klan-Ding mit der spitzen Kapuze?"

„Genau! Das Ding, das man auch als Zelt nutzen kann."

„Ich weiß."

„Aber eben auch dann", lachte Micha, „wenn ihn jemand trägt." Er deutete auf den grinsenden Jonas. „Jan hockte noch, um ein Stück Planum sauber zu machen, da hat Jonas ihm den Poncho mit Heringen festgetackert." Jan blickte wie ein verwirrtes Haustier, das nicht recht wusste, warum es ausgelacht wurde. Sylvia freute sich: „Nu, da is er ja wenigstens nicht nass geworden."

„Habt ihr denn die Fünfzehn fertig gekriegt?", fragte ich etwas ernster.

„Ja, alles kein Problem", beruhigte Micha.

Von hinten kam Wernher an: „Da seitta ja wieder, Mönsch, wat müffelt hier denn so?"

Jetzt sah Jan seine Chance, die Schmach wieder gutzumachen: „Das is Jonas hier." Er hielt sich die Nase zu: „Die Rastalocken riechen wie nasser Hund!"

„Ist der Bagger schon wieder fertig?", erkundigte ich mich.

„Nee, der is bis Feierabend beschäftigt. Morgen soll er aber wieder laufen."

„Dann könnt ihr euch ja eben umziehen und dann auch noch ein bisschen Scherben waschen." Die drei, die ebenfalls in dem

früheren LPG-Gebäude wohnten, zerstreuten sich in ihre Zimmer.

Wernher nutzte die Gunst: „Kann ick dich ma kurz sprechn?“

Sylvia stand auf: „Ich muss sowieso mal wohin“, und ging aus dem Zimmer, Wernher rotierte in mein Büro hinein und schloss die Tür.

„Ick wollt noch ma wejen heute mit dir reden. Det war ja eijentlich keene schöne Sache nich, aber det hat mir jezeicht, det du menschlich urst knorke bis. Det hack dir nur ma san wolln.“ Wernher hielt mir die Hand wie zum Dank hin. Das war meine letzte Überraschung an diesem unseligen Tag. Diesmal positiv.

9

Für den nächsten Tag hatte ich mir von Arnold das Nivelliergerät ausgeliehen. Auf seiner Grabung war es an diesem Tag gerade nicht notwendig, außerdem hatte ich Micha abends bereits davon unterrichtet, dass ich zusammen mit ihm ein paar Höhenwerte prüfen musste. Mehr hatte ich ihm noch nicht verraten.

Er wohnte zwar wie Dieter in relativer Nähe zu der Grabung, weil er weder eine so günstige Bahnanbindung wie der Seemann hatte, noch über ein Auto verfügte, übernachtete er während der Grabung ebenfalls in der LPG. Morgens fuhr er gewöhnlich bei Jonas, selten bei Wernher mit, manchmal, so wie an diesem Tag, auch bei mir.

Sylvia und Hans warteten wie jeden Morgen in ihrem Auto, bis die Arbeitszeit begann. Stefan kam mit seinem Pick-up angeeiert und brachte Dieter vom Bahnhof mit, Wernher tuckerte mit seinem Franzosen über die verfahrenen Furchen und Jonas schmierte mit seinem Strich Acht über den schwachbrüstigen Schlamm. Heute tönte „Bo-dooo, ge-nannt der Ro-te!“ aus seinen Boxen. Als letzte legte Orka ein weiteres Mal ihren Japaner tiefer (war er nicht sogar jeden Morgen ein Stück tiefer?) und ächzte mit der

blechernen Reisschüssel auf das Gelände. Ihr Getriebe krachte, und Dieter rief lachend: „Oh, Liebestriebe vom Gegrüße!“

Die anderen setzten ihre Arbeit fort, die sie am Vortag wegen des Regens abgebrochen hatten, nur Micha und ich nivellierten alle Befunde nochmal, soweit sie noch messbar oder rekonstruierbar waren, die Orka bereits gemessen hatte.

Stefan baggerte mehr schlecht als recht, Jan schaufelte vor dem Bagger und verteilte die nummerierten Plastikfähnchen, Dieter und Jonas setzten ein paar neue Pflöcke, Hans putzte das regenverplästerte Planum, Sylvia zeichnete hinter ihm her und Wernher schnitt mit Orka die in der Fläche gezeichneten Befunde.

Bis auf Sylvia, die Bescheid wusste, und Hans, den sie sehr wahrscheinlich informiert hatte, wunderten sich alle sichtlich, das Micha mit mir all die Arbeit wiederholte, die bereits erledigt zu sein schien. Jan und Jonas dachten sich ihren Teil allerdings vermutlich, da sie sich bereits darüber lustig gemacht hatten, wie lange Orka an der miserablen Zeichnung des ersten Pillepallebefundes gewerkelt hatte. Schließlich waren Micha und ich fertig mit dem Messen, er begann seine Profilzeichnungen, ich ging in den Bauwagen, um die Werte auszurechnen und mit Orkas Ergebnissen zu vergleichen. Natürlich war das Resultat verheerend. Alle gemessenen Werte stimmten mit den von mir am Vortag erhobenen Daten überein. Orkas Messungen waren falsch.

Ich ging auf die Fläche und bat in harschem Ton Orka zusammen mit Sylvia als Zeugin in den Bauwagen. Außerdem teilte ich Micha mit, dass ich ihn im Bauwagen sprechen möchte, wenn das Gespräch beendet wäre.

Orka stratzte rotzfrech als erste in den Wagen, Sylvia ließ mir den Vortritt und betrat den Wagen als letzte.

„Marion“, eröffnete ich den Anschiss, „ich hab gestern festgestellt, dass ein paar Unstimmigkeiten bei den von dir gemessenen Höhen vorliegen.“ Ich biss mir auf die Zunge.

„D-das sind b-b-bestimmt nur ein p-p-paar Fehler vom Taschenrechner.“

„Nein! Da sind Fehler, die können einfach nicht sein, manche

Höhen sind einen halben Meter zu hoch, bei einigen Befunden multiplizieren sich die Fehler noch, weil eine Fehlmessung zu hoch, die andere zu niedrig liegt.“

Orkas Gesicht fiel zu Boden: „K-kann ich d-die W-werte nochmal sehen? Ich w-würde die g-gerne n-nochmal rechnen!“

„Das hab ich gestern Abend schon gemacht und hier auf der Grabung hab ich für solche Sperenzchen keine Zeit mehr!“

„K-kann ich die F-f-formulare dann mit nach H-hause nehmen?“

„Nein!“ Ich sah, Sylvia staunte still über meine Strenge, Orka hatte die Grenze aber inzwischen zu oft überschritten, um auch nur noch einen Funken Freundlichkeit von mir erwarten zu können. Die Zeichnerin schwieg. Orka blickte geknickt auf den Tisch. Sie hatte ihre hingeklatschten Schinkenarme darauf verteilt und wurstelte nervös mit ihren Parodien auf wohlgestaltete Finger.

„Du wirst nicht mehr messen und du wirst nicht mehr zeichnen. Du kannst Befunde schneiden, da hast du genug, was du noch lernen musst!“

„A-aber ich b-bin doch f-fast f-fertige A-a-archologin!“

„Das glaubst du!“

„I-ich h-hab doch sogar sch-schon ein Diplomt-t-thema!“

„Aha, was denn?“

„Ich w-wollte die Gr-größen von Siedlungen ho-hochrechnen. D-das k-kann man mit d-dem Ge-ge-gefälle des Geländes errechnen.“

Ich blickte sie mit einer hähmischen Miene an: „Mit dem Gefälle?“ Sie nickte, dann machte ich wortlos ein höhnisches Geräusch und kontrapunktierte mit „Na, denn viel Spaß.“

Orka musste endgültig gemerkt haben, dass sie jede Gunst verspielt hatte. Vermutlich fühlte sie sich ungerecht behandelt. Schmollend grollte sie sich aus dem Bauwagen. Wenig später tapste Micha zu uns hinein.

„Du kannst dir denken, wie die Ergebnisse von Orka waren.“

„So, wie sie gerade auf die Fläche kam: ja.“

„Sie ist raus aus dem Rennen. Sie zeichnet nicht nur nicht mehr,

sie misst auch nichts mehr. Sie wird nur noch schneiden. Schaffst du das Nivellieren neben dem Zeichnen noch?“ Micha nickte. „Dann liegt das jetzt bei dir.“

Er stimmte zu: „Gut, kann ich machen“, und ging wieder raus auf die Fläche. Sylvia schüttelte den Kopf. „Die ist so dreist, das gibt es nicht. Hatte Wernher dir eigentlich erzählte, dass sie hier die Macht übernehmen wollte?“

Verdutzt schaute ich Sylvia an.

„Na, als du letzte Woche zum Baumarkt musstest, neues Flatterband holen. Da hat Orka tatsächlich versucht, hier das dicke Mäxchen zu machen. Weil sie ne Studierte ist, war sie der Meinung, dass sie direkt nach dir kommt.“

„Das ist nicht dein Ernst?“

„Doch, du kannst Wernher fragen. Der hat ihr gesagt, sie soll den Ball mal ganz flach halten, Vorarbeiterin sei ich und fürs Technische wäre erstmal Jonas da.“

„Te, das gibt’s gar nicht, warum habt ihr mir das nicht erzählt?“

„Na, ich hab gar nicht mehr daran gedacht. Als du wiederkamst, warn wir grad so beschäftigt. Mich wundert nur, dass Wernher auch nichts erzählt hat.“

Damit versickerte noch der letzte Rest von Ansehen, das ich gewöhnlich jedem Menschen zugestehe. Orka war Geschichte. Wir gingen aus dem Wagen. Ich kontrollierte an diesem Tag auf der Fläche nur noch ihre Arbeit und achtete ständig darauf, dass sie wenigstens nicht noch mehr zerstörte.

Irgendwann sprach Micha mich von der Seite an: „Sach mal, Orka ist echt geknickt, kann ich nicht noch mal mit ihr zur Übung messen? Sie will wissen, woran es liegt.“

Ich war sauer, und mein Zorn sprudelte weit über sein Ziel hinaus: „Nee, nicht während der Arbeitszeit. Davon hat sie schon genug verbraten und mich zu viel genervt.“

Micha versuchte weiter zu beschwichtigen: „Hm. Und wenn ich mit ihr nach Feierabend noch mal messe? Lässt du uns das Niv da?“

„Dann stehst du mir aber für das Gerät gerade!“, patzte ich wei-

terhin grundlos den Falschen an.

*

Micha kam erst spät in die Unterkunft der ehemaligen LPG. Orka fuhr ihn noch vorbei, warf ihn zügig aus dem Auto und brauste mit durchdrehenden Reifen davon. Ich hatte mir gerade den Grabungsdreck in der nachträglich eingezogenen Billig-Dusche abgewaschen und schlenderte den Gang hinab zu meinem Zimmer, als Micha mir entgegen kam. Wir gingen zusammen in mein Wohnbüro und er überreichte mir mit verdrehten Augen Niv, Stativ und Messlatte.

„Ich muss mich entschuldigen“, war das erste, was er sagte, „du hattest recht. Sie ist eine Katastrophe.“

Ich schwieg, hörte mir den neuesten Tratsch stumm an, tief in meinem Innersten muss ich triumphiert haben, ich weiß es nur nicht mehr. „Wir haben die Befunde in den Quadranten B Zehn bis Zwölf nivelliert. Erst habe ich abgelesen und sie hat die Latte gehalten, dann haben wir gewechselt und das Ganze nochmal gemacht.“ Er schüttelte seinen Kopf. „Es ist einfach nicht zu fassen: Sie macht falsch, was man nur falsch machen kann. Sie hat Zahlendreher drin, dass sie 19 statt 91 schreibt, sie peilt über den falschen Strich in der Optik, so dass schon auf einer Entfernung von zehn Metern ein Fehler von 30 cm entsteht. Sie guckt nicht richtig. Ich habe ihr gesagt, dass sie sich die Optik richtig einstellen muss, und ihr gezeigt, wie man das macht. Keine Chance!“ Jetzt zuckte er mit den Schultern. „Ich weiß einfach nicht, was man da machen kann, so schwer ist das doch nicht, das kann doch jeder Idiot.“ Jetzt lachte er wieder wie ein Pferd: „Sogar ich!“

„Mich überrascht das langsam nicht mehr, du hast ja nicht gesehen, was sie für eine Katastrophe beim Zeichnen war. Die Frau kann einfach nix.“

„Welche Frau?“

„Orka!“

„Das ist ne Frau?“, lachte er.

Ich stimmte ein: „Biologisch schon!“

Micha lachte und formte mit den Armen an seinem Körper ein großes O: „Üch bün zwoi Tonks!“

Dann fiel mir ein, dass wir sie weiter auf der Grabung ertragen mussten, und mir blieb das Lachen im Halse stecken: „Die geht mir so auf den Keks, die lähmt nur den ganzen Betrieb. Die ist ja sogar zu doof, Befunde zu schneiden. Ich wünsch der fast schon den Tod auf den Hals!“, entrutschte es mir verächtlich.

„Den Tod?“, fragte Micha. „Viel zu harmlos. Da hatse ja nix von. Besser irgendwas Mieses, woran sie schon zu Lebzeiten viel Spaß hat, zum Beispiel Herpes im Hirn.“ Er lachte und trollte sich gut gelaunt in sein Zimmer: „Ich geh jetz duschen.“

*

Die Phase, die nötig war, damit sich ein halbes Dutzend Leute in einem notdürftig eingerichteten Bad waschen konnte, nahm jeden Abend viel Zeit in Anspruch. Bevor man gemeinsam irgendetwas essen kann und zwei, drei leckere Bierchen verschnabuliert, bot es sich also an, diese Ruhe zu nutzen, um den restlichen Papierkram abzuarbeiten.

Irgendwann trudelte einer nach dem anderen in den Gemeinschaftsraum vor der Küche mit Ausnahme von Wernher. Er war der einzige in dem LPG-Gebäude, der sozusagen zum älteren Eisen gehörte, und hatte wenig Interesse daran, mit uns zusammen zu sitzen. Vielleicht lag es auch an seiner früheren Nebentätigkeit als Grabungsspitzel, denn auch die älteren Mitarbeiter auf der Grabung unterhielten sich mit ihm anders, als sie es untereinander taten. Ich weiß es nicht, fand es aber schade, weil es mir kaum schien, dass er eine größere Macke hatte als wir anderen. Im Gegenteil war er immer fleißig und sehr an der Arbeit interessiert,

die er im Gegensatz zu Orka auch gewissenhaft leistete. Bevor ich in die Küche ging, um mir eine Dose Ravioli oder ähnlichen Simpelfraß, zu dem man auf Grabungen quasi verurteilt ist, aufzuwärmen. streunte ich daher ab und an zu seinem Zimmer.

Ich klopfte zweimal an seine Tür, er bat mich leise „herein“. Er saß an einem Schreibtisch, blätterte in einem bunt bebilderten Katalog und mampfte gemütlich an dem Rest seines Abendessens, eine Scheibe Schwarzbrot mit Leberwurst.

„Wir sind gleich wieder in der Küche. Hast du keine Lust, auf ein Bierchen dazuzukommen?“

Wernher freute sich ehrlich, dass ich ihn fragte, „Nee, lass ma. Aber danke, det du mich frachst. Ick blätter nur noch n paar Minuten in meim Katalooch hier, denn hau ick mir ufft Ohr.“

„Ich staun ja immer noch, was du dir alles in deinem Wagen mitgebracht hast. Das ist ja ein halber Hausstand hier“, bewunderte ich seine Einrichtung.

„No, man will et ja ooch jemitlich ham, und det is ja schon eklich jenuch hier. Weeßte, als ick vorhin rinjekomm bin, da seh ick doch, wie uff meem Bett sonn kleenet Silberfischchen looft.“ Mit reibenden Fingern imitierte er ein kleines Tier, er schauderte sich merklich. „Da hack denn die Decke ausjeschlagn und det Viech erstma jesucht un totjemacht.“

„Stimmt, hier ist wirklich viel Ungeziefer. Ich hab ja zum Glück nur Spinnen, aber hast du schon mitgekriegt, was Wieland für Haustierchen hat?“

„Nee.“

„Der hat vorgestern festgestellt, dass unter der Auslegware in der Ecke an der Tür ein Ameisenstaat eingezogen ist.“

„Spinnen, Ameesen, dit is ja allet schön und jut. Det lass ick mir ja noch jefalln – aba Silberfischchen!“ Wernher schüttelte sich und verzog angewidert das Gesicht. „Nee, det muss ick wirklich nich ham.“

„Was liest du denn da schönes?“, lenkte ich erfolgreich ab.

„Det? Och, det is n Katalog für meine LKW-Sammlung. Weeßte, ick sammel doch die kleenen Lasta hier.“ Er blühte auf, „Wenn

ick schon nich mehr selber fahr, denn doch wenichstens so ne kleene Erinnerung. Außerdem sind det allet jute Wertanlagen. Kiek ma hier uff die Seite, da den Hasseröder-Schlepper, den habbick!“ Mit der linken Hand hielt er mir den zusammengefalteten Katalog vor die Nase, mit der rechten tippte er sich auf die Brust. „Der is unter Sammlern schon seine vierzich West-Maak wert!“

Ich sagte nichts dazu, denn ich wollte ihm nicht die Illusion rauben, die diese lächerlichen Kataloge bei all denen erzeugen, die viel Geld für solche Büchlein auf die Theke legen, um schwarz auf weiß bestätigt zu bekommen, dass theoretisch (!) irgendwo auf der Welt ein (!!) Sammler (!!!) hockt, der erfundene Mondpreise für tausendfach hergestellten Plastikmüll bezahlt.

Inzwischen knurrte mein Magen laut und vernehmlich, daher konnte ich mich einfach in die Küche verabschieden, ohne weiter auf diesen Sammlerirrsinn eingehen zu müssen.

*

In der Küche hockten schon Jonas, Wieland und Dolores. Dolores Amiguél war eine spanische Archäologiestudentin, die auf der Grabung von Wieland arbeitete. Sie war noch kleiner als der ohnehin schon kurz geratene Jan. Dafür besaß sie im Gegensatz zu seinen sehr bündigen Haaren, eine dichte, fein gelockte Haarpracht, die ihrerseits beinahe ein Viertel der Gesamterscheinung der Spanierin ausmachte. Dolores lebte bereits ein Jahr in Deutschland zusammen mit einem deutschen Freund, der jedoch fatalerweise als Hispanist meist spanisch mit ihr redete. Daher war ihr Deutsch eher rudimentär ausgebildet, den größten Teil hat sie meiner Einschätzung nach erst auf Wielands Grabung und abends in der LPG gelernt.

Jonas hatte seine obligatorische Zigarette auf den aufgeklappten Taschenascher gelegt und ließ sie dort verglühen, während er in gedrängter Weise damit protzte, ein paar Monate auf Island in ei-

nem Supermarkt Gabelstapler gefahren zu sein. Ständig nippte er an einem großen Kanister billigster polnischer Limonade, die er von Zeit zu Zeit mit Wasser verdünnte, weil sie in purer Form einfach ungenießbar war.

„Wusstest du“, fragte er Dolores, „dass der Papageientaucher, dieser kleine dicke schwarzweiße Vogel mit dem bunten Schnabel und den Stummelflügeln, auf Isländisch genauso heißt wie Montag auf Französisch?“ Dazu knickte er die Arme am Körper und flatterte vielsagend mit den Händen.

Dolores wusste es nicht. Sie hatte aber schon die Frage nicht verstanden. Ich öffnete meine Dose Ravioli und ließ sie in einen Topf ploppen, um demnächst meinen Hunger zu stillen. Mit dem Rücken zu den beiden raunte ich „Lúndi“ in die Küche. Jonas sah mich verwundert an, er wusste noch nicht, dass ich auch schon auf Island gewesen war. Ich blieb vor dem Herd stehen und rührte von Zeit zu Zeit die Teigtaschen in der Tomatenpampe, während Wieland am Tisch einen Pappkarton voller Keramikscherben ausschüttete. Er war von seinem Abendessen bereits zum Doppelbock übergegangen.

Jonas wechselte Thema und Gesprächspartner: „Wie stellt sich Iris auf deiner Grabung in Krützin eigentlich an?“

Wieland, der damit begann, die Scherben nach Farbe und Form vorzusortieren, antwortete unabgelenkt: „Zeichnet gut, wieso?“

„Na, normalerweise arbeitet sie ja mit Sylvia zusammen.“

„Mit meiner Sylvia?“, fragte ich.

„Ja, genau, mit unserer Widder. Hihi. Sonst sind die immer ein Team: Widder und Bock. Sylvia Widder und Iris Bock.“ Jonas freute sich über seine Erkenntnis. „Die sind dann oft zusammen wie die zwei Terrier, die meine Mutter in Sweden hatte. Untereinander haben sie sich die meiste Zeit gestritten, aber wenn dann der große Hund vom Nachbarn kam, dann waren sie Swestern und haben zusammen gekämpft.“

„Aha, ne, mit Sylvia hab ich noch nie gearbeitet“, sagte Wieland. „Kennst du Iris denn auch schon mit Hörgerät?“

„Ja, und ab und zu“, Jonas freute sich, „muss sie zu ihrem Wa-

gen, die Batterie tauschen.“

„Ssag mal, Chonas“, unterbrach Dolores, die mit der rauchigen Variante der mediterranen Frauenstimmen ausgestattet war, „varrum musst du immä, äh, Ssigarett anfang-gen ssu rauken, abä nisst rauken ssu Ende?“

Jonas, der seinen Tick selbst kannte und ihn auch gewissenhaft pflegte, erklärte: „Das ist ja nur Tabak. Wenn das Gras wäre, dann würde ich es auch rauchen. Außerdem haben so alle was davon. Das ist doch gerecht.“ Dann öffnete Jonas die erste von zwei Dosen Thunfisch und gabelte das Fleisch aus dem Blechgehäuse.

Wieland wechselte das Thema: „Habt ihr eigentlich mitgekriegt, dass Senff heute wieder unterwegs ist?“

„Ha, wer ist denn heute die Glückliche?“, lachte Jonas.

„Die Ramona von Arnolds Grabung“, verriet Wieland.

Jonas schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn: „Ach, natürlich die mit den dicken Titten. Der lässt das auch nie.“

In der kleinen Welt der Archäologie hatte es längst seine Runde gemacht, wie Dr. Senff mit den Frauen im Amt umging. Kurz nach der Annahme der Stelle fern vom heimischen Herd hatte er damit begonnen, das weibliche Personal nach seinem Brustumfang ein- und ihm per abendlicher Einladung trollüstig nachzustellen. Er keine Skrupel, abends mit dicktittigen Angestellten um die Häuser zu ziehen, während seine bessere Hälfte zu Hause mit Kind und Dissertation schwanger ging. Dazu genoss er es viel zu sehr, Macht inne zu haben.

Ob es dabei jemals zu irgendwelchen weitergehenden Annäherungen gekommen ist, konnte keiner sagen. Den meisten fiel aber auf, dass einzelne Frauen nach bemerkenswert kurzen Arbeitsverträgen nie wieder im Amt gesehen wurden. Sie hatten keine Verlängerungsverträge mehr bekommen. Dieses einfache Mittel war für Maxim viel zu verlockend, um auf seine Verwendung zu verzichten. Schließlich musste er seine Personalpolitik niemandem gegenüber begründen, solange der Laden brummte. Und dafür, dass der Laden brummte, sorgte seine Terrorherrschaft des Tretens und Weitertretens.

Obwohl ich also im Bilde war, täuschte ich Unwissen vor: „Hat Senff hier ein paar Freundinnen?“

„Ja, immer die mit den dicksten Titten.“

„Erstaunlich, seine Frau ist doch sonst mehr son Bügelbrett.“

„Das hat Wieland auch schon erzählt.“

Wir grinsten alle. Dolores sah sogar wie ein Honigkuchenpferd aus, obwohl ich nicht weiß, warum.

Inzwischen trollte Micha auf Duschlatschen in die Küche herein: „Nabend!“ In der Hand trug er ein Sixpack, das er klirrend auf den Tisch stellte, bevor er sich einen Stuhl heranzog.

„Hä!“, lachte er mich an, „du musst morgen mal in den Raucherwagen kommen. In der Pause is das ne richtige Spielhalle.“

„Ich kann ja mal reinschaun“, beschied ich ihn, dann fragte er: „Sacht mal, wo sind eigentlich Jan und Arnold?“

„Die sind eben zum Imbiss, die hatten die Schnauze voll vom Dosenfraß.“

„Na, ob das wirklich besser ist“, wunderte Micha sich.

„Wieso?“

„Warst du schon mal da unten im Imbiss?“

„Nee.“

„Eben.“

„Wieso fragst du, wolltest du was wissen?“

„Ja, Arnold ist doch Neolithiker. Und ich hab doch letztes Jahr bei mir so nen Flintdolch gefunden. Dreißig Zentimeter.“ Micha zeigte die Länge, wie ein Angler, der einen zwei Meter langen Hecht aus seinem Tümpel gezogen haben will, „aus Danflint“, und zog eine Augenbraue in die Höhe.

Wieland stutzte, zuckte leicht mit dem Kopf nach hinten, sortierte aber seine Scherben weiter. „Das glaub ich kaum.“

„Natürlich, da kannste drauf wetten!“, giftete Micha zurück.

„Also der längste Flintdolch, den ich mal gefunden habe, der war so seine, na siebenundzwanzig Zentimeter lang. Kannst du deinen am Wochenende mal mitbringen?“, bat Wieland, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen.

„Nee, der liegt im Moment in Bratin in der Sparkasse aus. Die

haben da so ne kleine Heimatausstellung. Aber du kannst ja mal nach Bratin fahrn!“

Ich rührte ruhig in meinen Ravioli, die jeden Moment fertig sein mussten, Dolores blickte lächelnd von Micha zu Wieland, sie erkannte, dass hier kein einmaliger Schwanzvergleich betrieben wurde, sondern dass die beiden sich grundsätzlich gegenseitig auf den Füßen standen.

Plötzlich war von draußen der Motor eines Wagens zu hören, Arnold und Jan kamen offenbar vom Imbiss zurück. Die Wagentüren schlugen zu, die LPG-Tür öffnete sich am Ende des Ganges laut quietschend und schlug kräftig zu, als die zwei mit raschelnden Tüten in Richtung Küche marschierten. Beide lachten. Das erste, was wir von ihnen verstehen konnten, war Arnold, der sich über die „Sitzknubbel in diesem Wichsfigurenkabinett“ amüsierte. „Hocken den ganzen Tach in ner verquarzten Bude und spieln am verkackten Automaten! Leck mich fett!“ Jan lachte. Sie kamen in die Küche, und wir sahen, dass Arnold zusätzlich zur Tüte ein fünf Liter-Bierfässchen unter seinem Arm trug. Er eröffnete uns: „Mensch, die Straßen sind wie leergefickt. Nur son paar faschissene Faschisten!“

„Nabend! Na seid ihr schon zum Gemütlichen übergegangen?“, erkundigte sich Jan.

„Nee, ich koch noch, die Ravioli sind aber gleich fertig.“

„Na, dann könn wir ja zusamm essen.“ Beide stellten ihre Tüten auf den Tisch, zogen sich Stühle heran und holten sich Besteck.

„Wass ssacktess du die S-trassen? Vie leer-?“

„Wie leergefickt. Tote Hose – äh, ich glaub, das kann man nich übersetzen.“

„Doch natürlich!“, wusste Jan mit bestimmter Miene, der sich im Laufe des Abends noch als größeres Sprachtalent erweisen sollte, „das heißt auf spanisch dett pántalons!“

Dolores blickte verwirrt, kniff die Augen zusammen und fragte weiter: „Isst das eigentlik oft sso, dass ihr Deutsse in eine Imbiss geht? In Barthelona makt man das nisst. Da gett man eher in eine, wie ssakt man auf deutss, Brasserei?“

Wieland motzte grundlos: „So ist Barzelona eben“, ohne sich von den Scherben aufzurichten. „Ist ja auch ne ziemlich verkackte Stadt.“ Aus irgendeinem unerfindlichen Grund konnte er die Stadt einfach nicht leiden. Leider konnte Dolores sich nicht wehren. Aber bevor jemand anderer etwas sagen konnte, fragte Micha: „Bist du schon mal da gewesen?“

„Nein.“ Wieland drehte sich um, angelte sich eine Flasche seiner selbstgemixten Tinktur und griff nach einem Karton mit Granulat und einigen hölzernen Wäscheklammern.

Micha ärgerte sich jetzt schwarz: „Wie kannst du das dann sagen?“ Er kniff sein Gesicht zusammen, hielt in der rechten Hand eine Flasche Bier, in der linken eine Zigarette und lehnte sich angriffslustig auf den Tisch. Wieland schwieg.

Arnold und Jan hatten inzwischen ihre Jacken ausgezogen und ihr Essen ausgepackt. „Sach ma Jan, was war das eigentlich für eine bekloppte Musik gerade?“

„Das war doch eine tolle Kassette, die hab ich mir am Wochenende geholt, da waren bei uns in der Stadt Indianer mit Federschmuck und Mokassins, die haben da so Musik gemacht und die Kassetten verkauft. Das waren bestimmt echte Indianer!“ Jan sah begeistert drein, als hätte Sitting Bull ihn gerade zum Medizinmann befördert.

Arnold schüttelte den Kopf, dann setzten sich beide vor ihre Plastikteller, auf denen irgendwie undefinierbare Dinge schwommen. Ich kippte inzwischen meine Ravioli auf einen Teller, von dem vermutlich schon mehrere Tausend Subotniks gegessen hatten und schleppte mich nun auch zum Tisch. Arnold pickte mit seiner Gabel in ein sohlenartiges rauhes Etwas, das offenbar ein Schnitzel darstellen sollte, und hob es hoch, vor sein Gesicht: „Na super! Dat Schnitzel is kalt, klamm, steif wie ein Brett und“, er schnüffelte mit gerümpfter Nase, „et riecht nich gut.“

Jan blickte verschmitzt lachend, „stimmt, der Geruch hat was von Kotze.“

„Na, dann kann Wieland ja einfach seinen selbstgebrauten Komponentenkleber aufmachen. Der übertönt alles“, sagtte Jonas, der

inzwischen die zweite Dose geöffnet hatte. „Hast du den Kleber vom Amt eigentlich wirklich komplett weggeschmissen?“

Wieland nickte und grummelte nahezu tonlos, begann aber tatsächlich, die vorsortierten Scherben mit seinem Kleber zusammenzusetzen und mit den Wäscheklammern zu fixieren.

Jan hatte zwei Bissen abgeschnitten und sich in den Mund gestopft, da sprang er wieder auf und stratzte nach draußen: „Bevor wir gleich Bier trinken, geh ich lieber vorher pissen, sonst muss ich gleich ständig.“

Kaum hatte er den Raum verlassen, da lachte Arnold: „Haha, is einer von euch schomma mit dem Kleinen Auto gefahren?“ Alle schüttelten den Kopf. „Habt ihr schomma gesehn, wie der blinkt?“ Wieder allgemeine Verneinung, Arnold hob seine linke Hand mit dem Handrücken zu uns, knickte alle Finger und zog den Arm ein Stückchen nach unten, dann erzählte er: „Ich hab ihn gefracht, warum er so bescheuert blinkt, da sacht der nur ganz cool: Amerikanisch blinken. Haha! Hat man sowas schon gehört? So ein Depp.“ Der eine oder andere schaute leicht betreten, dann hörten wir, wie Jan wieder über den Flur zu uns kam. Arnold hatte gemerkt, dass zumindest seine Art nicht jedem gefiel und lenkte schnell ab, in dem er sich zu Jonas wandte: „Soviel Thunfisch? Bildesse vorm Saufen erssma n verkackten Antidröhnbelag?“

„Ich kannte mal einen Archäologen“, hakte ich ein, „der hat sich nur von Dosenfisch ernährt. Der hat aber auch immer in der Bibliothek unter den Tischen geschlafen. Um Geld zu sparen. Hat ihm gar nicht gut getan. Heute sind die Nieren hinüber“, und löffelte weiter meine Ravioli, während Jan sich wieder setzte und weiter an seiner panierten Sohle herumsäbelte.

Jonas legte noch einen Trumpf drauf: „Ich kannte mal einen Archäologen in Sweden, der hat immer aus alten Scherben getrunken. Wenn Wieland sich beeilt, dann kann er das ja vielleicht auch noch nachher?“ Jonas wurde heiter.

Jetzt schossen sich alle auf Wieland ein, Arnold erzählte: „Dann mussa aba so schnell sein wie letztens auffe Grabung. Leck-o-mio! Ich hab von meiner Fläche aus gesehn, wie du neben Senff herge-

laufen biss, als der schon losgefahren is. Du biss ja den ganzen Weg mitgelaufn!“

Wieland beugte sich weiterhin über seine Keramik, grummelte nur leicht: „Ich wollte gerne wissen, was es mit meiner Zweitgrabung auf sich hat.“

„Was für eine Zweitgrabung?“, fragte ich.

„Hasse das nich mitgekricht? Wieland darf zu seina Umgehung und den Löchann für die Windkraftanlagen getz aunoch n paar Kilometa Kabeltrasse beaufsichtigen.“ Arnold lachte. „Und dat beste is, dat ihm dat keina gesacht hat. Die Tage kam sein Baggafahra plötzlich an und frachte, wo der Bagga nächste Woche hin soll.“

Ich mampfte meine letzten Ravioli: „Was ist das denn für ein Beschiss?“

„Das ist hier die gewöhnliche Informationspolitik“, wurde Wieland jetzt gedämpft wütend, „daran wirste dich schon gewöhnen.“

„Zumal in dem Fall ja au noch die Chromzwiebeln von der Planschbeckenfirma mit den piccoli stronzi im Amt aufeinandatreffen. Die potenziern sich ja.“ Er machte mit seinen Händen eine weitauffächernde Bewegung.

„Stimmt, du hattest schon mal erzählt, dass die Firma ein bisschen seltsam ist“, fragte ich Arnold.

„n bisschen seltsam?“ Arnold machte große Augen und ein übertrieben verdutztes Gesicht. „Erzähl doch mal“, forderte er Wieland auf, „wie dat mittem Bodenaustausch war.“ Dann drehte er sich wieder zu mir und erzählte selbst: „Weisse, die Wichsa baun für sich selba zwei Windmühlen und noch zwei für so ne Bauerngenossenschaft. Ihr eigna Driss soll natürch pünktlich stehn und ordentlich gebaut sein. Für die faschissenen Bauern dagegen trümmern sie irrndein Mist zusammen. Auf eina Fläche hättense für die Mühle erssma n Bodenaustausch machen müssen. Aber da kannse ja Geld sparn. Also hamse da ma kurzerhand drauf vazichtet. Is ja auch nich die eigne Mühle. Die muss ja au nich lang genuch stehn, damit se sich rentiert, kórwa.“

Wieland ergänzte: „Immerhin müssen wir dieses Jahr nicht in

der Sturmsaison für die arbeiten“, und Arnold erinnerte sich: „Stimmt! Dat hamse auch schon geschafft. Damit se noch die Fördagelda fürt Jahr kriegn. Son Drecksva-ein! Aba Hauptsache, der Vorsitzende der AG hat n Bundesvadienstkreuz!“

Jan quakte dazwischen: „Ich mach jetze mal das Fass auf. Dolores? Gibst du mir mal die Becher rüber?“

Arnold sah die Gelegenheit, weit auszuholen: „Wissta, dat passt sehr gut zu meina Theorie der Weltgeschichte.“

„Welche Theorie?“, fragte ich, während Jan sieben Becher mit Bier füllte und sie über den Tisch verteilte. Wir stießen mit den Bechern an und tranken einen Schluck.

Arnold wischte sich den Schaum vom Mund und erwiderte: „Cazzo, hab ich dir die no nich erzählt?“

„Nein.“

Jan jubelte dazwischen: „Sagt ma, aus dem Fass schmeckt das doch tausendmal besser als aus der Flasche, oder?“

Micha und Wieland nickten stumm, Arnold fuhr fort: „Ah, skidegodt! Et gibt doch Theorien von sich wiederholenda Weltgeschichte. Marx zum Beispiel sachte, Geschichte ereignet sich zweimal. Und nach Hegel läuft sie eima als Tragödie ab und dann noch ma als Farce.“

„Genau.“

„Und das is beschissena Quatsch! Et gibt keine Wiederholungen, sondern alles dreht sich um einen verkackten Punkt.“ Er drehte die Gabel um einen imaginären Punkt in der Luft und erklärte: „Die Konstante.“

„Welche Konstante?“

„Die Konstante der Weltgeschichte, stronzo!“ Er trank einen Schluck.

„Mir kam es immer eher vor, als würde sich die Geschichte pendelförmig bewegen. Mal schlägt es eher zu der einen Seite aus, mal zu der anderen.“ Ich ließ meine Hand hin und her fallen.

„Hm-ja, das is nich ganz falsch. Aber dat dämliche Pendel bewecht sich eben nich von links nach rechts, sondann kreisförmich.“ Jetzt imitierte Arnold ein kreisendes Pendel.

„Kreisförmig? Aber dann würde es sich doch durch den nachlassenden Schwung eher spiralförmig bewegen?“

„Auf die Konstante zu.“ Er schnipste einmal in die Luft. „Genau! Und weil die spiralförmigen Bewegungen sich manchma annähann, sieht dat wie Wiedaholungen aus.“

„Und was ist die Konstante?“

„Blödheit! Einfach – extreme – Blödheit! Die ganze fakackte Menschheitsgeschichte wird davon bestimmt, dat alle Menschen zu allen Zeiten imma total bescheuat warn. Dat siehsse doch jedn Tach! Kuck dich nur um. Alle spinnen herum, drehn durch. Und dann kuck dir den Mist an, dene beim Buddeln findess: Alles Ausdruck des ewigen Irrsinns. Einfach jeda beschissene Dreck!“

„Das kommt mir bekannt vor – hat nicht auch mal einer aus nem Kellerloch geschrieben, die Weltgeschichte sei alles außer vernünftig?“

„Ja, Dostojewskij.“

„Hm. Denkst du denn, die spiralförmige Bewegung läuft auf die Konstante zu, wie bei dem Pendel, dessen Schwung nachlässt? Oder schwingt die Geschichte vom Zentrum der Blödheit nach außen?“

„Da bin ich mir noch nich ganz klar. Wenn ich mir aba die ganzen Beklopptn und Irren ankucke, denk ich eher, dat wir uns auf die Dämlichkeit zubewegen.“

„Und was passiert, wenn wir da angekommen sind?“

Er zuckte die Schultern: „Keine Ahnung. Geistiga Urknall vielleicht?“ Arnold musste stumpf lachen: „Hä, so wie bei Matthias.“

„Der Spasst?“, fragte ich nach.

„Genau diese Bratzkopf. Der ist doch in der Hauptsache für die Scheißinformationspolitik zuständig. Dat Käsehirn wird zwar von oben, von Senff gedrückt, aba er gibt et au noch verstärkt weita.“ Dann säuselte Arnold: „Dabei issa so ein lieba Christenmensch“, und sein Blick drehte sich durch die ganze Runde, „Kackepissearsch! Dieses beschissene christenverseuchte Amt. Hat Wieland dir schon von den Berichten erzählt?“

Ich verneinte.

„Na, das Theata wirsse dann noch kennlernen. Normalaweise kricht man die Scheiße hier drei, viermal wieder zurück. Mit Korrekturwünschen. Weil Herr Doktor Senff der Meinung is, er is n bessara Wissenschaftla, korrigiert er in unsann Berichten rum. Dabei weiß der Trottel nich mal ein Komma zu setzn. Ich hab zum Glück noch ne andere Quelle, deshalb hab ich au schon Berichte gesehn, die nich mehr zurückgegangn sind. Da hatte ne Archologin statt vor Christus immer“, er nutzt wieder seinen christlichen Säuselton und wackelte mit dem Kopf, „vor unsara Zeitrechnung geschrieben.“ Dann motzte er wieder normal weiter: „Da hat irrndein Spack, und dreima darfsse raten, wer, jedesma groß in rot“, jetzt schrie er laut, dass Dolores sich erschreckte, „ATHEIST!“, und beendete den Satz wieder normal: „geschrieben.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Na, an die Korrekturen wirsse dich schon gewöhnen. Besonders schlau sind die, bei denen der Trottel seine eigenen Korrekturen wieder anstreicht und die Formulierungen wünscht, die de vorher selbs geschrieben hattess. Aber gut, so christlich wie unser Popenbengel Senff nu ma is, passt natürlich au son Versager wie Matthias perfekt in die Struktur. Weisse“, Arnold beugte sich zu mir und zeigte mit dem Finger in meine Richtung, „nach welchen Kriterien hier Aufträge vergeben werden?“ Ich schüttelte natürlich den Kopf. „Dat Arschloch Matthias is unta annerm dafür zuständig, an welchen Tanken wir unsere Dienstwagen auftanken. n paar Jahre schon ham wir imma bei Möllers getankt – dat is hier so ne kleine Kette. Irrndwann, ganz plötzlich ohne Vorwarnung, wurde die plötzlich gewechselt. Weil, der liebe Christ Matthias hat in seim Bibelkreis ne andere Tankstellenpächtarin kennengelernt, und plötzlich hatte die die Aufträge. Son Zufall, nich wahr?“

Ich lachte stumm aber tief verächtlich.

„Ja, so sind se, die Christen. Und ich geb dir ma non kostenlosen Tipp: Fahr niemals im Wagen dieser Sacknase Matthias mit! Der Arsch hört sich den ganzen Tach nur irrndwelchen Christenpop an und versucht ständig, die ganzen DDR-Arbeita zu missionieren. Wahrscheinlich“, höhnte Arnold tief, „arbeitet der nur

deswegen hier. Damit er bekehrn kann und innen Himmel kommt!“ Arnold lachte. „Dann doch lieber Musik von echten Indianann!“ Er grinste zu Jan, der grinste ehrlich zurück.

Jetzt schaltete sich der immer noch über seine verklebten Scherben hängende Wieland ein: „Ahnung hat er jedenfalls nicht. Der soll doch auch Geographie studiert haben.“ Jonas nickte. „Dann muss er aber verdammt miserabel sein. In den Plänen, die er mir jetzt hat zukommen lassen, sind die Kabeltrassen jedenfalls zwei Kilometer lang und nicht zweihundert Meter, wie er mir gesagt hat. Aber wahrscheinlich reichte es wirklich, dass er bekennender Christ ist.“ Wieland drehte sich jetzt mir zu: „Wusstest du eigentlich, dass schon unser ganzes Institut mit Christen durchsetzt ist?“ Ich verneinte wortlos, jetzt blickte er von seiner Beschäftigung hoch: „Das ganze Institut an der Uni ist seit dreißig, vierzig Jahren in der Hand von Kirchengängern, meist Katholen. Jede Abteilung.“

Ich nickte erleuchtet, schlagartig besaß die Gleichung, nach der am Institut die Stellen besetzt wurden, für mich eine Unbekannte weniger. Zahlreiche offensichtliche Fehlbesetzungen machten nun einen Sinn. Dazu gehörte natürlich auch Senff.

„Na, und dieser stockbleiche Esel, bleich ist er, weil er ja nie seinen Schreibtisch verlässt, oder die Wohnung, die er gerade renoviert“, Jonas lachte in den Wurmsatz hinein, den Wieland fortsetzte, „dieser Esel ist genau über diese Kanäle an die Stelle gekommen. Nach oben buckelt er, nach unten tritt er, scheißt alle Mitarbeiter an und betrügt sie. Und die Informationen leitet er mit Absicht und absolut zielgerichtet an die falsche Person, das wirst du auch schon merken.“

Jan unterbrach mit einem laut vernehmlichen Furz.

„Mensch Jan, wenne einen fliegen lassn willss, dann musse dat auch beim Tower anmelden, ty chuju!“

„Te – was?“

Dolores, die gerade einen Schluck Bier getrunken hatte, prustete los. „Arnold, immä makest du Vitsse. Lass miss dok mal slucken!“

Arnold winkte ab und konzentrierte sich darauf, sein restliches

Essen zu vertilgen. Jonas knetete sich inzwischen eine ausführliche Portion Snus zwischen den Fingern und stopfte sie sich hinter die Oberlippe. Sein Gesicht verzog sich in genießerischer Mimik.

Dolores begann zu plaudern: „Auf die Esskava-thion es var eute, vie ssakt man in Deutss? Auf Katalun ssakt man pladscha."

„Strand, du meinst Strand", sagte Wieland.

„Ah, genau vie an S-trand. Sso fill Ssand und Ssonne. Das isst fast vie in Es-panja. Der erbst in Deutssland, dass var ssrecklich. Dass var immä dung-kel. Die gansse Tack nur Volken, keine Lisst. Dass var nisst ssön." Sie schüttelte den Kopf.

Wir hörten ein Auto heranfahren. Da wir niemanden mehr erwarteten, ging Jonas ans Fenster, um auf den Parkplatz zu schauen, wer da kommt. „Nanu? Wer ist das denn?"

Micha stand auch auf und schaute suchend und fragend auf den Parkplatz: „son Bauarbeiter-Pick-up. Da steigt so ein kleiner Dicker aus. Mit Schnurrbart. Und einen Arm."

„Ssnurrbart? Isst das niss eine Mustasch?" Dolores blickte in die Runde. Mehrere nickten und ihr Gesicht nahm ängstliche Züge an.

Nur Wieland schaute vertraut, der Rest blickte fragend zu Dolores und zu Wieland. „Scheibenkleister! Das ist son Idiot von der Baufirma. Also der Bauleiter. Son einarmiger Spinner, der ist hinter Dolores her."

Kaum hatte er das gesagt, da brüllte es von draußen schon leiernd: „DOLORES!"

„Mustasch soll nisst ereinkommen!" Dolores fürchtete sich wirklich. „Der at miss die gaaansse Sseit eute gekwatsst. Der vill mir ein Kassett mit Merenge aufnemmen. Merenge! Dass ört meine O-pa! Päh!" Sie unterstrich ihr verächtliches Geräusch mit der entsprechenden Geste der Südländerin.

„Ist der noch ganz klar?", fragte ich Wieland, „Der kommt hierher? Zur LPG?"

„Heute hat er gefragt, ob er nicht mal hierhin zum Grillen kommen darf. Ich hab ihm natürlich gesagt, dass er sich bloß fernhalten soll."

Micha und ich wandten uns zur Tür, Arnold kam mit: „Wir sagen dem Arsch ma, dat der sich verpissen soll.“ Dolores war offensichtlich sehr froh, nicht alleine in der LPG zu sein.

Vor der Tür fingen wir dann den stark angetrunkenen Bauleiter ab.

„DOLORES! ICH WILL ZU DOLORES!“

„Hier gibt es keine Dolores und jetzt mach dich vom Acker, sonst gibt es Zores!“, spielte sich Micha auf, der im Vergleich mit dem kurzgewachsenen Bauleiter mehr als hühnenhaft erschien.

„Aber ich muss sie sprechen, ich muss Dolores sehen“, Moustache hielt in seiner Hand eine Musik-Kassette: „ICH HAB DIR EINE KASSETTE AUFGENOMMEN! DOLORES! HÖRST DU MICH?“

„Sie hört dich nich, weil se nich hier is. Merda, du Suffkopp, verpiss dich getz!“

Erst versuchte er noch, an uns vorbeizukommen, dann schnitten wir ihm aber den Weg ab und schoben den Besoffenen sachte in Richtung zu seinem Auto.

„Ich will ihr doch nur die Kassette geben und einen-“, versuchte Moustache zu sagen, da überdrehte Arnold. Er überraschte Micha und mich nicht weniger als den Bauleiter, der nicht mit Widerstand gerechnet hatte: „Zieh Leine, du Arsch, sonst stech ich dich ab und verprügel dir die ungewaschene Fresse!“ Micha und ich schauten Arnold mit großen Augen an. Wir mutmaßten zwar angesichts seiner üblichen Sprache, dass er auch in diesem Moment nur blufft, blieben aber stumm.

Moustache schien einzusehen, dass er schlechte Karten für ein Techtelmechtel hatte, dennoch schrie er weiter: „DOLORES! ICH WILL DICH SEHN! ICH LIEBE DICH! ICH MUSS DICH SPRECHEN!“

„Da gibt’s nix zu sprechen und getz pack dich!“

Endlich hatten wir ihn in seinen Wagen gedrängt und ihn davon überzeugt, dass er besser losfahren sollte und nicht mehr wiederzukommen brauchte.

Als er den Motor angelassen hatte, fragte Micha den dritten in

unseren Bunde: „War das nicht ein wenig übertrieben?“

„Paska! Mit der Arschkröte musse doch Tacheles reden, sonss wär der nie gefahrn!“, antwortete Arnold und verschränkte die Arme.

Dann kicherte Micha: „Solln wir den Grünen Bescheid sagen, dass hier n Besoffener unterwegs ist?“, und Arnold sagte kopfschüttelnd: „Wozu? Wenn Dolores Glück hat, fährt dat zugeknallte Arschloch von einem Wichser vorn Baum.“

Moustache war kaum vom Hof gefahren, da trudelten wir wieder in den Gang und stolzierten wie Helden in die Küche.

„Er ist weg“, rapportierte Micha stolz.

Dolores war dennoch einen Moment lang geknickt: „Iss vusste es, als iss eute die Toddesföggel ge-ssenn ab.“

„Was für Todesvögel?“, fragte Jonas.

„Ach, da waren ein paar Krähen auf dem Acker. Son paar fette Braten.“

„Odins Vögel?“ Jonas Augen glänzten, „Das sind doch keine Todesvögel, Dolores! Das sind Hugin und Munin!“

Dann tranken alle auf den Schreck einen Schluck Bier. Arnold bewunderte bei dieser Gelegenheit an Jonas andere Talente als seine skandinavische Bildung: „Cazzo, du hass aba auch ne verteufelt gute Schlachzahl beim Saufen!“

„Na man sagt doch, Bier macht schön?“, fragte Jonas verschmitzt und Jan freute sich lachend: „Tatsächlich? Dann muss ich ja wunderschön sein.“ Er nippte an seinem Becher, und seinem Mund entfuhr ein zufriedenes „Aaaah!“

Jonas erzählte: „Ich kenn einen dänischen Trinkerspruch, das heißt, eigentlich ist es ein Lied, das ist sehr lustig.“ Er sang: „Så svin-ger vi po-ka-ler-ne i-gén! Skål!“, und schunkelte dazu seinen Becher.

Jans Augen glänzten: „Das ist toll! Das machen wir zusammen!“ Alle wedelten mit ihrem Becher und sangen:

Jonas, Dolores, Arnold, Micha, Wieland, ich:	**Jan:**
„Ssoo sving-ger wi po-key-ler-nä i-genn – skoll“	„So schwing-ga ipo-ka-ner-le i-tenn – skoll“

Dann nahmen wir einen Schluck. Jonas schüttelte den Kopf, die meisten grinsten, selbst der angetrunkene Jan: „Neineinein, Jan. Es heißt: Ssoo sv-ing-ger wi po-key-ler-nä i-genn.“

„Na, das hab ich doch gesagt! – Nochmal!“ Wieder vollführten die tanzenden Becher zum dänischen Gesang Bögen in der Luft.

Jonas, Dolores, Arnold, Micha, Wieland, ich:	**Jan:**
„Ssoo sving-ger wi po-key-ler-nä i-genn – skoll“	„Sosch wing-vi po-la-ker-ne ä-gänn – skoll“

Jonas schüttelte grinsend den Kopf: „Nein, Jan!“ Dann sprach er immer vor und Jan wiederholte: „Sso“ – „sso“ – „svinger“ – „schwinga“ – „wi“ – „wi“ – „pokeylerne“ – „Pokale“ – „igenn“ – „ägänn.“ Jonas Gesicht zeigte deutlich, dass bei Jan der akustische Hopfen und das fremdsprachliche Malz verloren waren. Jan ertrug die Schmach standhaft, und ab sofort hieß es nur noch ohne jeden Gesang Skål, Nazdrowie, Salut, Cheers, Santé, Kippis, Nachaim, Sláinte, mehrfach sogar Tram van tram, niemals aber Prost.

Plötzlich klingelte das Telefon und Arnold beschwerte sich: „Wat is dat denn fürn beschränktes Arschloch, das getz noch hier anruft?“

„Das isst bes-timmt für miss“, Dolores sprang auf, „meine Mutter in Barthelona vill eute nok anruffen.“ Sie stürmte zum Telefon, an dem sich ihre Laune augenblicklich hob. Überschwenglich begrüßte sie ihre Mutter und plauderte angeregt wie ein spanisches Maschinengewehr in den Hörer. Jonas zündete sich wieder einmal eine Zigarette an, die er dann im Aschenbecher ausglühen ließ. Er nahm sich eher unbewusst ein paar Wandscherben, die in sehr schlechtem Zustand waren und aufgrund ihrer Farbe eindeutig nicht zu Wielands Gefäß gehörten. Dann begann er, nebenbei mit ihnen zu jonglieren und merkte erst im Nachhinein, womit er sich

beschäftigte. Konzentriert schaute er auf die über seinem Kopf fliegenden Tonstücke. Wieland blickte streng von seinen Klebeversuchen auf, sagte aber nichts.

„Das hab ich für Demos gelernt. Immer schön mit Pflastersteinen jongliert und eine Mütze vor die Füße gelegt. Wenn dann die Bullen kommen, hab ich immer gesagt, ich jongliere ja nur.“ Er verzog sein Gesicht zu einem frechen Lächeln, dann begann er die Melodie von Hänschen-Klein zu summen. Bald sang er sogar: „Pflasterstein, flog allein, in die Deutsche Bank hinein-“

„Bist du etwa so ein Krawalltourist?“, fragte Wieland ehrlich erbost.

„Hast du das noch nicht gemerkt? Warum, glaubst du, fahr ich jeden ersten Mai nach Berlin?“

Ich grinste ahnend.

Er legte nach: „Warum, glaubst du, übe ich Baggerfahren?“

Ich hörte auf zu grinsen und er fuhr fort: „Ich kenn in Kreuzberg ein paar Schrauber, die haben Zugang zu einem Bagger. Den wolln wir nächstes Jahr mit einem Gitter um das Fahrerhaus versehen, dann setz ich mich da rein und bin sicher vor den Bullen. Und dann bau ich die schönsten Barrikaden, die man sich vorstellen kann!“ Jonas freute sich selbstbewusst.

„Ich kann ja verstehn, wenn einem diese Idioten mit ihrem Liberalismus auf den Keks gehen, aber die Randalen hab ich nie verstanden“, warf ich ein.

Jonas Augen begannen zu glühen: „Naja, du stampfst in dieser schwitzigen Enge, bist umgeben von scharzen Ärmeln und Sonnenbrillen, von rechts kreischt Trillergepfeife ...“

*

Dann versank der Freizeit- und Urlaubsautonome in Erinnerungen an die Räusche, die in ihrer Einfachheit seinen argumentativen Schlüssen so sehr zuwiderliefen. Profunde Kritik an

„denen da oben“ wurde in seinen Schilderungen plötzlich ersetzt durch einfache Formeln eines „Weg mit dem – Scheißsystem“-Rufs, der rhythmisch durch die linken Massen bebt, übertönt von kreiselnd rasselnden Hubschraubern und mechanisch eingetönten Lautstimmen als Antwort auf die Sprechchöre. Wallend hallt die „letzte Aufforderung: Räumen Sie den Platz!“ über die lichtfressenden Kapuzen. Die körperliche Dichte wird schlagartig aufgelöst durch Stöße der Soldaten eines übergroßen Ameisenstaates, durch Tritte und das Grapschen dick verpackter Arme und grob profilierter Stiefel mit aufblitzenden Schraubenköpfen unter den Sohlen. Längst ist der Block aufgelöst. Raketen schreien fliegend. Grünwannige Ungetüme schießen heran und spritzen hart um sich. In tiefem Rausch schneiden harte Granitwürfel zischendkantig durch die Lüfte auf die anonymen Gesichtsmasken, hinein in die uniformierten Truppen. Sirenen, blaues Lichtgeflacker. Kunststoffhüllen und Kalkgerüste knacken laut, Blut platzt, zurück sausen Knüppel nieder, schnellen auf die Körper. Tief spitze Rufe über „Deutsche Polizisten!“ untermalen blutig flackernd fliegende Müllfetzen.

„Gärtner! Und!“ Leuchtpatronen von Signalpistolen schnurren nach vorn.

„Floristen!“ Schon klirren Schaufenster zu diamantengleichem Strass, der auf dem Asphalt in Myriaden reflektiert.

„M ö r d e r!“ Nebenan federn Autos auf die Seite und aufs Dach.

„u n d!“ Molly Malones stinkende Großfamilie ist Feuer und Flamme auf einen Landausflug zu den Bullen und Schweinen.

„F A S C H I S T E N!“ Aus dem Qualm schießen schnelle Bewegungen in den Augenwinkeln, Hosenketten klirren in den Herdenläufen. Lärm, immer wieder klirr-rauschender Lärm. Zahllose Stiefel trappen wirr durch stinkende Nebelschwaden, die teuflisch in die Augen beißen. Zuletzt Rauch, der schwarz aus rot-goldenen Flammen brennt, blaudunkle Blechwracks und der ständige Wechsel zwischen Druck und nass zerstrahlter Auflösung bis hin zur Menschenhatz des Einzigen. Immer wieder dieser Wechsel aus

Enge und Zerteilung, Laufen und Prellen, Schreien und Handeln.

Infolge der bunt und lebhaft geschilderten Impressionen, mit denen Jonas uns die Randale schilderte, liebte er sie ganz offensichtlich aus schlichteren Gründen als der Ablehnung des Schweinesystems. Später rächte sich dieses Hobby. Im Juni 2001 gehörte er in Göteborg nicht nur zu den wenigen, die von den Randalierern festgenommen wurden, sondern bekam die längste Strafe von allen „Tätern" aufgebrummt, obwohl er nach allem, was mir später glaubhaft versichert wurde, ausgerechnet zu Hause äußerst zurückhaltend gewesen sein muss. Bei der Verhandlung wurde ihm aber zum Verhängnis, dass er in Schweden als Wiederholungstäter galt, der auf eine kriminell-terroristische Karriere im Ausland zurückblicken konnte. Die schwerkriminelle Karriere bestand aus einer im Suff geknackten Flensburger Parkuhr, einem bei den Chaostagen in Hannover abgebrochenen Mercedesstern und dem vorgeblichen Besitz einer größeren Menge weicher Drogen, die ihn noch während meiner Grabung in Bedrängnis bringen sollte.

*

Ich lenkte das Gespräch von den Blutrünsteleien zurück auf die Grabung: „Na, eigentlich bin ich ganz froh, dass du mitbaggerst. Stefan ist fast so katastrophal wie Orka. Ich hab noch nie einen so miesen Baggerfahrer erlebt. Der reißt ja nur Löcher in das Planum."

„Er sagt, das kommt von den Steinen."

„Ich weiß, Jonas, aber das ist doch Schwachsinn. Der Boden ist weich wie Butter in der Sonne und die paar Klumpen hebst du doch auch problemlos aus dem Sand, obwohl du kaum über soviel Erfahrung verfügst wie er."

Micha lachte: „Ja, der Stefan ist schon ein Schlawingel. Hat er dir mal von seinen Sprengversuchen in Brasilien erzählt?" Ich verneinte. „Dann musst du ihn morgen mal fragen, der erzählt Ge-

schichten, das glaubst du nicht."

Im Hintergrund verabschiedete sich Dolores gerade mit sehr seltsamen Geräuschen von ihrem Gesprächspartner. Als sie wieder zum Tisch kam, schauten alle sie mit einem tief verwunderten Ausdruck an.

„Dass varren meine Katssen", erklärte sie, „iss ab nok sswai Katssen in Espanja. Die muss iss immä grüßen, sonss sint die traurick." Um zu erklären, wie traurig ihre Haustiere sind, machte sie kurz ein trauriges Gesicht.

„Na, ich geh dann mal duschen", verabschiedete Wieland sich. „Mach das", rief Jan ihm nach, als ob Wieland es besonders nötig gehabt hätte.

Kaum war Wieland draußen, beschwerte sich Micha: „Der geht mir so auf den Senkel."

„Man merkts."

„Ach, dieser Idiot, der hat sich mal vor mir aufgebaut und mir ins Gesicht gesagt Alle Ossis sind faul. Du auch! Der kann mich mal."

„Na, Wieland ist zwar ein bisschen bekloppt, aber irgendwie hält man es doch mit ihm aus."

„Ach, der kann Ossis wahrscheinlich deshalb nicht leiden, weil er bei seiner ersten Grabung hier so verarscht wurde. Ein paar von uns haben in der Pause so nebenbei vom großen Plan gesprochen. Da wurde er natürlich neugierig, hat nachgefragt und dann haben sie ihm weisgemacht, dass es einen großen Plan zur Übernahme der BRD gibt." Micha lachte trocken, Jan und Jonas amüsierten sich, während Dolores dem Gespräch nicht so recht folgen konnte. Sie hielt sich solange plappernd an Arnold, der die Geschichte offenbar schon kannte.

„Nach dem Plan haben wir Honecker nur kurzzeitig weggeschickt und uns von eurer Wirtschaft übernehmen lassen, damit der Westen pleite geht. Danach kommt Honecker wieder und wir übernehmen glorreich den Westen." Er machte eine Pause, die Spannung erwecken sollte. „Und Wieland, der Idiot, hat jedes Wort geglaubt. Vor allem, als sie ihm am Ende sagten, dass sie ei-

gentlich nicht darüber sprechen dürfen und er jetzt zu viel weiß. Der hat echt Muffensausen gekriegt."

Wir lachten, dann blickte Jonas auf einen kleinen Haufen irgendwelcher Notizzettel. „Ihr macht immer so komische Zahlen", fiel ihm auf.

„Was für komische Zahlen?", fragte Jan, der sich wie üblich sofort angegriffen fühlte.

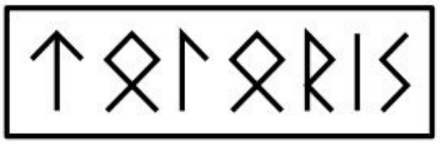
„Na, eure Zwei sieht in Deutschland immer ganz komisch aus. Immer mit so einem Kringel unten. Und die Eins sieht aus wie eine Sieben. Wir machen immer nur einen Strich."

„Das ss-timmt", schaltete Dolores sich ein, „und die Vier, die makt ihr immä aus sswei Vinkeln. Bei unss ssreibt man die Vier mit einem Ss-trich."

Schnell entstand ein kleiner Wettkampf darum, wo man welche Zahlen wie schreibt. Fast jeder war davon überzeugt, die einzig richtige Schreibweise zu nutzen, bis auf Jan, der deutlich überzeugter als alle anderen war: „Was? So schreibt man aber nicht!", wusste er bei jeder Variante, die nicht der seinen entsprach.

Irgendwann fing Jonas an, ein paar Runen zu kritzeln und Dolores war schwer erschrocken über die heidnischen Zauberzeichen: „Vasse makst du da? Villst du Lussifer rufen?"

„Nein, das sind Runen, die kennt in Sweden jedes Kind", er schrieb ihren Namen auf ein Blatt Papier.



Dolores staunte mit großen Augen und faltete das Blatt geheimnisvoll, das sie später auch mit in ihr Zimmer nahm.

„Ich kann auch noch Geheimrunen", vermeldete Jonas stolz und wischte auf das Papier zahlreiche X-e, an deren Ästchen er unterschiedlich viele Zweige packte. Als hätte er seine Zukunft damals schon gekannt, erklärte er: „Das ist für den Fall, dass ich mal ins Gefängnis muss, dann kann ich mir sicher sein, Kassiber noch ungelesen herausschmuggeln zu können."

Eine dunkle Gestalt in einem kackbraunen Bademantel betrat die Küche und schrubbelte sich den Kopf mit einem Handtuch.

Dolores erschrak sehr, ihr entfuhr ein spitzer Schrei. Dann atmete sie schwer, machte große Augen und wedelte mit ihrer flachen Hand abgeknickt vor der Brust, während sie sich mit einem Schluck Bier beruhigte: „Iss dakte eine Ssekund, da kommt der Vendigo!“

Alles lachte, Wieland zog sich das Handtuch vom Kopf: „Ich wollte nur gute Nacht sagen.“ Ein bisschen grinste er aber auch. „Dann werd ich mich mal auf meine selbstaufblasbare Matratze hauen.“ Der Chor antwortete im Kanon „Gute Nacht!“

„Oh, ich hab ne Idee, kennta dat Paperspiel?“, fragte Arnold.

„Pampersspiel?“, wunderte sich der mittlerweile deutlich angeheiterte Jan.

„Nee, Paper, mit Paper für selbstgedrehte Zigaretten. Jeda schreibt ne bekannte Person auf ein Paper und klebt sie dem Nachbarn auf die Stirn. Der muss dann erraten und erfragen, wer er is, und die Runde darf immer nur mit Ja oder Nein antworten.“

„Das klingt lustig“, ahnte Jan, „wer hat denn Paper dabei?“

Bestausgestatteter Tabakkonsument war grundsätzlich Jonas, der bereitwillig mehrere Paper zur Verfügung stellte. Ich hob ablehnend die Hände und stand auf: „Ich muss in die Federn. Aber ich möchte noch wissen, wer welchen Namen kriegt.“

Mit großem Vergnügen sah ich, wie die fünf neue Identitäten verpasst bekamen, die zum Teil gar nicht so neu waren. Arnold klebte Dolores ein Paper mit der Aufschrift „Elisabeth I.“ auf die Stirn, in schöner Anspielung auf das Ende der Armada. Dolores verabreichte Jan einen Zettel, auf dem in großen Buchstaben „Napoleon“ stand, und verursachte die ersten länger anhaltenden Lachanfälle. Es fiel leicht, sich Jan mit einer Hand in der Jacke und einem Zweispitz auf dem Kopf vorzustellen. Jan klebte Micha dafür „Yvonne Jensen“ auf die Stirn, das ist die hochtoupierte Rothaarige aus den Olsenbandefilmen, die Frau von Kjeld. Ich schmunzelte in mich hinein, offenbar hatte Micha nicht nur mir erzählt, dass seine Familie der Olsenbande entsprach. Auch Jonas bekam einen passenden Part. Micha klebte ihm „Karl Marx“ auf die Stirn und alle lachten. Jonas, ganz in seinem Element, adelte

Arnold schlicht zu „Gott“ – sicherlich nicht die am leichtesten zu erratene Figur in dieser Runde.

Dann verließ ich den Raum und wünschte allen eine gute Nacht. Jonas, Jan und Micha ermahnte ich noch: „Denkt dran, wer abends saufen kann, kann morgens auch arbeiten.“

Micha lehnte sich zurück und rief mit künstlich ernstem Gesichtsausdruck und erhobenem Finger: „Im Gegenteil. Wer abends säuft, kann morgens nicht arbeiten!“ Dann lachte er wieder wie ein Pferd. Ich hörte noch die ersten Fragen und gelachte Antworten über den Gang hallen, dann schloss ich die Tür, legte mich hin und schlummerte selig ein.

10

Etwas überraschend pendelte ich am nächsten Morgen als letzter in die Küche. Alle anderen saßen schon über ihrem Frühstück, das bei den meisten lediglich aus einer Tasse Instantkaffee bestand.

„Morgen!“, grüßte ich in die Runde und erhielt verschlafene Reaktionen von allen. „Na, wie lange habt ihr noch gemacht?“, fragte ich mit einem leicht höhnischen Ton.

„Nicht mehr so lange“, sprach Micha für den Rest, „die meisten sind nach dem Paperspiel in die Falle, nur Jan is noch raus, um sich ein Lagerfeuer aus dem Schrottholz von nebenan zu machen.“

„Ein Lagerfeu-?“

„Ja natürlich!“, stratzte Jan mir ins Wort, „das is doch urst gemütlich! Das könnt ich jeden Abend haben. Also, wenn ich ein Haus draußen vorm Ort hätte und keine nervenden Nachbarn mit so ner kläffenden Töle, dann würd ich das immer machen!“, sprach er fest.

Micha führte das Gespräch zu wichtigeren Dingen: „Übrigens hat Orka noch angerufen. So kurz nach eins.“

Ich staunte: „Nach eins?“

„Ja“, Micha lachte, „Jonas hatte gerade gefragt, ob er flauschig bepelzt ist“, die anderen stimmten in das Lachen ein, selbst Wernher, der überhaupt nicht wusste, worum es ging, dann wurde Micha wieder ernster: „Nee, die is krank geschrieben. Hat nen Tennisarm. Das Attest reicht sie nach. Hörte sich übrigens quietschfidel an, genauso schnippisch wie immer.“

„Das überrascht mich nicht. Das ist doch sowieso gelogen. Woher soll die einen Tennisarm haben? Vom Rumsitzen? Naja, dann sind wir sie wenigstens erstmal los.“ Plötzlich musste ich lachen, denn mir fiel ein: „Dolores? Habt ihr als Studenten nicht Stundenverträge?“ Dolores nickte. „Dann kriegt sie ja nicht mal Krankengeld. Im Gegenteil wird ihr das Geld noch abgezogen!“ Ich nickte gewichtig mit dem Kopf: „Die wird sich noch wundern!“

Wernher versuchte zu beschwichtigen: „Na, nu lasst doch ma det arme Mädchen in Ruhe!“

„Tut mir leid“, lehnte ich ab, „das hab ich lang genug probiert!“, und alle blickten betreten.

*

Der Arbeitstag verlief unwirklich. Als ich zur Grabung kam, hockten Sylvia und Hans in ihrem Auto, Stefan und Dieter rollten im Pick-up an, Wernher brachte Jan mit, und Jonas fuhr wie üblich mit einem Degenhardt-Lied auf die Baustelle („Weltkrieg Nummero Eins“). Orka aber fehlte, und das machte mich glücklich. Stefan schlich sich schnell aus seinem Pick-up zum Bagger und rollerte darin klackernd auf die Fläche.

Gewöhnlich parkte er den Bagger zum Feierabend so, dass die Schaufel vor der Tür des Werkzeugcontainers lag. Mit diesem einfachen Trick war die Tür nicht ganz so leicht zu knacken. Nachdem alle ihre Taschen in den beiden Bauwagen verteilt hatten, trottete das Team zum Container, um an die Arbeitsmaterialien zu

gelangen. Ich hatte Jonas zu Beginn einen Zweitschlüssel für die zwei Schlösser gegeben, damit die Ausgabe der Werkzeuge nicht allein von mir abhing.

Als ich an diesem friedlichen Tag zu dem Container kam, sah ich den Schweden angestrengt mit dem Schlüssel in dem Schloss herumkritzeln. Immer wieder rammte er ihn in den sandverkrusteten Schlitz, versuchte ihn irgendwie zu drehen und zog ihn wieder heraus. Micha stand gebückt daneben und nahm ihm gerade mit einem „Lass mich mal!“ den Schlüssel aus der Hand.

Ich fragte: „Gibts Probleme?“

Jonas erhob sich und stemmte die Hände in die Hüfte: „Tja, sieht so aus, als ob jemand versucht hätte, in den Container einzubrechen.“

Ich erschrak kurz, nahm aber schnell wahr, dass jeder Versuch offenbar erfolglos gewesen sein musste. Die Türen waren zu, die Seitenwände waren nicht ausgebrochen und selbst die Schlösser waren noch verschlossen. Dagegen zeigten sich Schrammen auf den Türen und den Schlössern, vor dem Container war eine tiefe Baggerschaufelmulde im Boden. Micha prokelte und ruckelte an dem Schloss: „Nix zu machen! Das ist total verbogen. Dabei ist das doch son gehärtetes Stahlschloss?“

Stefan wartete auf der Fläche in seinem Bagger darauf, dass der Schaufelmann zu ihm kam. Da die wertvolleren Zeichenmaterialien wie die Maßbänder in meinem Wagen waren, hätte Sylvia zwar schon mit ihrer Arbeit anfangen können, sie stand jedoch mit uns am Container und schaute sich das Schauspiel an.

„Hat jemand irgendwie Werkzeug im Wagen?“, fragte ich.

Hans meldete sich und sagte, ohne dass ich ihm das Wort erteilen musste: „Also, ich hab ne Metallsäge im Auto.“

Wernher zweifelte: „Na, ob dit wat bringt?“

Ich wusch die Illusionen von dem gehärteten Schloss mit einer lässigen Handbewegung hinweg: „Dochdoch, ich hab son Schloss schon mal auf ner anderen Grabung knacken müssen.“

Dann machten wir uns an die Arbeit. Einer musste die ganze Zeit das Schloss halten, zwei sägten abwechselnd. Nach einer Wei-

le hatten wir die Tür wenigstens so weit geöffnet, dass wir sie komplett aufbrechen konnten. Dieter und Hans hämmerten die Tür wieder zurecht, dann schnappte sich jeder Schaufel, Spaten und Kratzer, was er eben brauchte, und lief damit auf die Fläche. Sylvia blieb mit mir noch als letzte am Container stehen. Als die anderen schon auf der Fläche waren, sagte sie: „Das sieht mir aber gar nicht danach aus, als ob hier jemand einbrechen wollte."

Ich schüttelte grinsend den Kopf: „Nee, das hab ich auch gesehen. Das war Stefan mit der Schaufel. Deswegen hatte ers wohl auch so eilig, auf die Fläche zu kommen." Ich zuckte mit den Schultern, „aber das macht mir heute gar nix aus. Orka kommt heute nicht." Ich freute mich sichtlich.

„Du, ich wollt dich schon fragen, wo die bleibt?", fragte Sylvia in einer Mischung aus Anteilnahme und einem kräftigen Schuss Neugierde.

„Hat heute Nacht in der LPG angerufen", ich sprach das nächste Wort langsam und betonte es lächerlich, „Tennisarm", dann stieß ich einen stumpfen Lacher aus. Sylvia schüttelte den Kopf.

„Naja, ich muss dann mal los, n neues Schloss besorgen. Arnold sagte mal, in Bratin gibt's nen Baumarkt?"

„Ja, da fragste am besten das Hänschen, der kann dir den Weg beschreiben. Bringste mir zum Zeichnen noch ein bisschen Maurerschnur mit?" Ich nickte, während ich bereits zu Hans lief, um mir von ihm den Weg erklären zu lassen.

*

Leider war der nächste Baumarkt so weit und so umständlich anzufahren, dass ich erst zu Beginn der Mittagspause wieder auf der Grabung war. Ich war immer noch gut gelaunt. Nach der gestrigen Einladung durch Micha wollte ich an diesem Tag mal das Treiben in der Spielhölle von Totenow begutachten. Also kletterte ich kurz in den Nichtraucherwagen, nahm mit einem „Mahl-

zeit!“ meine Tasche mit dem Essen heraus, beantwortete die fragenden Blicke mit: „Ich geh mal rüber – gestern bin ich ins Casino Totenow geladen worden“, und schaukelte zu dem anderen Wagen, der bereits aus allen Ritzen und Löchern qualmte. Als ich die Tür öffnete, stand ich vor einer grauen Wand, es erschien mir wie eine Räucherkammer.

„Sagt mal, habt ihr hier nur Quarzuhren laufen?“, versuchte ich Stimmen hervorzulocken, um die Position der einzelnen Leute orten zu können. Ich wurde herzlich begrüßt, als hätten sie mich seit Wochen nicht gesehen: „Ah, der Scheff! Immer rinn int Kabuff! Willste dir nich setzn?“, fragte Stefan.

„Hier ne Herz Sieben, Dieter!“, plapperte Jan.

Ich hob ablehnend die flache Hand, „Nee danke, ich habe eben lang genug gesessen, außerdem bleib ich hier lieber bei der Tür, da ist die Luft besser.“ Ich stellte mich an die Wand des Bauwagens neben Dieter und sah, wie er mit einer lässig aus dem Mundwinkel hängenden Zigarette zwei Karten vom Stapel zog.

Die Räuchermännchen plapperten weiter. Jan und Dieter spielten gerade noch das Ende einer Runde aus, Micha und Stefan hatten die Partie bereits gewonnen. Vor Micha lag der Fundzettelblock, auf dessen Rückseite sie die Punkte notierten. Ich zog einen Apfel aus meiner Tasche und Stefan fragte. „Wat issten da? n Apfel? Willste nich ma wat richtijet? ne Schrippe mit Maurermarmelade?“

Ich verneinte wortlos, nahm meinen Apfel und biss krachend hinein. Jonas vertilgte ein Skinkost-Brot, er saß schräg vor dem Kopfende. Micha drehte sich wieder zu Stefan: „Wo war ich?“ Nur kurz schraubte er den Kopf zu mir und zwischenerklärte: „Ich erzähl grad ne Geschichte, die mir ein Raubgräber erzählt hat, den ich kenne“, dann wandte er sich wieder Stefan zu, „die haben also in dem Maisfeld eben son Bronzedepot aufgemacht, da warn dann Beile, Schwerter und so Bronzeringe drin“, er unterstrich die Ringe, in dem seine Zeigefinger einen Ring um seinen Hals zeichneten. „Und irgendsonne vernietete Blechplatte“, seine Fäuste hoben sich neben seinem Kopf, und öffneten sich schlag-

artig, „da gehen plötzlich so Flutlichter an, und eine Stimme ertönt“, er hielt die rechte Hand hohl vor den Mund, „hier spricht die Polizei. Keine Bewegung.“ Micha lachte. „Da haben sich dann alle auf den Boden geschmissen, sind mit den Funden aus dem Feld gerobbt und schnell ab nach Hause.“ Wieder lachte er. „Mein Bekannter hat sich tagelang nicht vor die Tür getraut, weil er immer dachte, er wird gleich abgeholt.“ Ich setzte meinen strengsten Ausdruck auf, um zu verstehen zu geben, dass ich solches Gebaren natürlich nicht gutheiße, und Micha begriff sofort: „Sowas mach ich natürlich nich“, versuchte er zu beschwichtigen und hob unterwürfig die Hände, „ich geb immer alle Funde ab.“

„Und eine Kreuz Sieben“, Jan freute sich merklich und betonte langsam: „letz-te Kar-te!“ Stefan feixte: „Ja, jib ihm sauret!“ Dieter zog zwei weitere Karten, man sah, dass er das Spiel nicht an sich heranließ.

„Und ein Kreuz König – Mau! Na, alter Mann? Was haste denn noch auf der Hand?“

„Du Hund, bevor du deine Siebenen gespielt hast, hatt ich nur zwei Neuner – und jetzt das:“

„Haha, nur noch Bilder! Das macht, dreißig, vierzig, achtundfünfzig“, Micha notierte die Punkte, „da hat Jan dich aber noch ganz schön abgezogen. Wer ist mit Mischen dran?“

„Immer der, der fraacht!“, befahl Stefan.

Micha fragte mich: „Willst du mitspielen?“

Ich verneinte, „Nee, es reicht mir, wenn ich zugucke“, und grinste kauend.

Stefan motzte: „Boah, Kerle, dit is doch echt n Scheißspiel. Kann denn keena von euch wat Anständijet wie Arsch uff Eis oda Könich von Moabit?“ Alle schüttelten den Kopf, Micha schob die Karten zusammen und begann sie zu mischen. Ich sah Stefan an wie ein unbedrucktes Buch. „Is eem noch keena von euch im Knast jewesen.“ Wieder schüttelten alle den Kopf, Stefan fragte: „Noch nie wat ausjefressn, wa?“ Micha und Jonas schmunzelten. Micha zog die querliegenden Karten mit dem linken Daumen vom Stapel in seiner rechten Hand.

Dieter fragte: „Du, der Micha hier erzählte, die dicke Orka hat gestern angerufen? Die kommt heut nich, weil die n Tennisarm hat?“ Falten gruben sich in die Haut unter seine lachenden Augen, mit denen er einen nach dem anderen kurz fixierte: „Die spielt doch nie im Leben Tennis!“ Die meisten lachten dumpf auf, dann wurde es ruhig und man hörte einen Moment lang nur Michas Schlippschlippschlippschlippschlipp.

Es war offenbar ruhig genug, dass Stefan sich traute, nach Marions Spitznamen zu fragen: „Warum nennta die Dicke einklich Orka?“

„Na, das ist doch der Wal. Kennste die nich? Die schwarzweißen Killerwale?“, erklärte Dieter, und seine Hände umschrieben in der Luft etwas Großes, Dickes. Stefan nickte unwissend, blickte auf den Tisch und ließ seine Zigarettenschachtel mit der linken Hand immer wieder nervös auf den Tisch plumpsen. Da erwachte der Seemann in Dieter: „Habt ihr denn schon mal gesehen, wie ein Orka eine Robbe jagt und frisst?“ Anfangs war sein Gesichtsausdruck noch einfach nur erfreut: „Na, du stehst an der Rehling und siehst, wie sich ne Herde Seelöwen in den Wellen tummelt. Dann taucht immer so langsam bogend“, seine Hand beschrieb Bögen in der Luft, „eine schwarze Finne aus dem Wasser. PLÖTZLICH!“, seine Hand zuckte, „stößt der augenlose Kopf – man sieht beim Orka die Augen nämlich nicht“, erklärte er dem staunenden Jan und machte mit der Hand eine schnappende Bewegung, „und packt sich einen Seelöwen im Genick.“ Mit seiner rechten Hand fasste er sein linkes Handgelenk. Sie ähnelte der Mischbewegung von Micha, der weiter schlippte. „Dann windet sich dieser riiiesige, spindelförmige Körper“, Dieter dehnte die Wörter ein wenig, um die Größe zu unterstreichen und drehte seine Fäuste zur Erklärung, während seine Augen bei jeder Silbe blitzten, „und schraubt sich mit dem Seelöwen herum. Du siehst nur zwei Körper, der eine schwarzbunt, wie ne Kuh, der andere dunkelbraun. Und dann schlägt der Orka den ungelenken Fettbalg auf dem Wasser hin und her, das klatscht nur so“, seine Hand klatschte einmal flach auf den Tisch, drei Feuerzeuge sprangen

kurz hoch, „und das Wasser, die Gischt, das spritzt nur noch, das schäumt alles vor Blut.“ Dann biss Dieter beherzt in seine Wurststulle und steckte sich, noch während er kaute, eine Zigarette in den Mund.

Seine bildhafte Beschreibung eines Orka-Angriffs weckte Assoziationen und Bilder in meinem Kopf. Vor meinem geistigen Auge spannte sich automatisch eine trübe Leinwand, auf der sich die letztwöchigen Begegnungen mit unserer Orka projizierten und sich mit der geschilderten Attacke zu Wasser vermischten. All ihr Unvermögen, ihre Lügen und Unverschämtheiten fielen mir wieder ein. Es kam mir vor, als habe unsere Orka ihr zahnbereihtes Maul zu voll genommen. Sie hatte mit den Protzereien über ihre Fähigkeiten versucht, einen ausgewachsenen Pottwal anzugreifen, der ihr einfach über war. Die Fett gewordene Diana war zur Gejagten geworden und hatte die Flucht ergriffen.

Ich kehrte von meinen Gedanken zurück in den Raucherwagen und entdeckte erst jetzt, wie speckig und trauerrandig der Satz Baustellenkarten war. Dieter bemerkte meinen abschätzigen Blick: „Das warn neue Karten. Die hab ich neu mitgebracht.“

Stefan lehnte seinen rechten Unterarm, an dessen Ende ein Tabakröllchen rauchte, auf den Tisch und beugte sich mit ernster Miene vor: „Ick hab neulich in de Zeitung jelesn“, so ernst wie es der Aufträger des Gesichtes von James Joyce eben konnte, „det sich in Bärlin eena totjemischt hat.“

Stefan lachte selbst am meisten über seinen „Witz“, Dieter lachte die typische Altherrenlache einer klassischen Skatrunde, und Jan bereitete sich tief konzentriert auf das nächste Spiel vor. Micha tat nur so, als ob er lachte, stoppte aber dann das Interludium und teilte aus.

Ich wunderte mich währenddessen über den vielen Qualm, und darüber, dass Dieter gleichzeitig essen, rauchen und spielen konnte: „Reicht dir eigentlich nicht der Rauch von den andern? Hier ist doch soviel Rauch im Wagen, dass ihr total eingeräuchert seid.“

Stefan klinkte sich krächzend ein: „Na, dit is ja ooch jut so. Meen Opa hat immer jesacht, ne Bude, in die nich jeroocht wird,

stinkt nach Pisse.“ Dann lachte er. „De hatte immer son Lungentorpedo int Maul jehappt.“

Micha warf die Karten einzeln vor jeden Spieler.

Ich dachte laut nach, „ich weiß nicht, mir wär das schon zu teuer.“ Die vier Spieler griffen sich nach und nach ihre Karten, dabei veranstaltete Jan ein Brimborium um jede Karte, die er erhielt.

„Das kommt ganz darauf an“, schmunzelte Jonas, „man kann auch Glück haben.“ Jan zog jede Karte einzeln über den Tisch und fluppte sie dann von der Tischkante mit katzenartiger Geschwindigkeit vor sein Gesicht. Micha stockte und unterbrach das Austeilen kurz, um dem Schweden zuzuhören. „Auf einer Grabung kamen wir mal morgens auf die Fläche. Da war alles kaputt. Der Bagger stand auf der Fläche, bei den Bauwagen waren die Dächer eingedrückt und die Wände eingerissen, und auf der Fläche lag ein kaputter Zigarettenautomat. Hähä.“ Micha ahnte die Geschichte und verteilte langsam weiter. Jan kämpfte noch immer darum, niemandem die Gelegenheit finden zu lassen, in seine Karten zu linsen. „Da haben irgendwelche Idioten im Dorf einen Automaten aus der Verankerung gerissen, den aber nicht aufgekriegt. Also sind die nachts auf unsere Grabung gefahren und haben den Bagger geknackt. Die waren aber erst zu doof, den Bagger zu bedienen, also haben die die ganzen Bauwagen auseinandergenommen. Irgendwann haben die es dann geschafft, mit der Schaufel den Automaten zu knacken, waren aber wieder zu doof, die haben nämlich nur das Geld mitgenommen“, Micha lachte jetzt beim Austeilen. Jan drückte inzwischen seinen Kopf soweit gegen die Wand des Bauwagens, dass sein Gesicht beinahe platt wurde. Der Schwede redete zu Ende, „und die Zigaretten in dem kaputten Automaten gelassen. Haha! Da hat das Grabungsteam erstmal alle Päckchen rausgenommen und gerecht geteilt. Erst danach haben wir die Bullen gerufen“, er schaute die Leute an, denen er gestern Abend von den Randalen erzählt hatte, um zu erklären: „wegen der Versicherung!“

Alle lachten – mit Ausnahme von Jan. Ich hatte bereits beim Austeilen bemerkt, dass ausgerechnet er hochkonzentriert immer

wieder den Versuch unternahm, in Stefans Karten zu kiebitzen, der neben ihm saß. Dabei merkte Jan nicht einmal, dass sich alle Karten in Stefans dicken Brillengläsern spiegelten.

Stefan motzte: „Mannmannmann, wat haste mir denn da fürn Scheißblatt jejebn?“ Micha lachte jetzt aus Trotz. Dieter stimmte in das Geberbashing mit ein: „Das stimmt. Aus jedem Dorf n Köter. Geh mal raus, dir die Hände waschen, Micha!“

Jonas zündete sich eine Zigarette an, kramte seinen Taschenascher heraus, öffnete ihn und platzierte ihn vor sich. Er legte die Zigarette hinein, zog seine Snus-Dose aus einer anderen Tasche und knetete sich eine große Portion des schwedischen Tabakpulvers zu einem kleinen Kissen, das er sich unter die Oberlippe schob. Micha zog die oberste Karte vom Stapel, einen Herz Buben, und legte sie neben den Stapel. Stefan kommentierte: „Nu kiek ma an!“

„Dieter fängt an, was wünscht du dir?“

Dieter schaute kurz in sein Blatt: „Ich wünsch mir Kreuz, dann eröffne ich mal mit ner Dame.“

Jan warf stillschweigend eine Neun auf die Ablage, Stefan folgte ruhig mit einer Herz Neun. Micha legte ein Herz Ass drauf und Jan begann Streit: „Jetzt darfste doch noch eine spielen.“

„Nach nem Herz Ass?“ Michas Stirn runzelte sich zusammen. Stefan schnippte: „Von wegen!“ Dieter stimmte zu: „So ein Quatsch!“, und spielte ein Kreuz Ass.

„Ja natürlich nach einem Ass! Wie spielt ihr denn? Was sind das denn für Regeln? Kein Mensch spielt so.“

„Wir haben uns doch vorher drauf geeinigt. Solln wir die Regeln etwa aufschreiben?“ Alle schüttelten den Kopf.

Jan murmelte irgendetwas von „bei uns spielt man das richtig“ vor sich hin. Im Gesicht wurde er vor Wut rot, dann spielte er ein Karo Ass. Kein Wunder, dass nach dem Ass eine weitere Karte gespielt werden sollte.

„Ick kann nich“, plapperte Stefan und zog eine Karte.

„Deine Erfolge im Schlafzimmer interessieren hier nich“, amüsierte sich Micha und wieherte los. Dieter lachte ächzend mit.

Dann spielte Micha eine Karo Sieben, und Dieter hörte mit dem Lachen auf. Er zog zwei Karten vom Stapel. Jans Wut verflog bei dieser Vorgabe, und er spielte feixend eine Herz Sieben. Stefan patzte ihn mit freundlicher Stimme von der Seite an: „Na, mit volln Hosen is jut stinkn“, und zog zwei Karten.

„Dann kommt jetzt meine Herz Dame!“, sagte Micha und patschte die Karte aus der Höhe auf die Ablage.

„Na, da kann se mit meiner Karierten ja Káffe trinken“, freute sich Dieter.

Jan warf eine Karo Neun hin, Stefan ließ Micha mit einer Acht aussetzen („Da biste baff, wa?“) und Dieter spielte eine Zehn.

„Ich wünsch mir Pik“, schrie Jan und spielte einen Buben dieser Farbe.

Stefan ließ Micha wieder aussetzen, dann verschlechterte Dieter Jans Laune mit einer Sieben, die der nicht weiterreichen konnte, und reizte den kleinen Jan dazu: „Wort mit X – war wohl nix!“

Jan saß mit langem Gesicht, vor das er sich weiterhin angestrengt die Karten klemmte. Er hatte die letzten beiden Karten des Stapels genommen, daher nahm Dieter inzwischen die gefüllte Ablage, legte die Sieben zur Seite und mischte die restlichen Karten neu. Dazu teilte er sie dreimal in zwei Stapel und ließ sie mit einem klingenden: Prrrrrrt! abwechselnd ineinanderflattern. Stefan spielte währenddessen stumm eine Neun. Aus den gewölbten Händen Dieters echote ein gekonntes: Fllllllit!

„Ach du grüne Neune“, sagte Micha und warf eine Zehn auf den Stapel.

Dieter sammelte sich seine Handkarten wieder zusammen und rief: „Hier! Ein Ass!“

Jan parierte mit einer Dame, die Stefan mit einem Kreuz Buben deckte: „Herz!“

„Na super!“, jetzt motzte Micha und zog eine Karte.

„Echt spitze!“, schimpfte Dieter und zog eine Karte.

Jan brummelte erstaunlich leise „Eigentlich spielt man ja die Farbe vom Buben.“ Die Gesichter der anderen Spieler verdüsterte sich aber bereits, da zog er still eine Karte. Stefan verlängerte in-

zwischen das Elend mit einer Herz Acht. Dieter zog noch eine Karte, Jan auch. Mit einer Kreuz Acht überstrapazierte der Baggerfahrer jetzt sein Glück. Micha setzte bereits das zweite Mal in Folge aus.

Doch auch Jan musste leiden: „Hier! ne Kreuz Sieben“, rief Dieter fröhlich und ließ Jan zwei weitere Karten ziehen. Jetzt musste auch Stefan eine Karte vom verdeckten Stapel nehmen: „Ick kann wieda nich!“

Micha grinste still und warf einen Karo Buben auf den Stapel. „Karo!“

Sein Nachbar, der Seemann, war anscheinend bereits in leichten Mittagsschlaf verfallen und versuchte einen Pik Buben zu installieren, da ging ein Aufschrei durch die Bänke.

Stefan drohte: „Haste keene Oogn in Kopp?“, und Micha ermahnte streng: „Hey, das geht nicht! Bube auf Bube stinkt!“ Man merkte, dass er das nicht zum ersten Mal zu Dieter sagte. Dieter nahm verwirrt seinen Buben auf die Hand, stierte auf seine Karten und fragte sich selbst: „Ja, was mach ich denn dann? Dann muss ich eine ziehen.“

Der erbarmungslose Jan ließ Stefan mit einer Acht aussetzen. Micha warf einen König auf die Ablage und sprach süffisant: „Letzte Karte!“

In Jans Augen entstand nun Panik, dann fluppten eine verschwiegene Zehn, eine Neun und eine Kreuz Neun, die Micha gekonnt mit einem Herz Buben unterwarf: „Mau-Mau! Ich wünsch mir Herz.“

„Sag mal“, fragte ich Stefan, „was isn das für Abzeichen an deinem Lederbändchen? Ein Totenschädel mit Flügeln?“ Dieter spielte inzwischen eine Herz Sieben und sorgte damit bei Jan für tiefgehende Unstimmung.

Stefan warf eine Herz Zehn ab. „Letzte Karte – wat? Ach so, du meinss mein Boulo-Tei? Meine Westannkrawatte?“, und hielt das dünne Bändchen mit dem Abzeichen vor seine Nase. „Dit is der Dess-hätt! Ick bin doch Ehrn-Hells Eyndschel!“

Dieter spielte jetzt ruhig seinen Buben: „Da! Jetz kommt aber

mein Junge. Karo. Letzte Karte.“ Jan grummelte missmutig und spielte einen Karo König.

Zweifelnd betrachtete ich Stefan, das schmächtige Hemdchen, das ein Kopf kleiner war als ich: „Ehrenmitglied?“

Stefan beantwortete erst die gespielte Karte „Da, ne Karo Tante – Mau!“, und erklärte dann: „Ja, natürlich, ick jehör doch zum Kopp der Bick Rett Mäschien. Ick kann sofort die janze Prätorianerjaade antanzn lassn, wenn ick se brooch. Aber einklich brooch ick keene nischt, ick hab doch selba den janzen Keller voller Em-Jes und Knarren. Wenn ick nich uff Arbeet bin, denn hack immer ne Wumme dabei.“

Dann beendete auch Dieter das Spiel: „Hier Jan: ne Sieben, zwei ziehen! Mau!“, und freute sich erkennbar. Ich betrachtete Stefan mit einem wahrscheinlich recht ungläubig aussehenden Blick: „Jonas erzählte gestern Abend, du hast mal in Brasilien gearbeitet?“

„Ja, natürlick!“ Stefan lehnte sich mit dem linken Ellbogen auf seinen Oberschenkel, während er mit der linken Hand die Zigarette hielt, „Da hack doch ooch meene Zähne verlorn! Weeßte, ick bin doch einklich Sprengmeester. Vor zehn Jahrn bin ick russ aus Bärlin, ab nach Südamerika, nach Brasilljen. Da hack denn n paar Jahre so Tunnels inne Berje jesprengt jehappt.“

„Aha. – Und wie hast du deine Zähne verloren?“, fragte ich, Jonas schmunzelte mit seiner ausgebeulten Oberlippe.

„Na, dit war bei eim Projekt, da jing dit dem Indscheniör nich schnell jenuch. Dit wa son Backpfeifenjesicht, dit wolltie Arbeetn partu abkürzn. Deshalb sollt ick son jannnz jewagtet Sprengmanöver durchziehn. Damit er Zeit und Jeld sparn kann, der Fatzke.“ Er hob seine andere Hand und bildete ein schiefes Dach. „Det musste dir so vorstelln, dit dit uff son jannnz bestimmten Winkel ankommen tut. Un wenn der stumpfa wird“, das Dach seiner Hände wurde flacher, „wird det imm-mma jefährlicha. Ick hab jesacht, ja bitte, jut, kann ick machen, batt ei du itt on jur res-ponsillity.“ Da Stefan um die Englisch-Kenntisse Dieters, Jans und Michas wusste, drehte er sich jovial in die Runde und erklärte, „Also: nur uff den seine Verantwortung. Außerdem, sarick, such

ick mir die fümf Arbeeta aus, die ick dafür brooch. Denn bin ick durche Reihn von die Arbeeta, fast allet nur so ausjehungerte Fijuren, so halbnackte Indianass“, er lachte, „weeßta, nur son Lendenschurz wie Tarzan um un son jammlijet Ti-Schört, und denn hack mir die Leute ausjesucht, die keene Familie nich ham. Also: du, du, du, du und du.“ Stefan führte uns mit gestrecktem Finger vor, wie er die Arbeiter ausgewählt hatte. „Denn sinn wa in dem Berch und ham die Sprengladungen anjebracht – naja und wat soll ick saan. Türlick is et schief jeloofn. De halbe Berch is zusammjebrochn. Ick wurd vaschüttet. De janze Felsen bricht zusamm, un ick mittenmang. Nach zween Tagn hamse mir dann russjeholt. De Indianers warn alle tot jewesn. Un ick? Ick hatte alle Zähne kaputt, fast alle Knochen jebrochn jehappt, die Beene, die Rippn, allet. Ick hab ja n halbet Jahr in Brasilljen im Spitaal jelejn. Det kann ich euch saan, dit wa jar nich schön. Ewich diese Hitze. Det jloobt-a nich. Un der Jestank. – Bah!“ Seine Gesicht drehte sich mit geschlossenen Augen zum Fenster, als spucke er angewidert aus. „Weeßta, ick hab ma in Kaschmir, da wa ick mit meina Harley jewesn, da hack sonn Lepra-Laga jesehn – det hat lang nich so jestunkn, wie det Spitaal da in Brasilljen. – Na, un seitdem bin ick Frührentna. Ick muss ja nischt arbeetn jehn. Ick hab ooch so mein Auskomm. Aba wenn ick noch son bissken nebenbei bagga, denn kann ick mir dit in die Tasche steckn, weeßte.“ Er machte mit der rechten Hand eine drehende Bewegung zur Hosentasche.

Die Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf die Spielkarten auf dem Tisch.

„Was haste noch auf der Hand?“, fragte der große Micha den kleinen Jan.

„Hier, fünf Bilder, macht fünfzig.“

Dieter mischte sich ein: „Nee, ich hab dir noch ne Sieben gespielt, du musst noch zwei ziehen!“

„Was?“ Jan wurde ungehalten, man merkte, er fühlte sich ertappt. Er hatte gehofft, Stefans Geschichte hätte uns vom Spielende abgelenkt.

„Natürlich, du musst doch Dieters Zug noch beenden“, pflichte-

te auch Micha bei, und Stefan nickte nachdrücklich, „Du musst noch ziehn!“ Micha zog die obersten Karten vom Stapel, es waren zwei Asse.

„WAS? Das ist doch Betrug! Erst krieg ich eben die ganzen Siebenen und muss ständig aussetzen und jetzt das! Wie spielt ihr denn? Ihr habt euch doch die Regeln ausgedacht, das spielt man nur bei uns richtig!“

„Wenn du meinst“, ließ Micha Jan schwatzen und rechnete ihm siebzig Punkte an.

„Das ist Betrug! Mit euch spiel ich nich mehr!“, schrie der kleine Mann, packte seine Sachen und stiefelte wutentbrannt aus dem Bauwagen. Als er draußen war, sagte Micha „Na, hoffentlich“, Stefan sekundierte noch: „Son kleena Stänkafritze – den hack jefressn!“, und alle lachten gedämpft.

Ich blickte auf die Uhr: „Na, dann lasst uns mal weitermachen.“ Die Raucher räumten den Kram vom Tisch und standen auf. Jonas und ich machten Platz, damit die vier Spieler sich aus den Bänken drängeln konnten. Dann trotteten wir nach und nach aus dem Bauwagen.

11

Im Verlauf der letzten Grabungswochen überschlugen sich die Ereignisse. Orka reichte mit einem nächtlichen Telefonat eine mündliche Entschuldigung für zwei weitere Wochen ein und auch Jonas verließ uns leider. Im Gegensatz zu Orkas offensichtlicher Krankfeierei war sein Ausscheiden allerdings keineswegs freiwillig, sondern hatte Ursache in einer richtiggehenden Suspendierung von Seiten Senffs. Jonas hatte eines schönen Wochenendes nämlich ungebetenen Besuch von der Polizei bekommen, weil sie in ihm einen großkalibrigen Drogenproduzenten sahen. Ein guter Freund des Schweden, den er noch aus seiner heißen Besetzerzeit

kannte, hatte nämlich in dem Bahnhofsgebäude eines kleinen ostdeutschen Örtchens einen Keller angemietet, um dort Marihuana anzupflanzen. Leider war für die Anmietung noch ein Bürge notwendig geworden und Jonas hatte sich zur Verfügung gestellt. Er war aber abgesehen vom Eigenbedarf an dem Anbau nicht beteiligt. Der Keller befand sich pikanterweise direkt unter den Amtsräumen des BGS, der an dem damals noch genutzten Bahnhofs stationiert war. Die Elektrik der Räumlichkeiten war in einem miserablen Zustand und so kam es eines Tages, wie es kommen musste, die Sicherungen für irgendwelche Lampen und Belüftungsanlagen versagten, und der Keller stand in kürzester Zeit in Flammen. Der BGS bemerkte zwar das Feuer, die Beamten begriffen aber nicht einmal angesichts des süßlichen Gestanks, dass sie jahrelang über der größten Haschisch-Plantage des Landkreises gearbeitet hatten. Sie riefen die Feuerwehr und erst, als diese die Zugänge aufbrach und das Feuer löschte, wurde die ermittlungstechnische Peinlichkeit bekannt. Nun stand die Kripo unter Zugzwang. Sie musste für die Lächerlichkeit der Kollegen geradestehen und griff dementsprechend mit voller Härte durch. Der eigentlich Mieter wurde kassiert, Jonas wurde vorgeladen, und als Senff von der Sache Wind bekam, ließ er den Schweden auf der Stelle suspendieren. Freilich musste das Verfahren gegen Jonas aufgrund mangelnder Beweise innerhalb kürzester Zeit eingestellt werden. Es konnte ihm nämlich nicht einmal nachgewiesen werden, dass er den Keller jemals betreten hatte. Kein BGS-Beamter und kein Bahnhofsangestellter konnte ihn identifizieren. Und obwohl es der Staatsanwaltschaft ebenso wenig gelang, ihm auch nur Mitwisserschaft nachzuweisen, sollte genau diese oberflächliche Verbindung zum organisierten Drogenhandel ihm schließlich in Göteborg das juristische Genick brechen.

Nach der Verfahrenseinstellung in Deutschland kam Senff manchem Mitarbeiter gegenüber in Erklärungsnöte, da er sich stets als herzensguter und nächstenliebender Christ darstellen wollte. Er hätte ihn ja so gerne weiter beschäftigt, erzählte er dann, aber es sei einfach nicht möglich gewesen, rechtfertigte er sich, der Druck

von oben sei zu groß gewesen. Das kann nicht ganz richtig sein, weil er gegenüber gleichrangigen Kollegen anderer Ämter durchweg betonte, dass er jede Zeit die vollständige Kontrolle über die Personalpolitik der Abteilung Sonderprojekte gehabt hatte. Er muss also gelogen haben. Und ich halte es für wahrscheinlicher, dass er in Bezug auf die Suspendierung gelogen hat.

Sei es, wie es sei, das Ergebnis blieb das gleiche. Jonas war die letzten Wochen nicht mehr auf unserer Grabung, die Mitarbeiter ergötzten sich staunend an den reißerischen Artikeln der lokalen Kleinzeitungen, die von regelmäßigen Besuchen der internationalen Drogenmafia auf irgendwelchen Einödhöfen des Landkreises schwadronierten. Gleichzeitig schüttelten alle den Kopf, weil jeder den Schweden zumindest so gut kennengelernt hatte, dass die hingeschmierten Räuberpistolen offensichtlich nicht stimmen konnten. Besonders Hans zeigte sich über diese Hetze empört und verglich sie wiederholt mit dem Schwarzen Kanal.

*

Die Grabung schleppte sich derweil von Quadrant zu Quadrant und von Befund zu Befund. Bald war ein Ende abzusehen und ich kam den Arbeitern in ihrem Wunsch entgegen, am vorletzten Freitag mittags zu grillen. Die Stunden hatten wir uns freigearbeitet, so dass wir allesamt nach dem Grillen direkt in den wochenendlichen Feierabend übergehen konnten.

Direkt morgens wurde ich von einem lachenden Dieter mit der Frage begrüßt, ob ich den Willen zum Grillen in mir verspürte. Ich bejahte und schmunzelte über den eher lauen Witz. Irgendwann kurz vor Mittag wollte ich dann zusammen mit Micha zum Supermarkt im Ort fahren, um den Grill, die Kohle und für alle zusammen Würstchen, Fleisch und Getränke einzukaufen. Zuvor schaufelten, putzten und zeichneten die Arbeiter und Micha auf dem Grabungsfeld. Baggerfahrer Stefan schob Abraum zur Seite

und half beim Ausnehmen größerer Siedlungsgruben mit dem Anlegen von Arbeitsgruben. Sylvia war derweil im Bauwagen damit beschäftigt, ihre letzten Zeichnungen in den Übersichtsplan kleineren Maßstabs umzuzeichnen, den ich für die spätere Bearbeitung zur Hand haben wollte. Ich saß ihr dabei gegenüber und füllte auf dem grundsiffigen Tisch die letzten Formulare aus, die in dieser Woche noch unbearbeitet geblieben waren.

Kurz vor Mittag stand ich auf, um mich zu strecken, und blickte aus dem Fenster des Bauwagens.

„Irgendwie ist das sehr surreal, von hier betrachtet."

„Was meinst Du?"

Mit einer zweifelnden Überlegung schüttelte ich zweimal den Kopf: „Na, es wirkt wie eine Mannschaftssportart, was die draußen veranstalten. – Herzlich willkommen", imitierte ich aus dem Stegreif einen fiktiven Radioreporter, „zum zweiten Viertel unserer heutigen Grabungsübertragung, mein Name ist Paul Eggers und ich darf Sie herzlich begrüßen zu diesem außerordentlich spannenden Spiel." Sylvia grinste merklich, zeichnete aber konzentriert weiter. Ich steigerte mich: „Wir sind heute auf dem Feld von Totenow in der Maxim-Senff-Gedächtnis-Arena, und es ist ein Heimspiel der Totenower Sandteufel. Für die Sandteufel sind angetreten: Als Kapitän Benny Frandsen, auch bekannt unter seinem Spitznamen Flintdolch-Micha, in der Verteidigung an der Schaufel Dieter Popeye Räumer und an der Schubkarre Hans Gros, der Rasenmähermann." Sylvia lachte. „Gäste sind die Wossi-All Stars, eine gemischte Ost-West-Auswahlmannschaft, die heute mit Jan Robin Hood Retzlaff als Kapitän spielen, Wernher Senger, die märkische Schaufel, verteidigt, und der Höllenengel Stefan sitzt im Bagger. Die Begegnung wird übrigens gesponsort von Attila Furioso, der stärksten Motorsäge der Welt, ja und ich sehe gerade, die Mannschaften laufen wieder auf das Feld. Als Schiedsrichter pfeift übrigens ein Grabungsleiter, der bereits einige größere Grabungen gepfiffen hat, ich denke da beispielsweise an die Finals von Groß Plüggenthun und Lügwitz, das den meisten von uns sicherlich noch als Schlammschlacht und spannende Par-

tie zugleich in Erinnerung geblieben sind. Ich fasse vielleicht kurz den Stand aus dem ersten Viertel zusammen: Die Sandteufel haben die Auslosung verloren und mussten sich mit den Befunden in den Quadranten C18 bis 20 zufrieden geben. Hier zeigten sich zwar mehr Störungen in Form von Drainagen, aber dafür waren hier auch deutlich weniger Befunde, die es zu bearbeiten galt. Trotz besserer Ausgangsbedingungen haben die Wossis dennoch im gesamten ersten Viertel abgesehen von ein paar lumpigen Abschlägen, die immerhin schon jungsteinzeitlich sein könnten, und einem einzigen kalzinierten Flint noch keinen Fund machen können. Da sieht die krumpelige Krümelkeramik, die die Sandteufel geborgen haben und die wir hier im Stadion gerade an der Videowand in einer Nahaufnahme bewundern können, doch wesentlich besser aus. Ja, das dürfte hinterher Punkte in der B-Note geben. Kein Zweifel. Allerdings hatten die Wossis natürlich auch einen ordentlichen Zeitverlust, als Robin Hood-Retzlaff mit dem Schiedsrichter Witze machte und im Anschluss mit seiner gesamten Mannschaft eine Strafrunde auf dem Abraum schieben musste. Gerade höre ich, dass das Spiel wieder angepfiffen wird. Die Mannschaften versammeln sich vor den Quadranten, nehmen die Geräte in die Hand und“, ich rief laut: „JETZT ERTÖNT DER ANPFIFF!“

Sylvia erschreckte sich und lachte gleichzeitig, ich plapperte in einer tonlosen Schnellsprache weiter: Flintdolch-Micha schwingt die Schaufel, das wird hart für Robin Hood-Retzlaff, und da kommt Popeye Räumer, er schaufelt, als sei der Teufel hinter ihm her, mit einem Bauchkippdreher holt er das letzte aus seinem Sportgerät, dabei war er noch vor zwei Monaten mit einer komplizierten Sehnenscheidenentzündung in Behandlung, hoffentlich hat er da keinen Tierbau erwischt“, meine Stimme hetzte immer schneller, Sylvia blickte nun nach draußen, ganz so, als schaue sie Fernsehen, während ich selbst erstaunt war, wie schnell ich reden konnte, „gleichzeitig legt Senger, die märkische Schaufel, ein extrem gerades Profil an – das gibt Punkte! – aber was ist das? EIN FOUL! Hans Gros, der Rasenmähermann, fährt nur mit einer

halbvollen Schubkarre zum Abraum, sieht denn das der Schiedsrichter nicht?“ Sylvia lachte wieder laut. „Dafür müsste der Höllenengel mit seinem Bagger eine Freischaufel bekommen, um hinter einem Befund eine Arbeitsgrube anzulegen. Hans Gros, meine Damen und Herren, ist heute übrigens mit einem französischen Boliden angetreten, zu dem er mir in der Pause verraten hat, dass er ab-so-lut untauglich ist! Bei der nächsten Grabung möchte er unbedingt wieder eine Karre aus deutscher Produktion fahren, weil die Achse der französischen Konkurrenz auf Sandboden einfach keine Leistung bringt! Jetzt zieht der Höllenengel mit seinem Bagger inzwischen neuen Abraum zur Seite, oooh, da wird der Unparteiische wohl nivellieren müssen ...“

Die Zeichnerin schüttelte langsam grinsend ihren Kopf, hatte sich aber merklich amüsiert. Ich musste erstmal Luft holen, sah aber dann, dass Flintdolch-Micha zum Bauwagen kam. Unwillkürlich blickte ich auf die Uhr: „Oh, Micha und ich sollten gleich mal losfahren, den Grill und die Sachen holen.“

„Zum HO in Totenow?“, erkundigte Sylvia sich.

„Genau“, sagte ich, als Micha beidhändig in den Bauwagen kletterte: „Sacht mal, was lacht ihr denn hier so? Das hört man auf dem ganzen Planum. Trinkt ihr heimlich schon die erste Kanne Bier?“ Sein Mund schnitt ein breites Grinsen ins Gesicht. Sylvia schüttelte den Kopf, dabei blickte sie immer noch sehr belustigt und gleichzeitig ein wenig pikiert, dass der zweite Zeichner ihr Alkohol am Arbeitsplatz unterstellte. „Ich? Ich trink doch nicht, wenn ich zeichne! Du vielleicht?“, neckte sie Micha, der immer noch auf dem Absatz des Einstiegs kippelte und sich mit beiden Händen am Türrahmen festhielt. Der konterte nur knapp, „kein Bier vor Vier“, und drehte sich dann zu mir. „Solln wir eigentlich nich bald losfahren?“

„Ja, können wir machen. Hast du die anderen schon gefragt, was wir so alles holen sollen?“

Sylvia meldete an: „Für mich braucht ihr nur zwei Würstchen zu holen, mehr esse ich nicht.“

Micha notierte geistig: „Zwei Würstchen? Können wir machen.“

Dann wandte er sich wieder mir zu: „Nee, ich dachte, wir sammeln eben schnell die Bestellungen."

„Ja, gut", sagte ich mit angehobener Stimme, kramte mir einen leeren Fundzettelblock und einen Bleistift und stieg hinter Micha aus dem Bauwagen, der sich zuvor bereits aus dem Eingang gedreht hatte. Im Gehen notierte ich mir schon mal Sylvias zwei Würstchen.

„Wir fahren jetzt runter zum Supermarkt", rief Micha.

Alle Arbeiter kamen zusammen, Wernher ging in Richtung zum Bagger, um Stefan durch Zeichen zu verstehen zu geben, den Bagger abzustellen.

In der Zwischenzeit fragte Hans: „Stimmt das eigentlich mit Arnold? Wernher erzählte, der hat sich das Bein gebrochen?"

„Ja", erwiderte ich, „der ist gestern von der Fotoleiter gefallen." Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen: „Wenn das stimmt, was seine Leute erzählt haben, muss er wie ein Rohrspatz gemotzt haben." Ohne den Wortlaut selbst gehört zu haben, versuchte ich mit erhöhter Stimme zu imitieren: „Welche Hackfresse hattenn diese Leita konstruiert, los ihr Blödsenkel, holt en Krankenwagen." Alle lächelten, taten dies jedoch nicht aus Schadenfreude, sondern ob der befremdlichen Situation, die sich in unseren Köpfen abspielte.

Stefan hatte inzwischen seinen Bagger ausgemacht und Wernher rief ihm von unten zu: „Die zwee-e fahrn jetz zum Konn-summ. Solln die dir wat zum Verschnabuliern mitbringn?"

Stefan lehnte sich in seinem Bagger nach vorne, die Arme über Kreuz und antwortete: „Nee, ick hab mir doch Fisch mitjebracht."

Dieter bestellte inzwischen bei uns: „Also, ich hätte gerne Würstchen. Und ein Kotelett", wusste er mit erhobenem Zeigefinger.

„Ja", freute sich Wernher, „son Kotelett is wat feinet", er strahlte erst übers ganze Gesicht und ermahnte uns dann „aber holt bloß son mariniertet, nich son trockenen Plunda." Dann drehte er sich zu Hans: „Willste nich ooch n Kotelett?"

Hans lehnte ab, „Nein, ich nehme lieber ein kleines Schweine-

nackensteak, wenn die sowas haben. Ein oder zwei Würstchen aber auch.“

Jan wunderte sich: „Ihr esst ja alle nur Schwein? Ich will ein richtiges Tier. Bringt mir mal ein schönes Stück Rinderfilet.“ Mit seinen Händen und einem „Etwa so groß“ zeichnete er uns die korrekte Größe vor.

„Rinderfilet?“, wunderte sich Wernher, „dit wird ja janz trockn uffm Jrill!“, und schüttelte den Kopf.

Mir entrutschte nur ein „suum cuique“, das ich zwar mehr für mich brummelte, von Jan aber trotzdem gehört wurde.

„Das Schwein quiekte?“, fragte er, „Ich hab doch gesagt, ich will Rind?!“, sprach er verwirrt.

Ich erklärte: „Das heißt: Jedem das seine“, und lenkte ab mit: „Was wollt ihr denn trinken?“ Dieter und Stefan fragten nach Bier, dazu wollten sie sich mit Micha ein Sixpack teilen. Der ehemalige Spediteur Wernher bestand dagegen auf alkoholfreiem Bier, was ich nachvollziehen konnte, weil ich den selben Gedanken gehabt hatte. Jan fragte nach Cola, nach Bier war ihm tagsüber überhaupt nicht. Hans winkte ab, er hatte ja seine polnische Limo, und in der Halbliterflasche war „sowieso viel zu viel!“

Als ich mit Micha zum Wagen ging, hörten wir noch im Hintergrund den Anfang der Geschichte, die Jan stets zum Besten gab, wenn das Stichwort Limonade fiel, und die jeder auf der Grabung schon mehrfach gehört hatte. Er erzählte dann in allen Einzelheiten, wie er einmal als Kind einen Finger in eine Limonadenflasche gesteckt, die Flasche geschüttelt und den Finger plötzlich herausgezogen hatte. Angeblich war dann der gesamte Inhalt der Flasche an die Decke der heimischen Küche gespritzt. Der Zeichner und ich waren froh, die Geschichte nicht ein weiteres Mal erzählt zu bekommen.

*

Wir fuhren von der Grabungsfläche zum Bahnübergang und mussten natürlich wie üblich halten. Vor uns stand ein gelbes LPG-Ungetüm und Michas Augen glänzten.

„Ein Kasi!“, seufzte er versonnen.

Ich wunderte mich „Hm?“ und blickte umher, nicht wissend, wonach ich Ausschau halten sollte.

„Na, da vor uns“, mit beiden nach oben geöffneten Händen und hochgezogenen Schultern wies er auf das agrartechnische Ostblockwunder, das uns die Sicht versperrte, „ein K-Siebenhundert, ein Kirovets. Der hieß bei uns nur Kasi. Ein herrliches Gerät. Unkaputtbar. Damit kannst du alles machen.“

Ich schwieg. Dann lenkte ich ab: „Praktisch, dass du den Grill stiftest.“

„Ja, ich wollte mir diese Jahr sowieso einen neuen holen. Mein alter steht nur noch auf zwei Beinen.“ Sein winkender Unterarm imitierte einen umfallenden Grill.

„Blöd ist natürlich nur“, merkte ich an, „dass der direkt so eingesaut wird.“

„Ach, das macht nichts“, schob er beiseite, „ich sag immer, das fällt unter Revolutionssteuer.“

„Revolutionssteuer?“

„Ja“, lachte er, „so nennen wir das bei uns immer, wenn jemand was der Allgemeinheit spendet. Wenn irgendwann die Revolution ausbricht, gehört doch sowieso allen alles.“

„Du scheinst da ja sehr optimistisch zu sein?“, zwinkerte ich.

„Ja, wir tun ja auch alles dafür, dass der Staat zusammenbricht.“

Die Schranke war inzwischen wieder hochgegangen, der K-700 losgefahren. Ich startete den Dienstwagen, „nämlich?“

„Na, ein Freund von mir macht sich den Spaß, Strafzettel zu

sammeln. Also nur so die kleinen, immer über ein paar Mark. Und wenn er dann die Zahlungsaufforderung bekommt, überweist er immer so fünf Mark mehr. Wir wissen nämlich von einer Bekannten“, lachte er, „dass der Amtsaufwand in der Verkehrsbehörde mindestens das dreifache beträgt.“

Ich schüttelte grinsend den Kopf.

„Wir kriegen den Staat auch noch kaputt“, war Micha sich sicher und freute sich.

Wir rollten inzwischen auf den Parkplatz des Supermarktes. Nebenan war ein Metzger. Da ich davon ausging, dass wir außer dem Rinderfilet alles in der Kühlabteilung des Supermarktes bekommen würden, gingen wir erst zum Schlachter, um das von Jan gewünschte Filetstück zu besorgen. In der Metzgerei staunte ich über einen Fernseher, der am Rand der Theke aufgebaut war und mit einem großen Schild als „Hackfleisch-TV“ gekennzeichnet war. Glücklicherweise liefen keine blutigen Splatter-Filme, sondern es wurden nur gut gelaunte Rinder seltener Rassen gezeigt, die auffallend glücklich auf irgendwelchen französischen Hochwiesen flanierten und nur wenig mit den hier eng eingestallten Holstein-Frisian gemein haben.

Die Bedienung hinter der Theke stellte sich unerwartet blöde an (nein, ich war an der Reihe, ja, Sie können mir helfen, ich möchte von dem Filet da, nein, von dem da, nein, kein Steak, sondern Filet, genau, ja, ungefähr soviel, nein, ich möchte keine halbe Kuh, ich möchte soviel, nein, das ist zu wenig, nein, ich möchte nichts mehr, danke, Sie mich auch), so dass wir unerwartet viel Zeit in dem gelb gekachelten Bau verbrachten. Anschließend brachte ich das Filet zum Auto, während Micha einen Einkaufswagen holte. Direkt neben dem Supermarkteingang stand eine überdimensionale Erdbeere, in die ein breites Verkaufsfenster und zwei seitlichen Türen eingeschnitten waren. Die Auslage war überfüllt mit zahllosen Schalen voller kleiner Sammelnussfrüchte. Micha wartete vor der großen Erdbeere, lehnte sich mit überkreuzten Armen auf den Einkaufswagen und lachte wiehernd. Als ich bei ihm ankam und mich wunderte, wies er nur auf die Schilder, die an dem Verkaufs-

stand aufgestellt waren.

„Ärd-bä-ren!“, amüsierte er sich, „Hat man so was schon gesehen?“ Ich grinste und verneinte wortlos.

Die Verkäufern, offenbar direkt vom Feld hierhin abgestellt, wusste sofort, worum es ging, „iest das von Tschef. Hat das Tschef geschribbän“, und freute sich nicht weniger als der lachende Hüne.

Micha erwiderte prustend: „Ja, aber dann sollte er auch so konsequent sein und Ärd-bä-rään schreiben“, mit Betonung auf der letzten Silbe des fraglichen Wortes.

Lachend schoben wir ab, hinein in die kapitalistische Ausgeburt der Vorhölle des Konsums, hinein in den Supermarkt.

*

Ich weiß nicht, warum es so ist, aber deutsche Supermärkte sind auf eine ganz eigentümliche Art überfüllt, wie ich es in einem Supermarché oder einem Tesco nie beobachten konnte. Mit Gehwagen bewaffnete Rentner, Väter, die für ihre Familie das erste Mal in ihrem Leben überhaupt einkaufen, und Mütter, die ihre zweiunddreißig Kinder in alle Gänge gleichzeitig ausschwärmen lassen, verstopfen ganze Läden. Diese deutsche Auffälligkeit ist völlig unabhängig von der Uhrzeit, von den Jahreszeiten oder sogar von Schulferien, und man wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit noch gängeblockierende Einkaufswagen und supersonderangebotplündernde Rentner antreffen, wenn man in diesem Land morgens um zwei Uhr einkaufen gehen können wird.

Micha wusste, dass der Markt einen Säulengrill im Angebot hatte. Zielstrebig schob er den Einkaufswagen Model Wanzl zu den im hinteren Mittelbereich aufgebauten Zusatzangeboten.

„Schau mal den hier“, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf einen Karton, der fast größer war als Jan, „das ist ein Edelstahl-

säulengrill.“ Flüsternd las er: „chrombeschichteter Grillrost, hm, mit Windschutz, das ist gut, bei uns im Garten ziehts fast immer.“ Jetzt war er sich sicher, „den nehm ich!“, und packte den Karton in den Wagen, der damit fast gefüllt war.

„Ich nehm hier gleich mal einen Sack Holzkohle“, ergänzte ich und warf einen schwarz gefüllten Papiersack dazu, dann stratzten wir zur Kühltheke. Wortlos warf ich auch ein kleines Paket mit Plastikbesteck in den Einkaufswagen, Papierteller hatten wir zum Glück noch auf der Ausgrabung. Da sollten sie eigentlich zur besseren Kennzeichnung von Pfostengruben dienen, falls wir einen Hausbefund entdeckt und fotografiert hätten. Ein Haus hatten wir aber nicht gefunden und so wurden die Teller doch noch sinnvoll verwendet.

„So, was sollten wir mitbringen“, brabbelte ich, während ich die Einkaufsliste aus meiner Jackentasche kramte, „das sind Würstchen, da können wir die hier nehmen – Wernher und Dieter wollten marinierte Koteletts, wo haben sie die denn hier?“

„Hier drüben“, sagte Micha, „hier gibt’s auch Schweinenackensteaks für Hans.“

„Da kannste mir auch mal eins einpacken.“

„Das sind sowieso immer zwei – schau mal hier! Steak-Lutscher!“ Micha wieherte durch den ganzen Markt, „Kuh am Stiel, das ist gut, das nehm ich!“

„War es das? Ich glaub, dann können wir zur Getränkeabteilung.“

Micha, jetzt ganz Lord Jim, führte das mit einem kartonierten Edelstahl-Schornstein versehene Ladenschiff durch die verwinkelten Arme des bunten Einkaufsdschungels, der die für mich so seltenen „Kauf Ost!“-Blüten trieb. Wir gelangten an die Versorgungsstation, die Hopfen- und Zuckerprodukte bereithielt. Micha packte ein normales Sixpack ein, irgendein ostdeutsches Bier. Ich griff dazu mehrere Flaschen eines alkoholfreien Bieres für Wernher und mich. Jan nahmen wir eine Cola mit. Dann suchte ich noch ein Glas Ost-Senf und wir trollten uns zur Kasse.

Vor uns stand eine der obligatorischen Rentnerinnen aus dem

Deutschen Pfennigsammelklub, die ihre wertvolle Sammlung spazieren führte. Als sie die beiden Doppelkornflaschen, die sie zu erstehen wünschte, aus ihren Buntmetallvorräten bezahlte, merkte ich aus dem Augenwinkel, dass Micha mit durchdringendem Blick einen jungen Mann fixierte, der vor der Rentnerin seine Sachen einpackte. Der Mann hatte sehr kurze Haare, allerdings keine Glatze, und lief bald mit einer gefüllten Plastiktüte los, die er mit beiden Armen vor der Brust umklammerte. Vorher war er mir bei den Überraschungseiern aufgefallen, wo er mit einem offensichtlichen Kennergehör hochkonzentriert zahlreiche Schokoladengehäuse durchgeschüttelt hatte, um gefragte Figuren herauszuhören. Als er nun den Supermarkt verließ, lachte Micha einmal verächtlich auf.

Ich fragte: „Kennst Du den?“

„Kennen? Das kann man wohl sagen“, er verdrehte die Augen und sagte in meine Richtung, „erzähl ich dir aber gleich draußen.“

Die Kuh von einer Kassiererin bewunderte derweil die Münzsammlung der Oma und betüddelte jedes einzelne Geldstück auf ihrer Handfläche wie eine Hexe, die gerade die Warzen in jemandes Hand bespricht. Endlich war der Doppelkorn verhandelt, so dass uns die Möglichkeit eingeräumt wurde, die Grundausstattung Grillen zu erwerben.

„Eyschendlisch is schön Lodnschlüss“, mokierte die Kassiererin sich breit, „oba do will isch mo gulánt seyn.“ Micha und ich sahen uns kurz an, vermieden es, eine Grimasse zu schneiden und schwiegen beredt.

Sie rechnete den Grill ab und schob die kleineren Produkte über das Band, während sie die Preise in die Kasse tippte. Ich räumte die Sachen ein, denn Micha sollte wegen des Grills insgesamt in Vorlage gehen und Grillgut und Getränke später von mir bezahlt bekommen.

Als wir aus dem Laden wollten, war eine andere Kassiererin bereits damit beschäftigt, die Ladentüren zu schließen und ein Gitterrollo herunterzulassen, ließ uns jedoch mit einem gurgelnd geschnauzten „Nu oba fix!“ aus dem Laden.

Draußen sah ich, dass der Kurzhaarige gerade den Kofferraum seines eindeutig übertunten Wagens schloss und zur Fahrertür taperte. Wieder fragte ich: „Wer ist das denn da hinten jetzt?“

„Hähä, das war mal der Obernazi im Nachbarkreis. Hat sich da aber bis auf die Knochen blamiert. Die Mutter von einem Schulfreund von mir arbeitet da in einer Videothek. Und in der Pornoabteilung sind da ständig die Hüllen geklaut worden.“

Ich glaubte zu verstehen, „ach, und das war er?“ Inzwischen packten wir die Sachen in unseren Wagen.

„Nee, nee“, verneinte Micha und lachte erstaunlich leise, „die haben den Täter nie erwischt, das kommt noch besser! Weil sie da nie einen ertappen konnten, haben sie heimlich eine Kamera installiert. Na, und da haben sie dann eines Tages aufgenommen, wie sich der Arsch da drüben vor den Regalen einen runterholt.“

Ich schaute verdutzt, Micha wurde ernst und versicherte, „Ja, wirklich! Mein Freund hat das Video von seiner Mutter bekommen, ein paar Kopien davon gemacht und im ganzen Landkreis verteilt. Der Idiot war so lächerlich gemacht worden, dass der da glatt wegziehen musste.“ Er lachte, jetzt wieder laut.

„Und jetzt ist er hier angekommen“, ergänzte ich, während wir in den Wagen einstiegen.

„Genau. Und die Glatzen hier sind schon doof genug. Einer von denen“, jetzt kam er in Tratsch- und Palaverlaune, „wohnt eine Querstraße weiter von mir, der wollte sich selber auf die Stirn , S K I N S ‘ tätowieren. Leider“, jetzt ähnelte Michas Zwischenlachen wieder dem Wiehern eines Pferdes, „hat er das vor einem Spiegel gemacht und nicht dran gedacht, dass er das verkehrtrum machen muss! Der läuft jetzt den Rest seines Lebens als , S N I K S ‘ herum!“

Bildhaft stellte ich mir die Stirn des Idioten vor und wunderte mich über die Untiefen ostdeutschen Landlebens. Dann fuhren wir los. An der Ausfahrt des Supermarktparkplatzes gewährte Micha mir mit einem „rechts ist grün“ freie Fahrt und wir gelang-

ten bald über die Kreuzung zum Bahnübergang, der wie üblich geschlossen war.

*

Auf der Grabung packten wir die Sachen aus und wollten direkt den Grill zusammenbauen, mussten aber feststellen, dass dafür Werkzeug erforderlich war. Glücklicherweise hatte Hans auch diesmal seinen Werkzeugkasten dabei, daher verzögerte sich der Aufbau kaum.

Zwischenzeitlich stolperte Jan von der Grabungsfläche zu uns: „Seid ihr bald fertig? Ist ja schon dreiviertel Zwölf! Das Grillen dauert gleich ja schließlich auch noch."

Unwillkürlich blickte ich auf die Uhr, die abgekürzte Zeitansage erschloss sich mir damals noch nicht. Ich sagte: „Viertel vor, stimmt", und Jan erwiderte: „Viertel vor was? Was ist das denn für ein Quatsch? Dreiviertel heißt das. Wenn Du einen Kuchen fast aufgegessen hast, sagst du ja auch nicht, der Kuchen ist viertel vor." Jan ging weg. Er schüttelte den Kopf, ich auch. Micha schwieg und schraubte weiter an der Edelstahlsäule. Irgendwann war es dann soweit, Grillrost und Windschutz waren installiert. Der stolze Grillbesitzer erklärte sich feierlich zum Koch und schüttete die Kohle in seinen neuesten Schatz. Mit leeren Fundzetteln entfachte er auf ihnen ein Feuer, das die schwarz gemeilerten Hölzer zum Glühen bringen sollte. Weißlicher Rauch züngelte am Werkzeugcontainer vorbei in den blauen Himmel. Bald fächerwedelte Micha mit einem steifbogigen Pappteller und versorgte die noch kleine Glut mit frischer Luft.

Schon begannen wir, die ersten Würstchen auf das jungfräuliche Gitter zu legen, als Sylvia sich aus dem Bauwagen zu uns gesellte.

„Na, habt ihr alles gekriegt?"

„Denke schon", beschied ich kurz.

„Ja, heute kriegt man ja alles", erwiderte sie nachdenklich, „frü-

her war das viel einfacher. Da gab es zwar fast nüscht, aber man wusste wenigstens, was man kaufen kann. Heute stehe ich bei Liddel immer vor den Regalen und hab keine Ahnung, was ich mitnehmen soll.“ Stumm schaute ich sie an und sie schilderte weiter, „da ist ja alles immer so bunt und es gibt von allem hundert Sorten. Und man weiß nie, kauf ich jetzt das richtige oder ist das doch nicht gut?“

Ich erinnerte mich an die Wendezeit-Beschwerden, die mir ein Bekannter von seinen Kindern erzählt hatte. Ohne jedes Verständnis für die historischen Dimension des Unterganges des vorgeblichen Arbeiter-und-Bauern-Regimes mokierten sie sich alleine darüber, dass plötzlich die Regale ihres westdeutschen Wohlstandssupermarktes leer und ausgeräumt waren. Sie bekamen ihren gewohnten Zucker-Schoko-Frühstücksmüll nicht mehr vorgesetzt, weil nun ihre ostdeutschen Brüder und Schwestern eine Zeit lang vorrangig versorgt wurden. Die Konzerne hatten eben ein paar Monate Gefallen daran gefunden, West-Konsumenten vorzuführen, wie es jahrzehntelang in Ost-Geschäften abgelaufen war, indem sie ganze Produktchargen direkt über die Grenze karrten. Das war echte Solidarität. Oder Kapitalismus, wenn man schlicht den damaligen Grad der Nachfrage beiderseits der Grenze miteinander vergleicht.

Dann grinste Sylvia plötzlich und lächelte über Michas Baseballmütze: „Weißte Micha, wenn du nivellierst, drehst du die Kappe auch immer nach hinten.“ Mit ihren Händen zeigte sie kurz an ihrer Kappe, was sie meinte, ohne sie richtig zu drehen, weil ihr Zopf hinten heraushing. Micha sah sie an und nickte in die Sonne. „Wenn du dann am Nivellier stehst, denn siehste immer aus, als ob du einen Film drehst.“ Jetzt machte sie kurbelnde Bewegungen in der Luft, „weißte, so wie früher, die Kameramänner.“

Micha machte ein hocherfreute Gesicht, „soll ich dir mal einen von meinen Filmen vorführen?“, aber Sylvia winkte grinsend ab. Inzwischen hatten wir auch einen Teil des Fleisches auf den Grill gelegt. Micha öffnete das erste Bier, das er zunächst natürlich nicht zu trinken gedachte, sondern auf dem Grill zur geschmackli-

chen Unterstützung verwendete. Bald kam Jan mit den anderen an und fragte: „Mein Filet habt ihr auch schon draufgelegt?“ Eine Beantwortung erübrigte sich jedoch, weil er im Fragen gesehen hatte, dass es brutzelte.

Wernher ermahnte den kleinen noch einmal: „Da musste aba scheen uffpassen, dit dit nich trockn wird!“

Sylvia holte aus dem Kofferraum von Han’s Wagen noch ein paar Grillsaucen, die sie mitgebracht hatte und ein Paket Toast. Stefan ging währenddessen zu seinem Pick-up und wurstelte sich aus einer Kühltasche eine bereits ausgenommene Forelle, mit der er dann zu uns kam.

„Hier, hack selba jeanglt. Jrad jestern erss!“, verkündete er stolz und quetschte seine Forelle auf den Rost.

Hans staunte: „Ihr trinkt ja schon das erste Bier?“ Aber Micha winkte ab: „Nee, das ist doch nur das Grillbier!“

„Was für’n Bier habt ihr uns denn mitgebracht?“, wollte Dieter nun wissen und auch Stefan wurde neugierig: „Radeberjer? Hättetta ma lieba’n anständijet West-Pils jeholt!“

Das erboste Hans: „Dabei schmeckt Radeberger doch schon längst wie’n West-Pils, früher, ja, da war das gut, da haben se sich vorm Jahresende vorm H-O noch ums Bier geprügelt.“

„Daran kann ick mir ooch noch erinnern“, träumte Wernher, „und damals hat et ja ooch noch jeschmeckt, nich wahr Hans?“

Längst hatten sich alle in einem Kreis um den Grill verteilt mit gebührendem Abstand zu den Bierdampfschwaden, die Micha regelmäßig durch das Nachmarinieren erzeugte. Im Gesicht des einen oder anderen sah man zuweilen prüfende Blicke, ob sich nicht vielleicht der Wind drehte. Inzwischen hatten sich alle Biertrinker eine Patrone genommen und geöffnet. Ab und zu saugten sie an dem runden Blech.

„Kuckt mal, ein Storch“, Sylvia lenkte alle Blicke zum Himmel, „so was gibt’s im Westen gar nicht mehr.“ Ich setzte ein sehr verdutztes Gesicht auf, da erklärte sie schon, „na im Westen ist doch nur Industrie und alles voller Straßen. So was wie Natur gibt’s da doch gar nicht mehr.“

Ich bemerkte lapidar: „Mal davon abgesehen, dass im Westen gerade alte Industriegebiete in den letzten zehn, fünfzehn Jahren sehr grün geworden sind, möchte ich dezent an Bitterfeld erinnern.“

„Das ist ja nur ein Extrembeispiel. Dafür haben wir nicht so viele Autobahnen, sondern viel mehr Natur. Und Störche oder Frösche, das gibt’s bei euch doch gar nicht mehr.“

„Natürlich, ich hab ja als Kind immer Frösche und Molche gefangen.“

„Ja, du weißt doch, wie ich das meine“, beschwichtigte sie, „Anwesende sind schließlich ausgenommen, du bist ja sowieso nicht wie die anderen Wessis.“

„Bist du denn schon mal dagewesen?“, fragte ich Sylvia, „Also im Westen?“

Sie schüttelte den Kopf, Hans erhob aber für sie den Zeigefinger und meinte: „Ich bin schon mal in Braunschweig gewesen, da habe ich Sperrmüll verkauft. Und was ich da vom Westen gesehen habe, reicht mir, das brauch ich nicht noch mal.“

„Naja, Braunschweig dürfte kaum typisch für den ganzen Westen sein“, merkte ich an und lenkte meine Aufmerksamkeit auf Stefan, der Dieter inzwischen mit Anglerlatein unterhielt.

„... sooo jroß war der, son richtijen Kawennsmann“, Stefan riss seine Arme so weit auseinander, wie er es nur vermochte, „aba denn war da uff eenmal sonn komischet Jeräusch.“ Der Baggerfahrer stimmte ein sehr dumpfes huu-huu an, „det wa in de Büsche drinn. Da ham wa uns so erschreckt! Mein Kumpel hat sojar seine Angel da liejn lassn“, er lachte, „weil er dachte, det da wer erdosselt wird, oda sojar schon tot is. Ick hab mir mehr Sorjen jemacht, det det die Aufsicht is, un wa hattn doch keene Papiere nischt, also sinn wa losjefarn.“

Auch Jan hörte aufmerksam zu und vermutete hinter dem Geräusch: „Das war doch bestimmt ’ne Kuh, die in den See gefallen ist, oder?“

Aber der kopfschüttelnde Dieter wusste mehr: „Du hast gesagt, das war hier am Pleuner See?“, Stefan nickte, „dann war das’ne

Rohrdommel.“

„’ne Rohrdommel?“ Der Baggerfahrer staunte, „Det Jeräusch soll’n Vojel jewesn sein?“

„Ja natürlich!“, beharrte Dieter mit seiner kindlichen Überzeugung, „Die Rohrdommel nennt man deswegen doch auch Moorochse. Oder – na, wie noch – genau: Wasserochse. Außerdem kenne ich den See, da fahr ich immer mit meiner Frau hin.“ Die Augen des Seemanns nahmen wieder ihre fröhliche Faltenstellung ein, „die schimpft dann immer. Wenn wir da hinfahren“, imitierte er die Stimme seiner besseren Hälfte, „denn will ich mich auch in die Sonne legen. Du gehst doch immer nur am Ufer spazieren und sammelst Flint.“

„Ist da ein Fundplatz?“, fragte ich.

„Ja, natürlich. Mesolithikum. Ich sammel da schon seit Jahren. Weißt du, ich merk das schon beim Drüberlaufen“, mit seinen Händen versuchte er mir bildhaft die Bewegung seiner Füße nachzuahmen, „wenn ich auf geschlagenen Flint trete. Der hört sich anders an, als irgendwelche Rohlinge oder natürlicher Bruch. Das ist ein viel helleres Geräusch, wenn der geschlagen ist.“ Er hielt die Hand ans Ohr, als ob er dem Klang eines imaginären Flintfundes lauschen wollte.

Micha nahm inzwischen die ersten Sachen vom Grill und verteilte sie an die Leute. Stefans Fisch musste noch länger brutzeln und Jan bestand darauf, dass sein Filet durchgebraten wird. Rind müsse gut durch, wusste er uns zu belehren. Nachdem die meisten zuvor noch gestanden und sich bestenfalls an Container und Bauwagen angelehnt hatten, suchte sich spätestens jetzt zum Essen jeder irgendein Plätzchen, auf das er sich setzen konnte. Drei Leute nutzten die Anhängergabel, andere nutzten stabile Eimer, ich machte es mir in einer hochgekippten Schubkarre bequem. Sylvia lachte darüber, aber ich erklärte fröhlich: „Das ist besser als der Sessel, den ich zuhause habe.“

Micha fragte den Baggerfahrer: „Willst du nicht doch ’ne Wurst?“

Doch Stefan verweigerte: „Mit Semf? Ick ess doch keene Wurst,

die keene Körriwurst nich is! Wenn dann ess ick nur 'ne Bärlina Körriwurst." Er grinste.

„Ja, die Berliner Variante. Einer der beiden Currywurstpole."

„Wat heißt'enn eena? De Körriwurst kommt aus Bärlin! Die hat die Heuwa nachm Kriech am Stutti erfundn!"

„Dann bist du also ein Vertreter der Theorie einer Berliner Currywurst-Genese?" Der Hell's Angel blickte mich rätselnd an. Er hatte gehört, was ich gesagt habe, aber kein Wort verstanden. Micha knabberte inzwischen an seinem Steak-Lutscher herum und betrachtete unser Wurstduell. „Ich weiß, dass es in Gelsenkirchen schon genauso lange Currywürste gibt, deshalb denk ich, dass die etwa gleichzeitig an mehreren Orten entstanden ist. Angeblich gibt's ja sogar Hamburger, die die Erfindung für sich reklamieren."

Da war Stefan mit mir einer Meinung: „In Hamburg? Ja, det is nu totala Quatsch!" Er wischte die Idee beiseite und lobte anerkennend: „Nee, eure Ruhrpottwurst is zwar janz anndas, aba wenichstens is det 'ne Körriwurst!" Wir grinsten uns entspannt an.

Während der Toast reihum durchgereicht wurde, lachte Wernher plötzlich verschmitzt auf: „Ha'ck euch eijentlich schon ma vom dem Jrabungsleiter erzählt, der 'ne Kuh nich vom Pferd unterscheiden konnte?"

Gleichzeitig folgte das Senfglas dem Toast und wieder bediente sich jeder der Reihe nach. Auf Wernhers Frage schüttelten alle den Kopf, die ersten begannen zu kauen.

„Na, det war so. Wir hattn sonn Befund ausjejrabn, da war sonn Tierschädel drin. Denn kam die Presse und der Jrabungsleiter erzählte denen wat vom Pferd. Aba im Wortsinne." Wernher grinste. „Als die Presse weg war – vorher ha'ck natürlich det Maul jehaltn, wollt den ja nich blamiern! – da ha'ck den zur Seite jenomm un ihm jesacht, Mensch, pass ma uff, det kann doch keen Pferd nich sein. Kiek ma, det hat doch Hörner! – Da schüttelt der den Kopp, neinnein, das ist ein Pferd. – Un ick wieda, ja denn kiek doch hin, hier, siehste die Hörner nich? Aber der wollt det partu nich wahrham. Der hat det nich zujejebn." Wernhers Gesicht

glich wieder dem eines satten Katers, der gut gelaunt auf seiner Veranda liegt.

Sylvia staunte: „Aber der muss doch auch studiert haben?“

„Das muss gar nichts heißen“, wusste ich einzuwerfen, „was meinst du, wie viele Leute an der Uni erst so richtig verblöden?“ Mit einem Gedanken an Senff ergänzte ich, „und wie viele kommen schon total blöde an!“

Schließlich richtete sich die Besetzung von Ämtern noch nie in der Menschheitsgeschichte nach den Fähigkeiten und Talenten des ausgewählten Kandidaten. Unwichtige Faktoren gaben wesentlich häufiger den Ausschlag, als sich so mancher träumen lässt. Wahrscheinlich sind hierin die Gründe dafür zu finden, warum der Anteil der Hohlköpfe und Begriffsstutzigen ausgerechnet bei Wissenschaftlern am höchsten ist, obwohl sie stets von sich glauben, überlegenes Wissen angehäuft zu haben. Entsprechend hoch ist besonders an Universitäten die Wahrscheinlichkeit, solche Leute zu treffen und kennenzulernen. Sie selbst sehen sich natürlich als Verdauungsorgan der geistigen Nahrung. In Wirklichkeit sind sie nicht mehr als ein offenes Magengeschwür. Und genau an dieser Fehleinschätzung wird die Demokratie dieser Pseudo-Eliten eines Tages zugrunde gehen.

Ich weiß nicht, wie Micha es merken konnte, aber er ahnte, dass ich an Senff dachte. Vielleicht habe ich einfach zu lange auf das Senfglas gestarrt.

„Du meinst unsern Maxim? Hm?“ Ich nickte wortlos und biss mit zusammengenkniffenen Augen in meine Bratwurst.

Micha begann verbittert zu plaudern: „Na, was das Fach angeht, ist er auf jeden Fall ein Idiot und menschlich sowieso. Das wissen wir ja alle. Aber es gelingt ihm zumindest, aus Verhandlungen das beste herauszuholen. Wusstest Du“, er zeigte mit der besenften Wurst auf mich, „dass der hier in der Nähe ein Ferienhaus hat?“ Ich schüttelte den Kopf. „Eigentlich nur so’n Altbau, günstig gekauft, wahrscheinlich für zehn Riesen oder so. Sieht aber inzwischen aus wie aus dem Ei gepellt.“ Die anderen schwiegen betreten, es schien, dass der Baggerfahrer und ich die einzigen waren,

die die folgende Geschichte nicht kannten. „Und weißt Du, wann das renoviert wurde? Und von wem?“ Wieder musste ich gestisch verneinen. „Kurz nachdem zwei Grabungen an Autobahnbrücken eingestellt wurden, die nach Voruntersuchungen beste Ergebnisse gebracht hatten und bei denen die meisten von uns bereits angefangen hatten zu arbeiten. Und sein Häuschen wurde nach Abbruch der Grabungen ganz zufällig von derselben Firma renoviert, die die Brücken gebaut hat. Immer am Wochenende.“ Sogar Wernher blieb ruhig, wie ich verwundert feststellte. Wenn er noch Senffs Büttel war, konnte es nicht lange dauern, und der Abteilungsleiter der Sonderprojekte würde erfahren, was über ihn geredet wurde. Inzwischen muss ich davon ausgehen, dass Wernher bereits während meiner Grabung längst nicht mehr in dieser Hinsicht für Senff arbeitete.

Ein Wartburg fuhr auf das Grabungsgelände. Langsam röhrte er an den Container und die Bauwagen heran, alle schauten mampfend in seine Richtung. Aus dem Auto stieg ein typischer Bauer mit einer gefütterten Cordweste und einem fleckigen Manchesterhut. Er kam zu uns und ich sah, dass er in den Händen ein kleines Etwas trug.

„Mahlzeit! Sacht ma, wer is denn der Chef hier?“

Dieter wies auf mich und ergänzte grinsend, „Der hier. Mit der komischen Brille.“

Der Bauer wunderte sich überhaupt nicht darüber, dass wir grillten, und stiefelte bedächtig zu mir. Ich erhob mich aus meiner Schubkarre.

„Mir gehört ja der Hof da hinten“, zeigte er und sprach langsam, „da hab ich jeden Tach gesehn, dass ihr hier arbeitet. Da hat meine Frau gesacht, geh doch ma zu den Geologen da hin und zeich den’ unsern Stein. Der is ma bei der LPG auf’m Acker runtergekomm. Da hab ich den gefunden. Die solln sich den ma ankuckn, sacht’se. Nich dass das hier von so Außerirdischen is. Oder so radiotisch. Hier. Kuck dir das man an.“ Er hielt mir einen grauen Klops unter die Nase. „Is das n Meteorit?“

Ich hatte mein Steak gegessen und legte den leeren Pappteller

zur Seite, um die Hände frei zu haben. Dann nahm ich ihm den kleinen kugeligen Stein ab und sah auf dem ersten Blick, um was es sich handelte.

„Nee, das ist kein Meteorit. Das ist ein versteinerter Seeigel. Hier schauen Sie mal“, zeigte ich mit dem Zeigefinger, „hier sehen Sie die Stachelansätze.“

„Also nich aus dem All?“, fragte der Bauer zweifelnd.

„Ganz bestimmt nicht“, versicherte ich.

„Na, hoffentlich glaubt’se mir das“, er zögerte einen Moment, die anderen blieben stumm, waren aber merklich erheitert, dann entschied er sich wieder zu gehen, „ja, dann Mahlzeit, ich muss jetzt auch zum Essen.“

Er saß kaum in seinem Auto, da blödelte Micha schon herum, „Hättest ihm für seine Alte ja wenigstens mal ein schriftliches Gutachten ausstellen können“, und alle lachten, während der Wartburg des Bauers rückwärts vom Acker sprotzte.

„Jaja, die Bauern“, meinte Wernher, „die leiden hier ooch richtich unter den Jrabungen.“

„Na, wie man’s nimmt“, erwiderte ich, als ich mich wieder in die Schubkarre setzte, „normalerweise kassieren die doch doppelt und dreifach.“

Wernher blickte mich fragend an und ich erklärte: „Die kriegen doch nicht nur die Entschädigung, die mehr beträgt, als sie mit der Ernte je verdient hätten, sondern holen auch dann noch das letzte raus. Ich hab mal auf ’nem Kartoffelacker gegraben, da kam der Bauer regelmäßig mit der ganzen Familie an und hat die ganzen Kartoffeln, die wir ausgebaggert haben, eingesammelt und an der Straße verkauft, obwohl die noch die fette Entschädigung kassiert haben.“

„Man darf de Lebensmittel aber doch ooch nich verkomm’ lassn“, ermahnte Wernher.

„Natürlich nicht – aber wenn sie Teile der Ernte noch retten, sollen sie auch keine übertriebene Entschädigung verlangen. Die zahlen wir schließlich alle über Steuern.“

„So jesehen haste recht“, stimmte Wernher mir zu und Hans

pampte: „Den Bauern ging es doch immer gut. Die haben doch auch nach dem Krieg das ganze Silberbesteck von meiner Mutter und meinen Großeltern kassiert, nur damit wir was zu beißen hatten!“

„Meene Forelle muss doch bald fertig sein“, meinte Stefan und nahm sich seine Forelle vom Grill.

„Na, und mein Filet ist bestimmt auch langsam fertig.“ Jan schritt zum Grill und warf sich das braungebrannte Fleischstück auf seinen Pappteller. Er stolzierte zu seinem Platz zurück wie ein junger Hund mit seinem Lieblingsspielzeug und operierte und meißelte sich durch die Muskelfasern.

„Das ist ja total hart!“, beschwerte er sich nach dem ersten Probestück, „was habt ihr denn damit auf dem Grill gemacht?“

Wernher schmunzelte nur „Ha’ck dir det nich jesacht?“

Jan reagierte nicht darauf, sondern sprach mit sich selbst: „Ich muss erstmal was trinken, das ist mir zu trocken.“

Plötzlich rumpelte Wielands verbeulter Dienstwagen über der Landstraße. Er setzte sehr mutig auf unserem Acker auf und federte bis zu unserer Gruppe. Als Wieland ausstieg, begrüßte Micha ihn: „Ho-ho, immer ruhig mit den jungen Pferden! Möchtest Du ’ne Wurst?“

Wieland sah gehetzt aus, „Was? Nein, danke!“, und lief auf mich zu. „War Senff schon bei euch?“, fragte er dann.

„Nein – wieso?“

„Der sollte doch heute kommen, wir haben gerade ein Körpergrab entdeckt, ein Fürstengrab mit Schwert und gut erhaltenen Holzeimerresten. Warum passiert so was eigentlich immer Freitags mittags?“

Ich erschrak, weil ich sofort wusste, was das bedeutete. Herausragende Funde und Befunde kann man niemals über ein Wochenende unbeobachtet liegen lassen. Es gibt nur drei Möglichkeiten, wie man mit solchen Funden an Wochenenden umgehen kann. Entweder muss man sie wieder zuschütten und sehr gut tarnen, bis man die Untersuchung in der Folgewoche mit der richtigen Muße und dem nötigen Equipement durchführen kann. Leider ist

es keinem Befund besonders zuträglich, wenn man ihn erneut unter Erdmassen begräbt und ein zweites Mal freilegt. Eine andere Möglichkeit wäre, den Befund auf der Stelle auszugraben, was je nach Qualität oft genug überstundenlanges Gekratze und Gepinsel im strömenden Regen unter der Scheinwerferbeleuchtung des amtlichen Wagenparks bedeutete. Die letzte zu nennende Lösung kann ein Wachdienst sein, der in professioneller Form allerdings in den seltensten Fällen finanzierbar ist. Also werden hin und wieder die eigenen Mitarbeiter zu solch unschönen Tätigkeiten genötigt. Ein Bekannter von mir hat beispielsweise einmal eine regendurchnässte Nacht in einem Sommerschlafsack auf einer Kuhwiese neben einer Moorleiche verbracht. Damit die gefräßigen und vor Neugier strotzenden Rinder weder die Mumie noch seinen Schlafsack anknabbern, war er gegen Mitternacht dazu gezwungen gewesen, einen Stacheldrahtzaun zu organisieren und um die provisorische Schlafstätte zu ziehen.

Angesichts der bisherigen Abläufe in diesem Amt war klar, dass wie so oft auch hier Zeit und Geld nicht gepaart auftraten. Und Intelligenz fehlte auf höherer Ebene schließlich sowieso. Daher war ich davon überzeugt, dass Senff alles darangäbe, den Befund in kürzester Zeit zu dokumentieren und auszunehmen.

Wieland blickte panisch, ich versuchte ihn erst einmal zu beruhigen: „Fahr doch mal zur LPG und ruf im Amt an, vielleicht erwischst du ihn noch?“

„Ja, ja, du hast recht, das sollte ich machen“, stammelte er nervös und mit herumirrenden Blick.

„Ich kann ja mal mit ein paar Leuten zu deiner Grabung rüberfahren“, half ich weiter, „wenn das heute noch raus soll, wirst du sowieso noch Verstärkung brauchen.“

„Ja, stimmt“, er drehte sich um, lief zu seinem Wagen, „ich fahr dann schnell zur LPG“, und war wieder genauso schnell vom Acker, wie er gekommen war.

„Jan, Wernher, Dieter? Ihr kommt mit. Micha, du kannst mit Sylvia und Hans erstmal einräumen, wenn ihr die Sachen verstaut habt, könnt ihr nachkommen.“

Die drei Arbeiter nahmen sich aus dem Werkzeugcontainer ein paar Kellen und zwei, drei Eimer mit, stellten sie in den Kofferraum meines Wagens und stiegen ein. Ich kramte währenddessen meine Unterlagen in eine Tasche zusammen und warf sie dazu. Wir waren alle schon sehr gespannt auf das Grab, mussten aber wie üblich an der Bahnschranke halten, bevor wir nach Krützin fahren konnten.

*

Der Weg zu Wielands Grabung führte von einem Feldweg durch eine etwa einen Kilometer lange und sehr enge Schneise, die der Bauer im Rapsfeld freigelassen hatte, damit die Fundstelle erreichbar blieb. Noch bevor wir bei den Bauwagen ankamen, sahen wir, dass Senffs Wagen bereits an den Bauwagen stand.

„Da hätte Wieland nur noch einen Moment warten müssen“, sagte ich wie beiläufig und Wernher bemerkte „Kiek ma an! Der Plankenreiter is ooch da!“ Ich parkte den vom Raps gelb gepuderten Dienstwagen, dann stiegen wir alle aus. Meine Arbeiter begrüßten das Team von Wieland, das bei unserer Ankunft auf der Grabung verteilt herumstand. Sie waren sichtlich nicht beschäftigt, schienen aber nicht bei Senff stehen zu wollen. Als ich zu Senff ging, kamen mir erst Wernher, Dieter und Jan nach, dahinter folgten uns Wielands Arbeiter.

Auf mehrere Meter Entfernung sah ich Senff und Plankenreiter an einem Ende eines großen L-förmigen Schnittes knieen, wo sie andächtig im Dreck mit Kellen herumwühlten.

„Hallo Maxim!“, sagte ich, und: „Hallo Robert!“ Beide schauten kurz auf und erwiderten einen stummen Gruß, dann bastelten sie an dem Grab wieder mit einem Gesichtsausdruck herum, wie ihn dreijährige Kinder haben, wenn sie im Sandkasten Matschkuchen backen oder Sandburgen bauen.

„Wieland war eben bei mir“, erklärte ich, „der hat schon auf dich gewartet. Jetzt ist er wahrscheinlich in der LPG, um dich im Amt anzurufen.“

„Jaja. Jetzt bin ich ja hier.“

Ich kam näher und sah, dass sie dabei waren, einzelne Funde mit den Kellen im Dreck zu fixieren. Maxim wurstelte an den Resten von Eisenringen eines Holzeimers herum, die in Kränzen um den Totenschädel lagen. Robert steckte die verrosteten Reste eines Saxes zwischen den Rippen des Toten fest.

Vorsichtig fragte ich: „Äh, habt ihr das so gefunden?“

„Jaja“, sprang Adlatus Robert sofort ein, „das war nur gerade ein wenig umgekippt.“

„Der Eimer war über dem Kopf?“

„Ja, da wollte jemand seinen Kopf malträtieren.“

„Und der Sax?“, fragte ich noch vorsichtiger mit einem zweifelnden Unterton.

„Der ist damit wie gepfählt worden. Zwischen die Rippen. Genau ins Herz. Wahrscheinlich haben sie ihn für einen Vampir gehalten.“ Ich bin mir sicher, dass mein Gesicht in diesem Moment einen überaus erstaunten Ausdruck angenommen haben muss.

Inzwischen bildeten meine und Wielands Arbeiter mit mir einen Halbkreis um die beiden. Keiner sagte ein Wort. Ich schaute mit großen Augen zu Dolores und den anderen, die ich seit den letzten Wochen zumindest vom Sehen kannte, aber alle blickten mit dem selben fragenden Ausdruck zurück. Die Stimmung war äußerst gedrückt und in der sirrenden Sonne hörte man nur das Kratzen der Kellen und das Klopfen der Hände von Senff und Plankenreiter. Die eigentlich naheliegende Landstraße lag dagegen in auffallender Stille. Am äußersten Rand des Halbkreises stand Wielands Baggerfahrer Frank. Leise fing er an, einen Arbeiter Wielands anzuflüstern: „Wo war ich stehengeblieben? Achja, bei der Western Train. Ja, das ist ein richtiges Wohnmobil, nicht nur son Bulli mit Auflieger. Drinnen habe ich Flugzeugteppich ausgelegt. Top, kann ich nur sagen. Da kannste verschütten, waste willst, da kriste keine Flecken rein!“

Unwillkürlich sah ich in seine Richtung. Obwohl ich es gar nicht beabsichtigt hatte, schien er zu denken, dass es mir lieber wäre, wenn er still bliebe. Schlagartig hielt er inne, schaute mich staunend an und schwieg. Kurz darauf steckte er seine Hände in die Hosentaschen seines Blaumanns und stiefelte langsam zu seinem Bagger, an dem er dann herumbastelte.

Senff und Plankenreiter arbeiteten weiter. Ich kann mich noch erinnern, wie erstaunt ich war, die beiden so hochkonzentriert an den Knochen und Funden herumspachteln zu sehen. Maxim hatte glänzende Augen, er muss auf der Stelle erkannt haben, dass das Grab ein Geschenk war. Es war wie ein großer Lottogewinn vor allem deshalb, weil Wieland nicht da war, um auch nur einen Anteil des Gewinnes einzustreichen. Wielands erfolgloses Warten und seine panische Reaktion, zu mir und dann zur LPG zu fahren, war Senffs Zusatzzahl.

„Können wir euch helfen?“, fragte ich.

„Ihr könnt schon mal die Fotoleiter holen und die Fotosachen bereit machen.“

Senff wollte uns merklich loswerden. Dolores ging mit einem Mitarbeiter zum Container und in den Bauwagen, um die Fotosachen und die Leiter zu holen.

Ab und zu, wenn Senff sich anders hinhockte, oder wenn die schnelle Bewegung seines Armes es zuließ, konnte ich mehr von dem Grab sehen. Es war auf den ersten Blick ein erstaunlich gut konserviertes Körpergrab. Dass in diesem kalkarmen Boden Knochen so gut erhalten waren, war extrem ungewöhnlich. Auf Höhe des Beckens konnte man eine Gürtelschnalle erkennen. Auf den zusammengefallenen Rippen zeichnete sich eine schwarzsilbrige Fibel ab, die kaum vom umgebenden Boden zu unterscheiden war. Das Haupt des Toten ruhte leicht erhöht, daneben stand ein kleiner kumpfförmiger Topf. Obwohl der Topf nur sehr grob mit einem Pinsel gereinigt war, konnte man Rosetten und eingeritzte waagerechte Linien auf seiner Oberfläche gut erkennen. Auf der anderen Seite des Kopfes waren mehrere kleine stark rostige Dreiecke erkennbar. Jan merkte, dass sie mir aufgefallen waren,

und drängelte sich zu mir. Vorsichtig stupste er mich an und flüsterte ausgesprochen leise: „Hier gibt es Pfeilspitzen. Ich hätte so gerne Pfeilspitzen gefunden, warum konnte ich nicht hier graben?“

Ich blickte ihn kurz an und zuckte mit den Schultern. Offenbar meinte er es ernst. Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte, und ließ ihn wortlos stehen. Inzwischen hörten wir leise, wie sich ein Wagen durch die Schneise im Rapsfeld arbeitete. Wieland kam zurück.

Er fuhr seinen verbeulten Bulli vorsichtig über den Weg auf dem Acker und gelangte zu der Fläche, die für die Wagen der Mitarbeiter und die Bauwagen freigelassen war. Er musste längst gesehen haben, dass Senff bereits auf der Grabung war, obwohl es für ihn kaum erkennbar gewesen sein konnte, womit sich der Leiter der Sonderprojekte gerade beschäftigte. Dennoch stieg Wieland ungewöhnlich ruhig aus seinem Wagen. Ich weiß noch, dass ich mich wunderte, dass er sich gemächlich über den Fahrersitz beugte und einen Moment im Fußraum des Beifahrers kramte. Dann schloss er lahm die Tür und kam gemessenen Schrittes zu uns hinüber. Ich war überrascht, dass er jetzt, wo Senff seinen Befund im Wortsinne bearbeitete, plötzlich so gelassen war. Dabei kannte er Senff einfach nur besser als ich. Ihm muss längst bewusst gewesen sein, dass er das Grab nicht retten konnte, wenn Maxim die Gelegenheit dazu gegeben wurde, es alleine „auszugraben“. Er wirkte nicht einmal mehr überrascht, dass Plankenreiter mitgekommen war. Dabei verließ Senffs Adlatus das Amt damals nur selten. Ausgerechnet an diesem Tag war er mitgekommen, als Wieland die wichtigste Entdeckung seines Lebens gemacht hatte.

Wieland wirkte lethargisch. Ich ahnte es nur, er muss bereits gewusst haben, dass nichts mehr zu verhindern war. Hätte er sich in diesem Moment beklagt, wäre er nicht allein den Befund, sondern darüber hinaus auch die Stelle los gewesen. Für die Restzeit seines Vertrages wäre er wahrscheinlich per Dienstbefehl zu einem Änderungsvertrag gezwungen worden und hätte damit in der hinterletzten Ecke besonders unbefriedigende Arbeiten ausführen dür-

fen. Aber er hätte keine Verlängerung mehr bekommen.

Als Wieland bei uns ankam, blieb auch er im Halbkreis stehen. Er verschränkte die Arme und lehnte sich schweigend vor, um ab und an einen Blick auf das Grab zu erhaschen. Er wagte es selbst kaum, an Senff heranzutreten. Heute glaube ich, dass sich sein ängstlicher Respekt Senff gegenüber mit purer Resignation vermischte. Plötzlich ergriff er kurz das Wort.

„Ich hab schon auf dich gewartet“, funkte er Senff an. „Ich war in der LPG, um im Amt anzurufen.“

Senff schwieg und kritzte in vorgebeugter Stellung weiter mit den Maurerwerkzeugen in den sterblichen Überresten herum.

Wieland traute sich zu fragen: „Willst du es heute noch rausholen? Sollen wir uns nicht lieber um eine Bewachung kümmern und es nächste Woche in Ruhe bergen?“

Senff richtete sich auf, sah Wieland in einer Mischung aus Überlegenheit und Zorn an und sagte: „Nein! Das ist nicht drin, das wird heute geborgen.“

Ich weiß nicht, ob Wieland sich noch ernsthafte Hoffnungen gemacht hatte, als er Maxim gefragt hatte, aber er hatte es immerhin geschafft, ihn dazu zu bringen, die Sicht auf das Grab freizugeben. Jetzt konnte er seinen Befund begutachten, und als Maxim sprach, starrte Wieland auch nur auf das Grab. Mit einem Blick hatte der eigentliche Grabungsleiter gesehen, was da vor ihm passierte. Maxim riss das Grab nicht einfach an sich, nein, er zerstörte und verfälschte es. Er manipulierte es, um es noch sensationeller zu machen, bevor er damit im Amt und in der Öffentlichkeit auftrat.

Hinter uns hockte Dolores und knibbelte einzelne Ziffern aus der Fototafel, um im Anschluss die korrekten Daten aufzustecken. Wieland drehte sich von uns und ging zu Dolores. Nur aus den Augenwinkeln sah ich zu, wie beide miteinander still plauderten. Immer wieder zeigte einer der beiden zu dem Grab. Mehrfach wies Dolores auch schulterzuckend auf den Wagen von Senff. Leise atmete ich einmal tief durch und ging dann zu den beiden. Ich wollte wissen, was hier gespielt wird.

„Kannst du mir mal sagen“, fragte ich Wieland gedämpft, als ich

bei beiden hockte, „was hier passiert?“

„Ich weiß es nicht“, flüsterte Wieland, „ich weiß nur, dass das Grab nicht so aussah, als ich losgefahren bin. Dolores hat mir gerade gesagt, dass Senff ausgeflippt ist, als er kam. Der war wohl keine Minute hier, nachdem ich zu dir losgefahren bin. Als er das Grab gesehen hat, hat er alle Leute weggeschickt. Sie sollten dies holen, sie sollten jenes holen. Von einem wollte er einen Eimer Sand, der andere musste die Gloria an dem Bach da hinten füllen. Der wollte alle loswerden, damit er alleine hier wirken kann. Alleine mit Plankenreiter.“

„Sowas ähnliches hab ich mir schon gedacht. Aber das ist doch nicht nur Manipulation, das ist doch sogar Schwachsinn, was der da macht. Schwert zwischen den Rippen. Eimer auf dem Kopf!“ Ich schüttelte den Kopf.

„Natürlich. Wir hatten das Grab zwar noch nicht frei geputzt, aber man konnte sehen, wo die Sachen lagen. Das Schwert war ganz normal an der Seite. Die Eimerreste zeichneten sich neben dem Skelett ab, ganz normal.“

Meine Befürchtung hatte sich also bewahrheitet: „Der spinnt doch. Der macht nicht nur den Befund kaputt und fälscht ihn, der übertreibt auch noch so, dass ihm das keiner abnehmen wird.“

„Ich weiß nichts mehr“, schüttelte Wieland verzweifelt den Kopf, „wahrscheinlich kommt er sogar damit durch.“

12

„Sehr geehrter Herr Direkter, geehrte Damen und Herren, liebe Mitarbeiter und ehrenamtliche Bodendenkmalpfleger. Ich möchte Sie alle heute zu dieser kleinen Weihnachtsfeier begrüßen, zu der wir in der ehemaligen Kapelle unseres Amtsgebäudes zusammengekommen sind. Wie alle wissen, war es ein aufregendes Jahr. Es war ein aufregendes Jahr vor allem für mich, nachdem ich den Vampir von Krützin entdeckt und ausgegraben

habe. Selbstverständlich – und das wissen alle – war es nicht nur mein Verdienst, diesen Jahrhundertfund ausfindig gemacht zu haben. Daher möchte ich diese Gelegenheit nutzen, mich für die durchaus kompetente Assistenz von Herrn Kellerman bedanken, der mir die Arbeitskraft seines Grabungsteams auf Wunsch zur Verfügung stellte. Die Presse, die der Bodendenkmalpflege oft nicht wohlgesonnen ist, wie jeder hier weiß, hat die Entdeckung, die ich für dieses Haus gemacht habe, entsprechend zu würdigen gewusst. Und das geschah nicht zur Unzeit. Es ist wohl niemand hier in der Kapelle, der nicht weiß, wie problematisch die Finanzlage des Landes ist. Und alle haben auf die eine oder andere Weise spüren müssen, dass auch dieses Amt seinen Anteil zur Konsolidierung des maroden Haushaltes beitragen muss, den uns die SED hinterlassen hat. Zum Beispiel war es nicht zu verhindern, einige Abteilungen zusammenzulegen. Deshalb konnten wir natürlich auch nicht alle Bezirksarchäologen und ihre Referate weiter unterhalten. Doch dank meiner Entdeckung des Vampirs war es dem hochverehrten Herrn Direktor zumindest möglich, das Kultusministerium davon zu überzeugen, im Haus mehrere Referatsstellen durch eine neue Generation Archäologen zu besetzen, die – wie der Zufall so spielt – alle die selbe Alma Mater haben wie ich. Die meisten werden die vier schon kennengelernt haben, Herr Plankenreiter zum Beispiel steht da hinten. Robert, zeig Dich mal! Mit diesen neuen Mitarbeitern ist es uns in einer Vielzahl von Fällen wiederholt gelungen, das Beste aus den beschränkten Mitteln herauszuholen, die uns zur Verfügung standen. Schließlich wissen wir alle, dass die Pflege der Denkmäler, die sinnstiftend für Regionen und Länder sind, unbedingt notwendig ist. Da archäologische Denkmäler der Öffentlichkeit deutlich weniger ins Auge fallen, als zum Beispiel Bau- oder Kunstdenkmäler, ist es für mich, und ich glaube, ich spreche auch damit dem werten Herrn Direktor aus der Seele, eine Selbstverständlichkeit, dass die Wertigkeit von Bodendenkmälern höher einzuschätzen ist. Nun habe ich aber genug der Worte gewechselt. Ich möchte kurz erwähnen, dass die Aufgabe, die Weihnachtsstollen zu schneiden, mit Butter zu beschmieren und mit Thüringer Schinken zu belegen, auch dieses Jahr wie-

der Frau Hinkemeier von der Abteilung Kunst übernommen hat. Hiermit ist das Buffet eröffnet.“

Das Jahr, in dem ich das erste und das letzte Mal für dieses Amt gearbeitet hatte, das Senff mittlerweile als stellvertretender Direktor mit leitete, war schnell umgegangen. Die Zuhörer, die sich in der kleinen, ehemaligen Kapelle des Amtsschlösschens drängten, wuselten jetzt in zwei Teilen entweder zu dem Buffet oder zu den Getränken. Ein unglaubliches Sprechwirrwarr setzte ein. Die kirchliche Akustik war nur wenig für Unterhaltungen geeignet, was aber aus irgendeinem Grunde kaum jemanden störte.

Senff hatte es in diesem Jahr geschafft. Nach seinen früheren Trickserein hatte er sich nun in die Forschungsgeschichte geschrieben. Es wussten eben die wenigsten, dass er sich den „Vampir“ nicht nur auf die eigene Fahne geschrieben hatte, sondern ihn erst erschaffen hatte. Und denen, die es wussten, wäre kein Glaube geschenkt worden. Senff hatte aus der Manipulierung des Befundes und seiner Vermarktung den größtmöglichen Gewinn gezogen. Mehrere Wochen lang war in der örtlichen Presse und selbst bei den größeren Landkreiszeitungen täglich irgendetwas über das Grab zu lesen gewesen. Konnte Senff sonst nur wenig, so wusste er doch zumindest auf der Klaviatur der Journalisten zu spielen. Die dafür nötige Gabe hatte er inzwischen bis zur Perfektion entwickelt. Immer gab er nur kleinste Häppchen an Informationen heraus, gerade soviel, dass es interessant genug war, um eine kleine Sensationsmeldung zu drucken. Niemals verriet er aber mehr als unbedingt nötig war, so dass er stets noch weitere Informationen aus der Restaurierung oder der Literatur in der Hinterhand hatte, die er am nächsten Tag oder in der Folgewoche ausspielen konnte. Nur selten musste auch einmal größeres Geschütz aufgefahren werden, dann schafften es „seine“ Funde aber auch schon bis in die bundesweiten Presseagenturen.

Neben mir hörte ich ein „Die hat ’nen ganz komplizierten Bruch, acht Wochen im Krankenhaus, sag ich dir!“ Dann sah ich Wieland. Er stand an eine der niedrigen eckigen Säulen gelehnt und hielt gelangweilt ein Sektglas in der Hand. Er trank an diesem

Abend nur Orangensaft, weil er noch fahren musste. Stier und niedergeschlagen blickte er vor sich. Als hätte der Ablauf des Überfalls im Sommer nicht gereicht, musste er sich an diesem Abend ein weiteres Mal von Senff demütigen lassen. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn. Seit Krützin hatte ich ihn kaum mehr zu Gesicht bekommen, meist nur kurz auf dem Parkplatz des Amtes, wo wir nie die Zeit gefunden hatten, uns zu unterhalten.

„Nabend Wieland“, sagte ich.

„Schönen Abend“, blies er bemüht.

Um uns herum plapperte es. Aus Richtung des Buffets war zu hören: „Immerhin haben wir uns schon bis zur Säule vorgearbeitet, da ist es nicht mehr weit zum Stollen!“ Es folgte vereinzeltes Lachen.

Durch den umgebenden Lärm fühlte ich mich mutig und sprach leise: „Was für eine miese Rede. Und dann ist der Esel nicht mal in der Lage, frei zu sprechen.“

„Ja, ich weiß“, antwortete Wieland, als führte er ein anderes Gespräch.

„Stimmt es, dass du die Hafenanlagen bei – äh?“

„Ja, stimmt, den ganzen Tag in der Matsche stehen. Und es gibt nur zermatschte Hölzer. Das reicht nicht mal für ’ne Dendroprobe.“

Senff steuerte auf uns zu und an uns vorbei. Zum Glück verzog er sein hinterhältiges Gesicht lediglich zu einem dreist verlogenen Grinsegruß, wir mussten ihm nicht einmal die Hand geben, weil er auf den Direktor zusteuerte, mit dem er anstoßen wollte. Wir bleckten ebenfalls nur kurz die Zähne, sprachen nicht mal einen richtiges Gruß aus, sondern eher ein müde gehauchtes „Jaja“ und ließen ihn vorbeidrängeln.

Als er an uns vorbei war, fragte Wieland: „Und du? Bist du noch in Mittow?“

„Bei dem Bau für das Schweine-KZ?“, fragte ich. „Nee, das ist zum Glück durch!“

*

Das Schweine-KZ in Mittow hatte die letzten Illusionen zerstört, die ich mir von dem Amt gemacht hatte. Von Mittow habe ich an dem selben Tag erfahren, an dem der Vampir geborgen wurde. Es war schon dunkel geworden an dem Freitag. Ich wollte gerade losfahren, da sprang Plankenreiter noch zu mir und erzählte von einer Grabung, die ich unbedingt machen müsse. Es war ein direkter Folgeauftrag, der im Anschluss an meine Grabung in Totenow beginnen sollte. Er erklärte mir nur kurz, es handele sich um mehrere Grabhügel, die im Rahmen von Bauarbeiten gesichert werden sollten. Bis dahin hatte ich noch nie einen Grabhügel ausgegraben. Abgesehen von dem Trio Senff, Plankenreiter und Spasst hatte ich jedoch mit den Archäologen des Amtes auch kaum Probleme gehabt. Vor allem vor Ort lief gewöhnlich alles relativ friedlich ab, zumindest in Totenow. Daher sagte ich dieses Mal noch zu.

Die Abläufe in Mittow waren allerdings leider wesentlich unangenehmer. Erst spät, nämlich am selben Tag, an dem die Untersuchung begann, erfuhr ich, dass ich gar nicht direkt der Abteilung Sonderprojekte unterstellt war, sondern dem örtlichen Referatsleiter. Das bedeutete, dass ich keinen Dienstwagen zur Verfügung gestellt bekam, sondern mit eigenem PKW bis in die Pampa weltzureisen hatte. Plankenreiter, der zu diesem Zeitpunkt bereits kommissarisch die Leitung der Sonderprojekte von Senff übernommen hatte, beschwichtigte mich aber sogleich. Dafür bekäme ich zu den regulären Unterkunftskosten auch Benzingeld erstattet, log er.

Die Zuständigkeiten wurden immer verworrener, denn es stellte sich heraus, dass der Referatsleiter auf mir unverständlichen Amtswegen in diesem Fall Senff persönlich untergeordnet war. Vermutlich hing das schon direkt mit dessen Aufstieg zusammen.

Denn nur wenig später wurde bekannt, dass Senff von der Stelle des Leiters der Sonderprojekte zum stellvertretenden Amtsleiter befördert würde.

Die Entscheidungskette allein wäre allerdings womöglich noch unerheblich gewesen, wenn nicht der Referatsleiter ein völlig spinnerter Irrer gewesen wäre, der in jedem Stein ein vorgeschichtliches Artefakt witterte. Er war so fest von seinen Fähigkeiten überzeugt, dass er auch noch damit angab. Ja, er betonte sogar ausdrücklich, jeden Grabhügel erkennen zu können. Und schließlich stellte sich heraus, dass unter anderem in dieser Pseudo-Erkenntnisfähigkeit ein Grund für die Ausgrabung lag.

Die Untersuchung wurde dadurch angeleiert, dass ein niederländischer Schweinezüchter die gute Idee hatte, an den exorbitanten Fördergeldern beteiligt zu werden, die er einstreichen könnte, wenn er in Ostdeutschland eine Schweinefarm errichten ließe. Zugleich wäre eine dort stationierte Farm gut an den osteuropäischen Markt angeschlossen. Dazu suchte er sich das Dörfchen Mittow aus. Dessen Einwohner waren zwar nicht besonders erpicht darauf, täglich mit den Dämpfen von sechstausend zwangseingepferchten Schweinen benebelt zu werden. Doch der bauernschlaue Bürgermeister hatte vor allem mit dem dreisilbigen Totschlagargument „Stellen! Jobs!“ alle Gegner kleingeredet und sogar sämtliche Baugenehmigungen über Beziehungen durchwinken lassen, ohne sie solchen Ämtern vorzulegen, die sie möglicherweise blockieren könnten.

Eines späten Tages erfuhr nun der Referatsleiter von der laufenden Bautätigkeit und röchelte mit seinem Dienstwagen bei der Baustelle vorbei. Die Gruben, die für die Betonfundamente aufzubaggern waren, zeigten mehrere ungeordnete Steinkonzentrationen. Hätte es sich in der Tat um vorgeschichtliche Fundstellen gehandelt, wäre bereits viel zu viel zerstört gewesen. Eine richtige Ausgrabung, das wäre jedem Fachmann klar gewesen, konnte nicht mehr stattfinden.

Im Denkmalrecht gibt es Lösungen für solche Fälle, es sieht die Zahlung eines Bußgeldes vor. Unglücklicherweise richtet sich die

Höhe des Bußgeldes jedoch nicht nach den Wünschen der Denkmalpfleger, sondern nach Ministerien, die in erster Linie dem Primat der Wirtschaftspolitik unterworfen sind. Das Denkmalamt kann das System aber unterlaufen, wenn in dem zuständigen Bundesland das sogenannte Verursacherprinzip installiert ist. Dieses Prinzip zwingt Bauherren dazu, sich bei notwendigen archäologischen Arbeiten angemessen an den anfallenden Kosten zu beteiligen. Dieses Modell war in den 90ern fast ausschließlich in den ostdeutschen Bundesländern eingerichtet. Hier waren die Landespolitiker nämlich nach der Wende schlau genug, die entsprechenden Gesetze einzuführen, so dass es ihnen in mancherlei Hinsicht besser erging als den meisten westdeutschen Ämtern. Letzteren wurde das Verursacherprinzip pikanterweise lange Zeit mit derselben Begründung verweigert, die im Osten für dessen Einführung herangezogen worden war: die Armut des jeweiligen Bundeslandes.

Selbstverständlich fällt eine Ausgrabung immer teurer aus, als es jedes Bußgeld sein könnte, so gesehen stellt sie die eigentliche Strafe dar. Gleichzeitig gelingt es in den allermeisten Fällen, Teile der Finanzierung auf andere Bereiche des Amtes zu übertragen.

Ich räume ein, dass ich diese Schlawinerei aus der persönlichen Sicht des Archäologen noch verstehen kann, wenn tatsächlich ein Denkmal mutwillig zerstört wurde. Es wird aber ein sehr unschöner politischer Akt daraus, wenn der Ablauf von einem Irren mit prähistorischen Halluzinationen eingeleitet wird.

Als ich in Mittow einen Tag vor Grabungsbeginn ankam, fuhr ich sofort bei der Baustelle vorbei. Die Bauarbeiter wuselten hektisch von Ecke zu Ecke, durften sie doch in weiten Bereichen vorläufig gar nicht tätig werden, obwohl ihre Termine natürlich bestehen blieben. Ich ließ mir die Steine zeigen, schüttelte den Kopf und wusste auf der Stelle, dass die Grabung blödsinnig war. Tags darauf erklärte mir der Referatsleiter seine Vorstellungen von den vorliegenden Fundstellen, und ich war äußerst überrascht, dass ein Mann der Wissenschaft so bescheuert sein kann. Eigentlich hätte ich die Gunst der kurzen Verträge nutzen und mich schnellstmöglich aus dem Staube machen sollen, zumal sich plötzlich heraus-

stellte, dass von Benzingeld überhaupt keine Rede sein konnte. Als ich Plankenreiter diese Trickserei später vorwarf, verteidigte er sich mit der flauen Begründung, ich hätte doch sonst die Grabung nicht angenommen. Er gab die Lüge also auch noch offen zu. Fatalerweise hatte ich sie nicht nur angenommen, sondern bin auch noch geblieben, als es nur noch schrecklich war. Ich weiß gar nicht genau, warum ich mir das Generve antat, womöglich ermangelte es einer echten Alternative, vermutlich lag es aber auch an einer guten Portion Neugierde, wie das Spielchen noch enden würde.

Ich bekam eine Horde ABMler zur Seite gestellt, alles freundliche, höfliche Menschen aus Mittow, die glücklich waren, wenigstens sechs Wochen lang Geld verdienen zu dürfen, zumal die Arbeit alles andere als mühselig war. Doch je weiter wir in der Untersuchung der Steinhaufen voranschritten, desto offensichtlicher wurde deren Befundcharakter. Zwischen den Steinen zeigte sich wiederholt Müll aus der Zeit der LPG, der schlicht deutlich machte, dass hier in den letzten Jahrzehnten Steine vom Acker entsorgt worden waren. Soweit erkennbar stammten die Steine nicht einmal von einem zerstörten prähistorischen Befund. Sie waren unbearbeitet, an ihnen waren beim besten Willen keinerlei Spuren früherer Verwendung zu entdecken.

Ich sprach mit dem Referatsleiter, der natürlich standfest bei seiner Meinung blieb. Ich telefonierte mit Senff, der sich von der Meinung des Referatsleiters überzeugt gab – oder zumindest mir gegenüber nicht zugeben wollte, was hier für eine Posse gespielt werden sollte. Gleichwohl machte Senff keinerlei Anstalten, die Steinhaufen in natura zu betrachten, um sich womöglich ein eigenes Urteil zu bilden.

Irgendwann waren die Gruben ausgegraben und die letzten Steine herausgezogen. Auf einer fußballplatzgroßen Fläche zeigte sich abgesehen von den wenigen eindeutig modernen Funden lediglich eine einzige Keramikscherbe in Fingernagelgröße, die vorgeschichtlich gewesen sein könnte. Nun mag der Laie sagen: Siehste, da war ja doch was. Dem gebe ich aber zu bedenken: Es gibt in

Mitteleuropa kaum einen Acker, auf dem man nicht wenigstens mit mehreren Dutzend Scherben aus den letzten 500 Jahren herunterspaziert kommt, wenn man sie absammelt. Insofern war der Mittower Acker schon etwas besonderes, er war ungewöhnlich fundleer, praktisch archäologiefrei, als sei er zuvor von einem Fachmann penibel gereinigt worden.

Archäologisch blieb in Mittow nicht wirklich viel zu tun, gleichwohl war die Arbeit keine leichte Tätigkeit. Gegenüber dem cholerischen Polier mit sehr ausgeprägtem Kleiner-Mann-Syndrom mussten wir jeden Tag aufs Neue beweisen, dass wir nicht unnötig vor Ort waren. Ständig waren wir gefordert, das kleine bisschen Arbeit aufzublasen, das angesichts der Aufgabenstellung möglich war, um sechs Wochen Finanzierung zu rechtfertigen. Aber auch, als die Grabung längst beendet war, quälte mich das Projekt noch. Denn nach jeder Ausgrabung ist es notwendig, einen Abschlussbericht über die geleistete Arbeit zu verfassen. An dieser Stelle kommen wieder Wirtschaft und Politik ins Spiel. Schließlich lässt es sich bei privaten Finanziers kaum verhindern, dass die hinterher wissen wollen, was sie finanziert haben. Da ist es natürlich dumm, wenn das Amt die Hose herunterlassen muss und nichts darunter trägt.

Ich war dreist. Der cholerische Polier war zwar aus meinem Leben verschwunden, aber ich sah nicht ein, mich mehr als unbedingt nötig zu verbiegen. Ich schrieb einen ehrlichen Bericht, in dem ziemlich deutlich stand, was untersucht wurde: Nichts von denkmalpflegerischem Interesse.

Natürlich ging der Bericht direkt an Senff. Ich weiß nicht, wie er im ersten Moment darauf reagiert hat, aber er teilte mir bald mit, dass er Änderungen verlange. Ich sollte irgendein Buch aus dem 18. Jahrhundert finden, in dem etwas zur Steinentsorgung auf Äckern stand, und von dem er auf irgendeinem Kongress mal etwas gehört hatte. Mit dieser detaillierten Literaturangabe zog ich für mehrere Tage in die nächste Universitätsbibliothek und wurde in einem Haufen Microfiches tatsächlich fündig. Also blies ich meinen Bericht mit diesen wenigen Informationen auf, sträubte

mich aber weiterhin, die Steingruben aus der LPG-Zeit als frühneuzeitliches Denkmal zu interpretieren. Diese Version bekam ich nicht zurück, ich bin mir aber sicher, dass Senff sie vor der Weiterleitung und Archivierung noch frisiert hat.

Seitdem machte ich mir von Denkmalpflegeämtern keine Illusionen mehr. Die waren restlos zerstört. Interessant, dachte ich damals bei mir, das weiß ich noch, je mehr Illusionen man verliert, je klarer man die Realität sieht, desto weiter distanziert man sich von der Realität. Desto weniger möchte man mit ihr zu tun haben.

*

„Nee, Mittow ist durch, ich bin sogar den Bericht schon los. War keine schöne Sache“, sagte ich zu Wieland, „war mehr ’ne politische Grabung.“

„So was hab ich schon gehört“, erwiderte er und wiederholte sich leise pustend, „hab ich schon gehört“, dann nippte er einen Schluck aus seinem Glas.

Nicht weit von uns begann bereits die Reihe der Wartenden, die zum Buffet führte. Irgendjemand in der Reihe erzählte lautstark einen platten Anstehwitz: „Kennt ihr den Unterschied zwischen einer Schlange auf der Autobahn und einer echten Schlange?“ Die Umstehenden blickten groß, dann verriet er: „Bei der Schlange ist das Arschloch hinten!“, und keuchte mit einer furchtbaren Amtslache. Seine dumpfe Umgebung röchelte verzweifelt mit, dann wandten sich alle wieder dem ersehnten Buffet zu.

Ich fragte mich selbst, was ich auf dieser Weihnachtsfeier überhaupt machte. Nach Mittow war mir klar gewesen, nicht mehr für dieses Amt arbeiten zu wollen. Längst hatte ich auch von einer anderen Stelle ein Angebot bekommen. Trotzdem hatte ich noch eine persönlich von Senff unterzeichnete Einladung erhalten und sie angenommen.

Ich mache mir nicht viel aus Stollen, erst recht nicht, wenn er

mit Schinken belegt ist, daher nickte ich Wieland verabschiedend zu und ließ mich langsam durch die bellende Menge trudeln. Gesprächsfetzen drangen auf mich ein.

„– hatte heut 'nen freien Tag und hab fünf Stunden lang Holz gehackt, solang arbeit ich hier sonst nie", erklärte einer hinter mir.

Senff stand bei einem Studenten, der an der selben Uni studierte, wie Maxim, Robert, Wieland und ich. Ich kannte den Studenten kaum, wusste nur seinen einprägsam Nachnamen: Dante. Er hielt sich an einem Gläschen Sekt fest, Senff mauschelte mit ihm irgendetwas mit unkontrollierter Handgestik.

„– hätt' nen Anzug anziehn solln", flüsterte es an meiner Seite.

Dante schaute zu mir, während Senff noch auf ihn einredete, ich blickte zurück. In dem Moment war Senff offenbar fertig mit seinem Traktat, grinste Dante noch einmal diebisch an, erhob sein Glas und drehte sich dann weg, andere zu belästigen. Ich spazierte zu Dante hinüber.

„Grüß dich, du auch hier?"

„Ja, ich suche gerade ein Thema für die Abschlussarbeit", erklärte er mir.

„Hat Senff dir eins angeboten?", erkundigte ich mich.

Dante druckste herum: „Ja. – Du kennst doch den Thomas?"

Ich nickte: „Der sitzt hier an seiner Arbeit, stimmt's? Irgendwas über die Eisenzeit, glaub ich."

„Genau", sagte er, „Senff hat mir gerade gesagt, dass der nie fertig wird. Er rechnet wohl damit, dass der bald abspringt, dann soll ich das Thema kriegen."

Ich staunte und machte große Augen. Abschlussarbeiten entstehen in Ämtern meist nach dem Prinzip „Eine Hand wäscht die andere". Studenten arbeiten für die Ämter gratis irgendwelche liegengebliebenen Sachen auf, bekommen dafür mehr oder weniger tolle Themen und manchmal auch einen Platz zum Arbeiten gestellt. Jemandem, der bereits eine gehörige Portion Zeit in die für das Amt kostenlose Bearbeitung eines Themas investiert hatte, hinterherzureden, er würde nie fertig werden, ist schon unfein genug. Dessen Thema aber noch während der Bearbeitung weiterzu-

reichen, erschien mir selbst für Senff übermäßig unverschämt. Zumal ich von Thomas wusste, dass er wiederholt Besprechungstermine mit Senff ausgemacht hatte, die der nie einhielt.

Ich kann Unmut selten verbergen, daher schüttelte ich schwach den Kopf, erhob stumm grüßend mein Glas und murmelte: „Wir sehen uns."

Dante nickte. Ich wusste, er hatte nicht gelogen. Das war mir trotz aller Überraschung klar. Ich hatte ihn ja eben mit Senff reden sehen. Außerdem denkt sich kein Student eine solche Geschichte aus.

Eine Frau vor mir kreischte: „– jaja, die Zimmerlinde vom Baudenkmal wollte mal was von der Welt sehen."

Dann sah ich Wernher. Er unterhielt sich gerade fröhlich und mit weit ausholenden Bewegungen mit einem anderen Ehrenamtlichen. Ohne eigentlichen Plan ließ ich mich zu den beiden treiben, wahrscheinlich zog mich ihre entspannte Art an, die in dem Raum voll böser Zungen am ehrlichsten wirkte.

„Der hat sich Sachen jekooft, noch un nöcher, konnt det aber allet nich bezahln."

„Nabend Wernher", sagte ich.

„Mönsch, der Chef hier? Ick hab dich jar nich jesehn, na, det is ja fein. Kennste den Klaus?"

Ich schüttelte den Kopf, Wernher stellte uns kurz vor.

„Wo wa ick stehnjebliebn? Ick erzähl jrad von meim Nachban. Jut, also einet Tages kricht der son Schreibn ausm Ausland. Damit kommta denn zu mir rüber und zeicht mir det. Hier kuck ma, Wernher, wat kann det denn sein? fracht er mich. Ick kuck ma den Brief an und seh sofort: Minsk. Da sarick: Pass ma uff, der is aus Weißrussland, sei da bloooß vorsichtich, du weest doch, von da kommt die Mafia her. Det sarick noch im Scherz, da kricht der richtich Muffensausen, öffnet aber den Umschlach janz vorsichtich und fischt mit zwee Fingern den Brief raus."

Wernher hielt in der einen Hand ein Sektglas und in der anderen eine mit Schinken belegte Scheibe Stollen. Mit einer gewissenhaften Pantomime gelang es ihm, an der Schinkenscheibe das Brief-

öffnen vorzuführen.

„Denn faltet der det Briefchen auseinander und sieht: Hier – Inkasso-Unternehmen Sowieso aus Minsk, bitte zahln Sie Ihre Schulden bei dem und dem bis dann und dann. – Da wurd mein Nachba janz bleich und sachte nur: Ick muss ma wat erledijen und verschwand.“ Wernher lachte. „Der hat die Schuldn natürlich sofort bezahlt, weil der Muffensausen hatte. Aber später“, jetzt lachte er richtig, „hör ick, det det son Inkasso-Unternehmen aus Vorpommern is, det in Minsk nur ne Sekretärin beschäftigt, die nix andres macht, als die Briefe einzutüten und nach Deutschland zu schicken. Die meisten Leute fallen darauf rein und sind so schissich, det die jleich die janze Penunse komplett uff den Tisch packen.“

Klaus und ich lachten, nach einer Pause fragte Wernher mich: „Haste einklich den Plankenreiter schonn jesehn?“

Ich dachte, zum Glück nicht, schüttelte dabei den Kopf und sagte: „Nein, aber der hat doch zu der halben Stelle jetzt ein Stipendium, um seine Diss endlich fertig zu schreiben.“

Plötzlich drehte sich jemand neben uns, den ich nicht kannte, in unsere Gruppe und meinte: „Der Robert hat Urlaub. Der ist in der Türkei und nimmt da an irgendwelchen internationalen Drachenwettkämpfen teil.“

„Drachenwettkämpfe?“, horchte ich auf und fragte noch: „Sollte der nicht lieber an seiner Diss sitzen?“, obwohl ich bereits wusste, dass Plankenreiter schon seit Jahren an der Diss hockte, ohne voranzukommen. Jeder ahnte, dass er nie fertig würde und viele ärgerten sich, dass ein weiteres Mal ein Stipendium an so jemanden gegangen war.

Ich wandte mich wieder Wernher zu: „Wieso suchste den denn?“

„Ach, ick arbeete doch jrad im Magazin“, erklärte er.

Ich hatte schon gehört, dass Wernher einer der glücklichen war, die regelmäßig auch im Winter im Amt angestellt wurden. Gerüchtehalber soll das an dem Wertesystem Senffs gelegen haben, da Wernher den Vorteil hatte, Fan des „richtigen“ Fußballvereins

zu sein. Jedem Außenstehenden wird die Verbindung dieser Komponenten völlig zusammenhanglos erscheinen. Für die von Senff eingestellten Beschäftigten hatten sie damals jedoch handfeste Konsequenzen.

In stärkerem Maße als Baumaßnahmen sind archäologische Ausgrabungen nämlich grundsätzlich von möglichst gutem Wetter und dem Jahresrhythmus der Landwirtschaft abhängig. Dadurch ergibt sich, dass auf Ausgrabungen in Mitteleuropa im Spätsommer sehr viele Leute benötigt werden, die im späten Winter nicht mehr bezahlt werden können. Spätestens ab August/September kommen also viele Arbeiter unter, die im Januar und Februar nicht mehr zu finanzieren sind. Dabei bleiben nach dem Ankauf erforderlicher Werkzeuge zumeist Restgelder von den Drittmitteln übrig, die im Anschluss an die eigentliche Untersuchung für die Nachbearbeitung der Funde genutzt werden. Diese Arbeit hinter den Kulissen wird natürlich so gut wie nie öffentlich wahrgenommen, so dass den unfreiwilligen Finanziers gewöhnlich die Einsicht zu deren Notwendigkeit fehlt. Daher sind sie zumindest so knapp bemessen, dass sie selten reichen, um alle wünschenswerten Arbeiten durchzuführen oder auch nur die Mehrheit der im Sommer angestellten Arbeiter auch den Winter hindurch für das Waschen, Sortieren und Zeichnen der Funde zu entlohnen. Im Gegenteil kann sogar oft nur eine sehr kleine Anzahl von Leuten weiter beschäftigt werden, der Rest muss nach Hause gehen. Dabei vergammelt in Fundmagazinen genügend Fundmaterial, um alle Arbeitslose Deutschlands ein paar Jahre zu beschäftigen.

Bei den Arbeitern begann daher zum Ende der Grabungssaison stets das große Zittern, wer von Maxim noch über den Winter angestellt würde. Er machte es sich leicht, er entschied einfach danach, welchen Fußballverein der einzelne präferierte. Kein Mensch weiß, wie er darauf gekommen ist, aber er quetschte die Angestellten von Anfang an nach ihrer Vorliebe in diesem Sport aus. Die richtige Antwort verschaffte Pluspunkte und einen relativ sicheren Vertrag über den gesamten Winter hinweg, die falsche Antwort sorgte dagegen für einen unbezahlten Extraurlaub. Nur

ausgewiesene und bekennende Atheisten waren bei dem Popenbengel noch geringer angesehen als die Freunde des „falschen“ Vereins.

Wernher erklärte mir nun, warum er Robert suchte: „Weeßte, det Magazin untersteht zwa dem Herrn Dokta Senff“, seit der Beförderung nannte er ihn nur noch Herr Doktor, „aber Plankenreiter mänätscht det doch eijentlich. Un nu wollt ick den wat fraagn.“

„Wie läuft das denn so im Magazin?“, erkundigte ich mich neugierig und Wernher machte ein Gesicht, als jongliere er mit heißen Kartoffeln. Dazu wackelte er mit dem Oberkörper.

„Ma so, ma so“, er wurde so leise, dass das nachbarliche Geplapper seine Stimme soweit übertönte, dass die Umstehenden es schon nicht mehr verstehen konnten. Ich beugte mich zu ihm und hörte: „Det bricht allet zusamm. Ick hab ja letztet Jahr schon im Magazin jearbeitt, aber nu is det det reinste Chaos. Du kennss doch diese Schienenrejale?“ Ich nickte. „Da fällt ständich wat runter, und keener kricht Zeit, da ma uffzuräum. Überall liecht da der Leichenbrand rum und verteilt sich immer weiter. Der Klaus hier hat mir jestern ne Ecke jezeicht, da schimmeln Steinbeile, det war letztet Jahr noch nich.“

„Steinbeile?“, fragte ich nach, und nicht einmal besonders leise. Deshalb versuchte Wernher mit beiden Händen meine Stimme zu dämpfen. Klaus stand wie unbeteiligt neben uns, in seinem Blick mischte sich nervöse Skepsis mit leichter Angst.

„Ja, op de det jlobst oder nich, da schimmeln Steinbeile. So Dinger aus Porfür. Un det sin Form, die hat noch keen Mensch nich jesehn.“

Mit großen Augen schüttelte ich den Kopf.

„Und andere Form ham wa hochpoliert da liegn, da könnste ein’ mit totschlagn. Der ganze Schrott, von dem keener den Fundort nich kennt. Die müssten wa einklich in den Burggrabn kippn, soviel ham wa davon.“

Ich grinste über die Idee, warnte aber gleich: „Da musst du aber aufpassen. Ein Techniker hat mir mal von einem Steinbeildepot erzählt, das sich nach Gesprächen mit den Grundstücksbesitzern

als Müllgrube erwies, in die die Erben Opas Sammlung entsorgt haben."

„Ick weeß", lächelte jetzt auch Wernher, „ick weeß. Bei mir im Ort is doch son Jutshof. Da ham die Russen fümmenvierzich die Sammlung vom Junker jeplündert und uff dem Feld verteilt. Die Bauern von der LPGe sind jedet Jahr zum Denkmalpfleger und ham die Beile vorbeijebracht. Der frachte nur noch, haste det da und da her? Ja, nickten die, denn wusste der schonn, det det zu der Sammlung jehörte."

Ich lachte, Klaus auch. Neben uns zog eine Frau erstaunlich laut über die Weihnachtsfeierkluft einer entfernt stehenden Sekretärin her: „Das rosa Ensemble ist ja auch unglaublich."

Die Pointe in Wernhers Geschichte erinnerte mich an einen sehr bekannten Experimentalarchäologen, der in der Nähe des Instituts arbeitete, an dem ich studiert hatte. Regelmäßig suchte er eine bestimmte Stelle auf, an denen er seine Steingeräte schlug, um die dann andernorts vorzuführen. Spaziergänger, die an dem Werkplatz vorbeikamen, sammelten aber genauso regelmäßig die Reste auf, die beim Schlagen eben anfallen und immer liegen bleiben. Daher war im zuständigen Bodendenkmalpflegeamt stets ein großes Hallo, wenn wieder jemand die Mitarbeiter mit einem Haufen modernem Steinschrott belästigte. Selbstverständlich waren sie gezwungen, das Material erst einmal anzunehmen, denn wie sollte dem Laien verständlich gemacht werden, was diese Funde von alten Abschlägen unterscheidet? Im eigentlichen Sinne sind die modernen Exemplare ja genauso echt wie alte Fundstücke, sie sind nur nicht so alt.

Bevor ich diese Geschichte erzählen konnte, machten Wernher und Klaus jedoch auffallend freundliche Augen und starrten an mir vorbei. Während ich in Gedanken an den Experimentalarchäologen versunken war, hatte sich jemand hinter mir aufgebaut, der offenbar mit mir reden wollte. Ich ahnte, wer da hinter mir stand und drehte mich vorsichtig um. Klaus und Wernher grüßten ihn unterwürfig: „Juten Abend, Herr Dokta."

„Guten Abend", flötete Maxim die beiden sanft an. Er wandte

sich mir zu und zog mich aus dem Gesprächstrio heraus.

„Ich freu mich, dass du gekommen bist."

„Ja, warum nicht?", fragte ich, als ich mein Glas grüßend in die Luft hob. Den Bruchteil eines Augenblicks erwartete ich, dass er Mittow anspräche, wischte den Gedanken aber schnell weg, weil es Senffs angeborenen Scheinfreundlichkeit zuwider gelaufen wäre, Probleme direkt anzusprechen.

Seine matten Augen funkelnden blass, dann fragte er: „Was machst du zur Zeit?"

„Och, dies und das", druckste ich herum, „demnächst habe ich aber wohl ein längeres Projekt von Markus in Aussicht."

Das war ein gezielter Schlag unter Maxims Gürtellinie. Ich wusste, dass Markus und er nach einem früheren Disput Todfeinde waren, die mit mir in den selben fachlichen Fanggründen fischten. Deswegen hatte Markus mir das Projekt auch angeboten. Und ich war so gehässig, Senff diese Verbindung auf die Nase zu reiben. Ich bin nun einmal nachtragend.

Senff mochte kalt sein, aber er war nicht abgebrüht genug, bei der Erwähnung dieses Namens nicht große Augen machen zu müssen: „Bei Markus?", fragte er, „Ich glaube, da kann ich dir etwas besseres besorgen. Nächste Woche muss ich zu Pickenpack ins Institut, der sagte neulich etwas von einem DFG-Projekt. Soll ich ihn mal fragen?"

Ich nickte stumm, obwohl ich bereits ahnte, dass es nichts werden würde. Dafür waren die Beziehung des Kümmerlings nicht ausreichend genug. Ich sollte übrigens recht behalten.

Von der Seite quakte jemand Senff an: „Wie geht's eigentlich dem Doktor Abel?"

Senff fixierte mich noch für einen Moment und drehte sein Gesicht erst im Laufe der Antwort zu dem mir unbekannten Fragesteller: „Doktor Abel ist tot, der ist vor einem Monat gestorben. Hirnschlag."

„Tot?", fragte der Gegenüber, „Mein Gott, das lässt einen ja grübeln. Die Einschläge kommen immer näher."

Senff kehrte sich nun vollends zu diesem neuen Gesprächspart-

ner und unterhielt sich mit ihm, meine Audienz beim stellvertretenden Direktor war beendet.

13

Die Hochzeitsgesellschaft war inzwischen unter fröhlichen Rufen und Gelächter vom Schloss abgezogen. Maxim hatte sich einen überaus gemütlichen Tag vorgenommen. Er hatte abgesehen von einem Bewerbungsgespräch an diesem Tag keinerlei Termine. Gut, es standen noch ein paar Texte aus, die er möglichst vor seinem weiteren Aufstieg beenden wollte, aber die drängten alle noch nicht. So wollte er für einen Ausstellungstext beweisen, dass die Nibelungensage in Wirklichkeit in Westfalen spielt.

Maxim stand von seinem Bürostuhl auf und stolzierte vor die Bücherwand. Dort ließ er seine Augen auf den Titeln herumspazieren. Erst an einem seiner Werke machte sie Rast. Es war seine Habilitationsschrift.

Senff hatte ein paar Jahre als Assistent und als stellvertretender Direktor gebraucht, dann kam es, wie es kommen musste. Das dritte Jahrtausend war noch jung, da sollte er die venia legendi, die Lehrbefugnis erhalten. Dabei stand seine Habilitation eigentlich nur auf zwei sehr brüchigen Säulen. Die Seminare, die er gehalten hatte, waren peinlich läppisch und die Texte, die er kumulativ einreichte, waren supermiserabel. Genaugenommen waren es sogar nur drei kurze Texte, die er während seiner Assistenzzeit je ein halbes Dutzend Mal nur geringfügig abgewandelt und in der Folge zahllosen kleinen Zeitschriften andrehen konnte, die man so gerade noch als wissenschaftlich bezeichnen konnte.

Dass die Sammlung angenommen wurde, lag eigentlich nur daran, dass Professor Pickenpack sie mit geschlossenen Augen durchwinkte und höchstpersönlich dafür sorgte, dass die Gutachterkommission den Blödsinn absegnete.

Maxim war bei der Antrittsvorlesung zwar stolz gewesen, sah diese akademische Würdigung aber letztlich nur als angemessene Würdigung der ihm inne wohnenden Fähigkeiten, die er schließlich als herausragend ansah. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich selbst als der uninspirierte und gedankenlose Geisteszwerg zu sehen, der er in Wirklichkeit immer war.

Maxim streckte die Hand nach der Habilitationsschrift aus und zog sie aus dem Regal. Gierig blätterte er in ihr herum. Er war davon überzeugt, dass es das beste Buch überhaupt sei, nicht nur in seiner Bibliothek. Er setzte sich mit dem Buch wieder an den Schreibtisch und flatterte durch die Seiten. Er blätterte gerne in den Texten, die unter seinem Namen gedruckt waren. Er schwelgte darin und flog über die Zeilen. Maxim bekam Lust auf einen Kaffee. Er stand nicht auf, um seine Sekretärin darum zu bitten. Nein, er beugte sich lediglich vor, nahm das Telefon, wählte sich durch die Wand und bat die dahinter sitzende Frau Scheckow um einen Kaffee. Die bedankte sich für seinen Wunsch und klopfte nach kurzer Zeit mit einer Tasse in der Hand an Maxims Tür. Er gewährte ihr heiser „Herein!“ und empfing die schwarze Amtsbrühe.

Geräuschlos stellte Frau Scheckow die Tasse auf den Schreibtisch und verschwand wieder aus dem Büro. Maxim beobachtete sie dabei. Die Tasse nahm er erst in die Hand, als sie draußen war. Er schlürfte aus der Kaffeetasse und bekleckerte sich leicht, ohne es zu bemerken. Er stellte die Tasse leise klimpernd auf die Untertasse und nahm von ihr den gewölbten Keks in die Hand. Ohne den Blick von den Zeilen seines Buches zu lösen, tunkte er den Keks zweimal in den Kaffee und führte das schwarz tropfende Gebäck in seinen wulstigen Mund. Erst jetzt hob er die Augen und visierte mit einem leise knisternden Kauen einzelne Ecken der Wandvertäfelung an. Die hatte er noch von seinem Vorgänger übernommen. Maxims Gedanken verloren sich.

*

Während Senffs Stellvertreterzeit war in einem anderen Bundesland der vormalige Fürst der Denkmalpflege Dr. Stüht in den Ruhestand gegangen. Ein Jahr lang blieb die Stelle unbesetzt, dann gedachte die Politik, der gesetzmäßigen Notwendigkeit zu folgen und erneut einen Landesdenkmalpfleger einzusetzen.

Senff bewarb sich und warf völlig aufgeregt alles in die Waagschale, was sich im positiven Sinne für ihn nur bewegen ließ. Längst hatte er ein Netzwerk aus Speichelleckern um sich gescharrt, die er mehr oder weniger regelmäßig mit Pöstchen und Kurzprojekten versorgte, soweit es in seiner Macht stand. Er selbst dümpelte geistlos durch sein Amt, ließ aber die Kofferträger ganze Ausstellungen, neue fachübergreifende Projekte und sogar bei Nacht anberaumte Spezialtransporte erledigen. Hinterher schmückte er mit deren Leistungen sein eigenes Curriculum. Das war schließlich die angemessene Währung, in der sie diese Vetternwirtschaft zu vergelten hatten.

Was waren das in dieser Zeit nur alles für wundervolle Ideen, die ihm nachgesagt wurden. Wie waren die meisten Kollegen im Elfenbeinturm begeistern von Senffs Einfällen. Nur wer die Augen öffnete, sah natürlich, dass die Eingebungen alles andere als wundervoll waren. Und die Eingeweihten wussten, dass sie nicht von Senff waren. Die hielten aber den Mund und dienten viel lieber als Werbeträger ihrer eigenen Einfälle. Sie tingelten durch die Lande und von Kongress zu Kongress, um die vorzügliche Arbeit ihres Herrn über jeden Klee zu loben. Das war natürlich nichts neues, dienten diese Veranstaltungen über die hohlen Lobgesänge hinaus doch längst schon zu nichts anderem, als zu Bebauchpinselungen, der abendlichen Aushandlung von Stellen und dazu, Leute mit seiner Anwesenheit zu ärgern, die man nicht leiden konnte. Wissenschaftliche Neuigkeiten dagegen sollen hier gar nicht ausgetauscht

werden, im Gegenteil gilt es, echte Ergebnisse eifersüchtig bis zur „richtigen“ Veröffentlichung zu hüten, bevor sie jemand anderer mit seinem Namen verknüpfen kann. In diesem Berge des Herrn leisteten Senffs Lakaien jedoch ganze Arbeit, seine große Stunde schlug und er erhielt die gewünschte Stelle.

Das lag allerdings mehr daran, dass seines Vorgängers bisheriger Stellvertreter und Wunschkandidat, Dr. Schehlen, die Stellung aus unerfindlichen Gründen abgelehnt hatte. Er war der Meinung gewesen, dass er einen solchen Job auch in der ihm angemessenen Weise hätte ausfüllen sollen. Das hätte mehr als einen normalen Vollzeitjob bedeutet und dazu war Schehlen nicht bereit gewesen. Daher rutschte die Verantwortung für die Besetzung und die eigentliche Entscheidung endgültig zum zuständigen Kultusministerium. Was sich kein denkender Mensch wünschen konnte, war also aus dem Amt heraus nicht mehr zu verhindern. Das dritte Jahrtausend war kaum zwei Jahre alt, da wurde Dr. habil. Maxim Senff zum Direktor eines Denkmalpflegeamtes gemacht.

Als sein Vorgänger Dr. Stüht von dieser Besetzung erfuhr, bekam er einen Schlaganfall, von dessen Folgen er sich bis zu seinem baldigen Sterbebett nicht wieder erholen sollte.

Natürlich führte der vor unberechtigtem Selbstvertrauen nur so strotzende Senff sein neues Amt genauso kläglich wie alles andere, was er je zuvor geleistet hatte. Nur in seinen Augen war dieser Aufstieg schlechterdings unvermeidlich. Seiner Ansicht nach konnte der zur Sonne fliegende Vogel eben nichts dafür, dass die Eule im Dunkeln sitzt. Und Senff hielt sich eindeutig für den zur Sonne fliegenden Vogel.

Dr. Stüht sah vom Krankenbett, wie sein Lebenswerk demontiert wurde, während Senff abermals die Möglichkeit erhielt, ein Amt in Grund und Boden zu richten, zum Unruhm seines eigenen Namens.

Gleichzeitig gelang ihm das Kunststück, in Abwesenheit eine weitere Stelle zu vernichten. Denn die Wiederbesetzung seines alten Stellvertreterpostens im Osten wurde vom Ministerium zunächst eingefroren. In dieser Zeit der Vakanz wurde die für den

Stellvertreter anfallende Arbeit von anderen, deutlich minder bezahlten Mitarbeitern gemacht. Überraschenderweise leisteten die Angestellten die Arbeit sogar besser. Daher beschloss das Ministerium nach einem Jahr kurzerhand, die Stelle gänzlich wegfallen zu lassen. Die Begründung war erstaunlich. Natürlich wäre jeder objektive Beobachter zu demselben Schluss gekommen, dass Senff sehr leicht ersetzbar war. Allerdings hätte das Ministerium ihn mit exakt derselben Begründung genauso gut zuvor feuern können, denn notwendig war er in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen. Wer aber in solcher Weise schimpfte, galt im Fach schnell als Kleingeist mit böser Zunge.

*

Senffs Gedanken lösten sich von seinen Träumereien, die Augen verloren ihre Fixierung auf die Holzvertäfelung. Er trank den letzten Rest Kaffee aus seiner Tasse, stellte sie auf die milchbefleckte Untertasse und seufzte leicht. Er stand von seinem Bürostuhl auf und schritt gemäßigt um seinen Schreibtisch. Ein kurzer Blick auf die Standuhr gegenüber verriet ihm, dass bald Mittagspause wäre. Er merkte, dass er zur Toilette musste. Er schritt zur Tür und ging hinaus.

„Herr Direktor?“, fragte die sich wundernde Scheckow, „die Post ist noch nicht durch.“

„Ja, ich weiß“, flötete Senff, leicht geniert ergänzte er, „ich muss noch mal.“ Dann lief er zur Toilette.

Die Herrentoilette befand sich auf derselben Etage wie das Chefbüro. Das war natürlich kein Zufall, sondern mit Bedacht eingerichtet. Am Ende des Ganges zur linken lagen die sanitären Anlagen, die wie in jedem Amt gestaltet waren: Die Räumlichkeiten schlecht und einfach gekachelt, als Waschbecken dienten 08/15-Modelle unter Normspiegeln. Daneben hing ein rechteckiger Gitterkorb, der mit ineinandergefalteten Tüchern aus graugrü-

nen Sandpapier zur Hälfte befüllt war.

Senff schritt an den Becken vorbei, warf einen kurzen Blick auf mehrere geknüllte Tücher, die sich vor dem gegitterten Mülleimer verlustierten, wie er vermutete allein, um seine Ordnungszwänge zu stören. Dann trat er in das Zentrum des Ruhetempels. Zur Linken waren drei Pissoirs installiert, die auch schon bessere Tage gesehen hätten, wäre ihnen das Augenlicht gegeben. Senff blickte nach rechts, kontrollierte, ob die einzelne Zelle frei war und konstatierte unter dem Griff erleichtert das Grün, mit dem ihm das Kloschloss unter der Klinke anlächelte. Mit Gemach stellte er sich in die Zelle, schloss die Tür und drehte das Schloss zu. Kaum wollte er damit beginnen, die Hose zu öffnen, um sich zu erleichtern, da hörte er, wie sich die Tür zur Toilette wieder öffnete. Zwei Mitarbeiter kamen herein und unterhielten sich gedämpft, aber angeregt.

„Hast Du schon von Schehlen gehört?“

„Nee, was ist denn mit dem?“

Den Geräuschen zufolge traten beide an die Pissoirs und befüllten die ewig verstopften Dinger.

„Na, der muss jetzt sogar sein Häuschen verkaufen. Der ist total verzweifelt. Kommt gerade aus der Anstalt raus und steht vor einem Schuldenberg.“

Senff machte ein verkniffenes Gesicht und begann leise zu pinkeln. Da die beiden offenbar nicht bemerkt hatten, dass noch jemand anwesend war, versuchte er tunlichst, die Keramik zu treffen, um keine plätschernden Geräusche zu verursachen.

„Hatte seine Frau nicht eine Stelle bei ner Schule?“

„Ja, bei der VHS hat die gearbeitet, aber als er in die Klinik musste, musste sich ja einer um die Kinder kümmern.“

„Ah so!“

*

Senff erinnerte sich natürlich an Schehlen. Er erinnerte sich sehr gut an ihn. An diesen Stellvertreter von Dr. Stüht. Senff wusste, dass Schehlen ursprünglich als Wunschkandidat seines Vorgängers galt. Warum der die Stelle nicht angenommen hatte, war ihm hingegen nicht klar. Erst durch dessen Verzicht war es für den Außenstehenden Maxim überhaupt möglich gewesen, auf diese Position zu gelangen.

Schehlen war für Senff von Anbeginn ein Problem. Er mochte den schlaksigen Mann mit seinem leicht krausen Haar und dem freundlichen Umgangston überhaupt nicht. Schehlen war zu jedem freundlich, ließ weder seine Bildung noch seine Fähigkeiten weiter heraushängen, als es unbedingt notwendig war. Er war ein Vertreter flacher Hierarchien, der gut mit seinen Mitarbeitern umging, wie jeder bestätigte.

Ein derartiges Verhalten konnte Senff gar nicht verstehen. Schehlen war ihm daher grundsätzlich zuwider. Außerdem wusste er die Haltung nicht einzuschätzen, dass Schehlen die Leitung abgelehnt hatte. Daher wurde das Vergraulen des Stellvertreters eine von Senffs ersten Amtshandlungen. Zumal er die grundsätzliche Notwendigkeit sah, Plankenreiter auf ein gut dotiertes Pöstchen zu erheben.

Robert hatte nach einem wiederholt sehr schlechten Abschneiden bei den Weltmeisterschaften im Drachenflug mittlerweile nicht allein dieses ungewöhnliche Hobby aufgegeben, sondern auch einsehen müssen, dass aus seiner Promotion nichts mehr werden würde. Daher hing er das Stipendium an den Nagel, doch leider wollte die Stiftung, die ihn bislang finanziert hatte, entweder irgendwelche Ergebnisse sehen oder ihr Geld zurück. Nach einer kurzen Phase bei einer Bank, während der er Überweisungsträger abzutippen hatte, war es endlich soweit, dass Senff ihn in das neue

Amt nachholen konnte.

Zunächst hatte sein alter Freund Maxim ihm lediglich eine halbe Stelle vermitteln können, die nur wenig ausbaufähig war. Aber es war von vornherein ausgemacht, dass Schehlen von dieser Position aus sturmreif geschossen werden sollte, um Robert die Stellvertretung zuzuschustern.

So groß der Plan angesichts des gewünschten Ergebnisses auch war, hatten doch weder Maxim noch Robert die Details von Beginn an festgelegt, sie entwickelten sich im Laufe der Zeit. Senff war dabei selbstverständlich der Kopf hinter der Nummer, Robert alleine wäre dazu viel zu dumm gewesen. Im Gegensatz zu ihm war der Direktor sogar schlau genug gewesen, ausgerechnet die wirklich bösen Sachen von dem dödeligen Robert machen zu lassen.

Schehlen war als Stellvertreter zuvor zuständig gewesen für den Wagenpark des Amtes, er betreute als oberster praktischer Denkmalpfleger die meisten Außeneinsätze, leitete das Fundstellenarchiv und koordinierte die dabei anfallenden Arbeiten.

Hierhin sah Senff die Angriffspunkte. Schehlen sollte systematisch aus diesen Bereichen herausgedrängt und lächerlich gemacht werden. Sehr früh entzog Senff ihm den Wagenpark. Die Kontrolle über die Dienstwagen übernahm er selbst, niemand konnte mehr einen Dienstwagen nehmen, ohne dies persönlich beim Chef abgesegnet zu bekommen. Dafür ließ Senff sogar seine notorische Faulheit soweit hinter sich, dass er Sonntags noch gerne herumtelefonierte.

Mit diesem Coup traf er Schehlen gleich doppelt. Denn nun hatte der nicht nur ein Arbeitsfeld weniger, sondern musste für seine Fahrten beim Chef selbstpersönlich einen Wagen beantragen. Natürlich bekam er stets die letzte Krücke.

„Ausgerechnet heute“, sagte Senff dann immer, „ist nur der Passat verfügbar.“

Schehlen machte dann ein langes Gesicht, denn er wusste, was das bedeutete. Bei mindestens jeder dritten Fahrt blieb er mit dem ältesten Wagen des Amtes liegen, was natürlich besonders an Frei-

tag Nachmittagen regelmäßig zu unschönen Situationen für Schehlens Familie führte. Kam der Stellvertreter dann zu Terminen zu spät, hagelte es selbstverständlich im Nachhinein Kritik vom neuen Direktor.

Diese Kritik, die auch andere Punkte in Schehlens Amtsführung betraf, war eigentlich die einzige Situation, in der Senff in eigener Person seine Finger oder genauer gesagt seine Zunge schmutzig machte. Eigentlich hatte Senff für die Dienstbesprechung den offiziellen Termin am Montag Vormittag übernommen. Jedoch änderte er diesen Termin wiederholt frei nach Gusto kurzfristig und sorgte aktiv dafür, dass Schehlen von der Terminänderung nichts erfuhr. Anderen Mitarbeitern war es strikt verboten, den Stellvertreter davon in Kenntnis zu setzen. So wurde es nach wenigen Wochen Usus, dass Schehlen als einziger Angestellter zusätzlich zu den, beziehungsweise anstelle der Dienstbesprechungen, die er ja zwangsläufig meist versäumte, auch Donnerstags in Senffs Büro zitiert wurde, um über geleistete Arbeiten zu rapportieren. Der Ton war ab dem ersten Gespräch mindestens eisig, oft sogar ungehalten. Dann bellte Senff den harmlosen Schehlen an, warf ihm vor, schlecht zu arbeiten oder bedrohte ihn zuweilen mit dienstrechtlichen Maßnahmen, gegen die der sich einfach nicht zu wehren wusste. Der zurechtgestutzte Mann wusste ja nicht einmal, was das alles sollte, er erkannte nicht, worauf das alles hinauslaufen sollte. Wenn er sich zu äußern versuchte, wurde er sogleich von Senff in einem heiseren Feldherrnton unterbrochen, dem er nichts entgegenzusetzen hatte. Was hier gespielt wurde, begriff der Noch-Stellvertreter nicht. Dazu war seine Weltsicht einfach zu freundschaftlich geprägt. Er verstand einfach nicht, dass und wie er hätte handeln müssen.

Außerhalb von Senffs Büro vermied es der neue Direktor, Schehlen direkt anzuschauen. Auffällig verächtlich verdrehte Senff immer die Augen, wenn die zwei nicht alleine waren. Regelmäßig putzte er ihn mit fadenscheinigen Argumenten vor anderen Angestellten des Amtes herunter. Eigentlich waren diese Situationen sogar die einzigen Momente, in denen Senff überhaupt mit Scheh-

len sprach.

Ein paar Monate nach dem Übernahme der Amtsleitung durch Senff ergab sich durch die Pensionierung eines verdienten Grabungstechnikers die Möglichkeit, die Zimmerverteilung im Amt nachhaltig zu korrigieren. Schehlen, der bis dahin neben Senff residierte, wurde nun in ein kleines schimmeliges Kämmerchen neben den Toiletten versetzt, das dem Hausmeister zuvor als Abstellkammer gedient hatte. Genau genommen blieb es natürlich eine Abstellkammer, denn Schehlen wurden weitere Aufgaben entzogen und im Ausgleich dazu immer idiotischere Tätigkeiten übertragen.

Erst hatte er den Auftrag bekommen, die Ortsakten mit den Fundstellen zu digitalisieren, in dem die Zettelwirtschaft aus 100 Jahren eingescannt werden sollte. Doch schnell fielen Senff hier und da Unregelmäßigkeiten in der Umsetzung auf, die ihm nicht gefielen, da musste Schehlen die Aufgabe Plankenreiter überlassen, der kurz zuvor in das Amt geraten war. Ab diesem Zeitpunkt war Robert in Senffs Büro stummer Zaungast während des Donnerstagsrapports.

Schehlen blieben nun faktisch kaum noch Aufgaben, er hatte aber in seiner Position auch keine Möglichkeiten, sich selbst neue Felder zu erschließen. Ab und zu erhielt er noch simpelste Arbeiten, an denen nur er alleine werken konnte. Mal sollte er für die eine Etage eine Vitrine füllen, mal galt es, eine Schautafel zusammenzustellen. Darüber hinaus hatte er jedoch kaum mehr die Mittel, Kontakt mit anderen Mitarbeitern zu halten. Dafür durfte er mehr und mehr Plankenreiter zuarbeiten. Dies geschah natürlich vornehmlich, um Robert einzuarbeiten, der bereits auf den Sprung für die Stellvertreterstelle war.

Genau zu dieser Zeit begann der Angriff vom zweiten Flügel. Robert war für die Drecksarbeit zuständig. Er streute Gerüchte bei den Angestellten, dass Schehlen psychisch krank sei, sich aber weigere, sich in Behandlung zu begeben. Vorsichtig verbreitete er Klatsch, Schehlen tränke gerne mal einen über den Durst und sei deswegen zurückgestuft worden. Überhaupt wurde der Noch-

Stellvertreter systematisch lächerlich gemacht und ein Opfer übler Nachrede.

Irgendwann wurde es dann zu viel. Schehlen wurde tatsächlich krank. Das geringste, was sich bei ihm zeigte, war noch ein starkes Unwohlsein bezüglich aller Dinge, die mit dem Amt in Verbindung standen. Er klinkte sich aus der Archäologie aus, er floh vor den den letzten sozialen Bindungen zu anderen Denkmalpflegern. Er verließ so unbewusst den Kreis, der ihm den letzten Schutz geben konnte. Stattdessen trat er in einen Teufelskreis aus weiteren Erniedrigungen und stärker werdenden psychischen Verletzungen, denen er immer weniger entgegenzusetzen hatte. Den Kampf im Amt hatte er längst verloren. Bald änderte er seine Anstellung in eine Teilzeitstelle und schlussendlich ließ er sich sogar noch aus dieser Stelle drängen, einfach um diesem täglichen Terror zu entfliehen. Aber nicht einmal dieser Schritt konnte jetzt noch verhindern, dass er sich in professionelle Behandlung begeben musste. Senff war es mit Hilfe Plankenreiters gelungen, aus der üblen Nachrede über Schehlens psychischer Erkrankung eine echte Krankheit zu machen.

*

Senff hatte zu Ende gepinkelt, er schüttelte sich die Erinnerungen an seine frühere Stellvertretung aus dem Kopf. Er ärgerte sich, dass jemand diesen Ungeist aus seinem Gedächtnis gekramt hatte. Dieser unselige Typ, kam es Maxim in den Sinn, der hat doch von Anfang an gegen mich opponiert, weil er die Stelle des Direktors haben wollte. Maxim nestelte mit der einen Hand an seiner Hose und betätigte mit der anderen die laut kraschende Spülung. Die beiden Herren an den Pissoirs sagten nichts mehr, als sie merkten, dass da jemand gewesen war, der ihr Gespräch belauscht hatte.

Maxim öffnete die Tür. Obwohl beide mit dem Rücken zu ihm

standen, erkannte er sofort, es waren Hobbler und Trudolf von der Inventarisierung. Beide ahnten, wer da hinter ihnen stand, getrauten sich jedoch nicht, sich umzudrehen. Dann sagte einer fast mehr aus einer Ahnung heraus: „Guten Tag, Herr Direktor!“, und der andere wiederholte den Gruß.

„Guten Tag!“, spitzte Senff und schritt ruhig in den Vorraum zu den Waschbecken. Die Stille im WC erinnerte an Glas. Maxim hörte, wie es irgendwo leise tropfte, Hobbler und Trudolf waren inzwischen ohrenscheinlich fertig, wagten jedoch noch nicht, die Pissoirs zu verlassen. Daher betätigten sie auch noch nicht die Spülung. Maxim beugte sich am Becken steif vor und drehte mit einem leichten Schielen zu den beiden anderen den Wasserhahn auf. Er benetzte die Hände zaghaft, griff unter den Flüssigseifenspender und spritzte sich mehrere Tropfen auf die rechte Hand. Dann verrieb er matschend den Seifenschaum in einer eigentümlichen Mischung aus der ihm eigenen Hektik und einer gewollten Langsamkeit. Ohne es sich auch nur in Gedanken einzugestehen, wusste er instinktiv, er durfte dieses Schlachtfeld nicht zu schnell verlassen. Anderenfalls wäre es ihm als Niederlage ausgelegt worden.

Hobbler und Trudolf warteten immer noch vor den Keramikschüsseln. Als Senff merkte, dass sie sich nicht zu ihm trauten, als ihm auffiel, welche Macht er selbst in diesem Moment auf sie ausübte, genoss er es und verlangsamte seine Handlungen auch noch. Er spülte konzentriert den Seifenschaum von seinen Händen, von jedem Finger und aus jedem Fingerzwischenraum. Dann griff er zu dem Papier, um sich die Hände zu trocken und rieb die letzte Feuchtigkeit von der Haut. Er glaubte fast, den Angstschweiß der zwei riechen zu können, knüllte das Papier zusammen und legte es fast zärtlich in den Mülleimer. Er beugte sich noch einmal vor den Spiegel und fuhr sich mit dem rechten Zeigefinger über die Augenbrauen. Mit der derselben Hand wischte er sich einmal über die Haare und kramte mit der anderen seinen Kamm aus der Gesäßtasche, mit dem er die fisseligen Spinnfäden an seinem Kopf in eine Ordnung zu bringen trachtete.

Hobbler gab auf. Er betätigte jetzt auch stumm die Spülung und trat langsam zu den Waschbecken. Trudolf war weniger mutig und wartete noch. Hobbler stand nun neben Senff und wusch sich die Hände. Der Direktor wurde immer langsamer in seinen Bewegungen, würdigte die beiden Inventaristen jedoch keines Blickes, sondern konzentrierte sich auf das Kämmen seines Spiegelbildes. Tonlos fragte er in Richtung der Pissoirs: „Sie sind doch für den Personalrat bei der Bewerbung heute, nicht wahr Trudolf?“

„Ja, Herr Direktor“, nickte der ruhig und betätigte dann die Spülung.

„Dann sehen wir uns ja nachher“, sagte Maxim, drehte sich seine Fliege zurecht und schabte noch zweimal pikiert an dem Flecken auf seiner Fliege, der ihn bereits am Morgen geärgert hatte.

„Ja, Herr Direktor.“

Dann steckte Senff sich den Kamm wieder ein, drehte sich zur Tür und verließ die Toilette aufrecht. Als er im Büro seiner Sekretärin stand, reichte sie ihm unterwürfig lächelnd die Post in die Hand.

*

Senff verzog sein Gesicht zu seiner pseudofreundlichen Fratze und nahm mehrere Umschläge unterschiedlichen Formats entgegen. Dann stolperte er in sein Büro und schloss die Tür mit einer rückwärtigen Armbewegung, ohne seinen Blick von der Post zu lösen. Er schlurfte zu seinem Schreibtisch ließ sich plumpsend auf den Sessel fallen und warf die Post rücksichtslos auf die Arbeitsfläche. Voller Zufriedenheit sah er, dass die Scheckow ihm eine neue Tasse Kaffee eingeschenkt hatte. Neben dem Füllfederhalter lag ein Brieföffner, der sich für einen Landesarchäologen geziemte. Es war eine Miniatur eines urnenfelderzeitlichen Schwertes aus Messing. Maxim schnitt damit einen Brief nach dem anderen an der kurzen Seite auf und fingerte umständlich die

Post heraus. Diese Technik wandte er sowohl bei großen Umschlägen an als auch bei kleinen Kuverts.

Der Inhalt der Post war bunt durcheinandergewürfelt. Ein Fachverlag schickte ihm das aktuelle Archäologieprogramm. Senff blätterte nur kurz durch, ob der Sammelband, an dem er lediglich als untätiger Herausgeber beteiligt war, bereits aufgeführt würde. Als er den Band entdeckt hatte, schnippste er das Programm befriedigt zu Seite. Er griff nach der Untertasse und zog sich das Coffeinensemble heran.

Aus einem anderen Umschlag zog er die Einladung zu einer Tagung, die ihn zwar überhaupt nicht interessierte, wo er aber immerhin ein wichtiges Gesicht machen könnte. Er betrachtete das geplante Grundprogramm und überlegte gelangweilt. Er würde keine Zeit mehr dazu haben, dachte er, bis dahin würde er sicherlich bereits im Kultusministerium residieren.

Dann griff Maxim aus dem ungeordneten Haufen einen großen Umschlag, bei dem er sich sicher war, dass es sich um eine Bewerbung für eines der ausgeschriebenen Volontariate handeln musste. In anderen Ämtern landete solche Post gewöhnlich in der Personalabteilung, hier legte der Chef großen Wert darauf, als erster einen Blick auf Bewerbungen zu werden. Alle anderen notwendigen Arbeiten hatte ja Plankenreiter für ihn übernommen.

Natürlich hatte auch Plankenreiter keine Ahnung und noch weniger Interesse an den Arbeiten. Das war Senff aber egal. Hauptsache irgendjemand machte die Arbeiten, die in der Forschung als seine eigenen Leistungen betrachtet wurden. Also bestand Plankenreiters wichtigstes Vermögen darin, Arbeit zu delegieren. Bis sie dann schlussendlich auf dem Schreibtisch – oder häufiger im Werkvertrag – irgendeiner armen Sau landeten, die die Leistung tatsächlich erbringen musste, es aber im Gegensatz zu den festangestellten Vollidioten auch vermochte. Daher hatte Senff genügend Zeit, sich um Bewerbungen selbstpersönlich zu kümmern. Inzwischen liefen die natürlich nicht mehr in irgendeiner Burger-Kaschemme, sondern unter Begutachtung all der erforderlichen Amtspersönlichkeiten aus Frauenvertretung, Personalrat und Ab-

teilungsleiter der zuständigen Abteilung. Trotz dieser Widrigkeiten ließ Maxim sich diese Abläufe überhaupt nicht aus der Hand nehmen. Zu groß war seine Freude an der Leitung und Überwachung des Bewerbungsausschusses.

Wenn es sich nun anbot, einmal wieder für ein Jahr (mit Option auf Verlängerung!) einen Volontär anzustellen, der am liebsten gleich umsonst zu arbeiten hatte, pestete Senff die Sekretariate der einschlägigen Institute in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland mit Ausschreibung zu. Zuweilen machte er das sogar einfach nur, um mal zu schauen, was der Markt so hergibt, obwohl also von vornherein sicher war, dass keine Stelle zu vergeben war.

Arme arbeitslose Akademiker, die sich sogar an dem Strohhalm hielten, eine Stelle bei diesem Tyrannen zu erhalten, gab es zur Genüge. Sie bewarben sich gewöhnlich zu Hunderten. Diese Zahl mag dem Fachfremden gewöhnlich erscheinen. Innerhalb der deutschen Archäologie, in der in einem Jahr kaum ein Dutzend Stellen ausgeschrieben sind, sind sie eine heillose Katastrophe. Zumal es die deutsche Wirtschaft überhaupt nicht einsieht, in der Besetzung ihrer ausgeschriebenen Stellen auch nur einen Deut so flexibel zu sein, wie sie es von den bettelnden Bewerbern verlangt. Echte Ausweichmöglichkeiten sind also nach einer sehr konzentrierten Ausbildung kaum vorhanden, denn selbst wenn man die erwünschten Fähigkeiten mitbringt, sind sie nur in den seltensten Fällen schriftlich nachweisbar. Und gerade die deutsche Wirtschaft hat ja schon vor Jahrzehnten bewiesen, welchem Gut sie einen höheren Stellenwert einräumt, wenn sie vor die Wahl „Papiere oder Menschenleben“ gestellt wird.

Die Stapel der Bewerbungsmappen mochte Senff auf seinem Schreibtisch. Zeugnisse des lausigen Packs, das ihn anhimmelte, bei ihm und für ihn arbeiten zu dürfen. Es war eben die Fortführung seiner Politik der Verlagerung jeglicher Arbeit auf andere, die er über die Jahre perfektioniert hatte. Gerne blätterte er durch die Bewerbungen so wie jetzt.

Das Bewerbungsschreiben lag weit aufgeschlagen vor ihm. Er studierte das Anschreiben, das der Idiot nicht aufgelegt hatte, son-

dern in die Mappe gefriemelt hatte. Maxim zog das Anschreiben aus seiner Umklammerung und verbeulte das Papier. Mit rechts hielt er sich das Blatt vor die Nase, mit links griff er zur Kaffeetasse und schlürfte, ohne seine Augen von dem Brief zu wenden. Während er den Brief las und sich über komische, nur ihm unverständliche Formulierungen wunderte, tropfte Kaffee von seiner hässlichen Unterlippe, die über die Jahre die Form einer aufgeplatzten Rostbratwurst angenommen hatte. Wieder merkte er das Kleckern nicht, die schwarzbraune Soße tröpfelte auf seine Fliege und sogar unfein auf das Titelblatt der Bewerbung. Maxim bemerkte das erst, nachdem er die Tasse wieder abgestellt und den Brief zur Seite gelegt hatte. Dann stutzte er einen Moment und fragte sich, sind die Tropfen von mir?

Mit dem Handballen rieb er zweimal auf dem Titelblatt und stellte so fest, dass die verteilten Flecken von ihm sein mussten. Er schüttelte zweimal schwach den Kopf, ganz so als wundere er sich über die Schlampigkeit des Bewerbers. Wieder griff er nach der Tasse und schlürfte langsam ihren analeptischen Saft, während er sich unschlüssig durch Lebenslauf und Zeugnisse hindurchblätterte, ohne dabei irgendeinem besonderen System zu folgen. Erst war er sich nicht schlüssig, ob er den Bewerber ausschließen sollte, bis er sich eines Momentes gedachte, in dem er mit dessen Doktorvater einmal einen eigentlich unwesentlichen Disput hatte. Er vergaß vollkommen, dass er den Bewerber doch ohnehin nicht mehr erleben sollte, wenn die Landtagswahlen so verliefen, wie er sich das vorstellte.

Der Bewerber wurde also aussortiert und gelangte somit nicht auf den kaum vorsortierten Berg mit nahezu fünfzig Bewerbungen. Das war die Zahl der geladenen Kandidaten. Senff ließ stets so viele finanziell auf schwachen Beinen stehenden Bewerber skrupellos aus ganz Mitteleuropa anreisen, selbst wenn er sie in seinem stark eingeschränkten Geist eher im Hinterfeld platziert hatte.

Ein Bewerbungsgespräch auf die Stelle eines früher beginnenden Volontariats war für diesen Tag noch anberaumt. Dazu war ein

Kandidat geladen, der auf eigene Kosten mehrere hundert Kilometer anzureisen hatte. Eigentlich hatten die Gespräche für diese Stelle in der Vorwoche stattgefunden, faktisch war sie sogar bereits vergeben, aber Senff mochte den Spaß, den aussichtslosen Bewerber noch zu erleben. Schließlich konnte der Hohepriester der Faulheit dessen Huldigung nur hier in seinem Tempel gebührend entgegennehmen.

Für dieses Festival der Dummheit überlegte er sich im Vorfeld zusammen mit Robert stets dreizehn lächerliche Fragen. Den letzten Fragenkatalog hatten sich die beiden bei einem gemütlichen Bier in einem nahegelegenen Bierkeller ausgedacht. Dabei waren die Fragen mit wenigen Ausnahmen, die den Schein wahren sollten, absichtlich so formuliert, dass sie die Bewerber verwirren sollten. Sie waren auch bei allen Bewerbern eines Durchlaufs gleich und von vornherein derart angelegt, dass sie alle Bewerber aus der Fassung bringen mussten. Diese Fragen betrafen Themen und Arbeitsabläufe, mit denen sich nicht nur der Volontär im Amt niemals beschäftigen würde, sondern von denen auch sonst keiner im Amt jemals betroffen war. Das interessierte aber auch niemanden. Das unwichtige, aber aus Maxims Sicht leider unvermeidbare Geschmeiß aus Personalrat, Gleichstellungsbeauftragte und anderen Amtsschimmelnotwendigkeiten verstand den Zusammenhang mit der Stellenausschreibung ja ohnehin nicht. Und die große Mehrheit der Bewerber tat den Teufel, sich zu beschweren. Die wenigen, die zurecht fluchend und schimpfend das Inquisitionszimmer verließen, hatten mit diesem Schritt das Bewerberkarussell von sich aus verlassen. Insgeheim staunte Senff übrigens über solchen Schneid. Es war zwar klar, dass so jemand die Stelle nicht bekommen durfte, Maxim wäre aber hoch erfreut darüber gewesen, einen derartigen Charakterzug an sich entdecken zu dürfen.

*

Senff öffnete seine abschweifenden Augen und schüttelte den Kopf. Mit wenigen orientierenden Blicken fuhr er im Büro herum, dann schüttelte er seine Uhr aus dem Ärmel, um die Zeit nachzusehen.

Kurz vor Zwölf, dachte er, dann kann ich endlich Mittag machen.

Maxim griff unter die Bewerbungsmappe und hob sie flach zur Seite, um sein Mittagessen zu verspeisen. Er kramte sich aus der Tasche eine Plastikdose, einen einzelnen Apfel und eine Banane. Dann begann er damit, aus der Dose ein belegtes Brot zu essen und lauschte der Mittagsstille im Amt. Ab und zu klapperten Schritte über den Flur. Entfernt hörte man ein Auto verbeihuschen, viel Verkehr war nie in der Nähe des kleinen Schlösschens. Bevor er weitere Stücke von dem Brot abbiss, trank er ab und zu einen Schluck aus der Tasse, dann kaute er weiter. Nach dem Brot entkleidete er sorgfältig die Banane und operierte mit spitzen Fingern noch das kleinste Fäserchen von dem Fruchtfleisch. Er ekelte sich davor, das Innere zu berühren. Als die Südfrucht vertilgt war, griff er sich den wachsglänzenden Apfel und biss herzhaft hinein. Nach zwei Bissen klopfte es an seine Tür, er pausierte einen Augenblick, überlegte kurz, während er den Apfel von dem Mund weghielt und kinnkaute dann schnell das Stück zu Ende. Mitsamt seinem Stuhl rollte er Stück zur Seite, drehte sich und bat den unerwünschten Gast hinein.

Es war Robert, der die Tür offen hielt und nur seinen Oberkörper in das Büro lehnte. Maxim zeigte sich selbst von seiner wichtigsten Verbindung zur amtlichen Außenwelt im Essen so gestört, dass er den Apfel im Mülleimer entsorgte.

„Was willst du?“, fragte Maxim genervt und schmatzte Apfelschalenreste aus den Zwischenräumen der Zähne.

„Oh, du isst gerade?“, erkundigte sich Robert dumm. Immerhin wäre zu erwarten gewesen, dass er die Gewohnheiten seines wichtigsten Protektors nach fast zwanzig Jahren kennen sollte, „Entschuldige bitte. Ich wollte nach dem Termin nachher fragen und die Scheckow ist schon zur Kantine.“

„Ja“, bellte Maxim, „der Termin ist um Zwei.“

„Gut, dann sehen wir uns ja nachher“, verabschiedete Robert sich. Er wusste, dass er Maxims Essen nicht unter-, sondern abgebrochen hatte. Robert federte zurück und schloss die Tür in derselben Bewegung.

Maxim spürte einen flachen Zorn in sich aufsteigen. Er nahm die Kaffeetasse, schwenkte die Kaffeereste und spülte mit einem Schwung den Apfelgeschmack aus dem Mund. Dann stand er auf, stellte sich mit hinter dem Rücken verschränkten Armen vor eines der Fenster und blickte kurz in den Garten.

Wenige Momente später wankte er zur Sitzecke und fläzte sich in die Designersessel, um ein kurzes Nickerchen zu machen.

14

Maxim wurde erst von der leiernden Melodie der Amtstelefonanlage geweckt. Er öffnete die verkniffenden Augen und brauchte eine Sekunde, um sich zurechtzufinden. Dann lehnte er sich vor und stand gesetzt auf.

Warum geht die Scheckow nicht an das Telefon? fragte er sich und blickte auf die Uhr, nachdem er sie wieder aus dem Ärmel geschüttelt hatte. Es war bereits halb zwei, er war etwas verwundert, so lange geschlafen zu haben, nein, er hatte sich ja nur einen Moment entspannt, verbesserte er sich selbst.

Maxim ging hinter seinen Schreibtisch, setzte sich auf seinen Stuhl, lehnte sich wichtig vor und nahm den Hörer ab.

„Landesamt für Denkmalpflege, Doktor Senff am Apparat?“

„Herr Direktor?“, fragte seine Sekretärin, „Hier ist ein Herr vom

Fernsehen, der möchte Sie diese Woche noch interviewen. Es geht um dieses Flugzeug aus dem Zweiten Weltkrieg und um das Kultusministerium."

Senff wurde geschmeidig, das interessierte ihn und schmeichelte ihm zugleich.

„Ja, machen Sie ruhig einen Termin mit ihm aus", lächelte er zahm.

Die Sekretärin wies ihn freundlich darauf hin: „Ihr Terminkalender ist diese Woche aber voll, dann müssten Sie einen Termin absagen."

„Jaja, kein Problem. Die Woche ist doch der Termin mit dem Dingsbums, na, wie heißt er gleich, der mit seinen Studenten für eine Führung durchs Amt vorbeikommen wollte. Das soll Robert oder sonstwer machen", wimmelte Senff harsch ab.

„Dann werde ich das ändern, Herr Direktor."

Senff legte auf. Er drehte sich in seinem Stuhl, dass er nach draußen blicken konnte, dazu hielt er sich seine Hände so vor die Brust, dass die gespreizten Finger sich gegen ihr jeweiliges Pendant stützten. Er überlegte eine Weile und dachte befriedigt an den Fernsehauftritt. Nach einem Moment stand er auf, ihm wurde bewusst, dass das Bewerbungsgespräch bald beginnen würde.

Er ging zu dem Schrank, öffnete ihn, angelte den Kleiderbügel mit dem Sakko heraus und zog es an. Dann ging er vor der Schranktür leicht in die Knie, um sich in dem auf der Innenseite der Tür angebrachten Spiegel noch einmal zu begutachten. Er kräuselte die Stirn, zog erneut den Kamm aus der Tasche und ordnete seine durch das Nickerchen ziemlich derangierten Haare. Ein paar einzelne Ausreißer ließen sich von dem Kamm nicht beeindrucken, Maxim musste sie mit etwas Speichel richten. Dann zerrte er sanft seine Fliege richtig und bemerkte neue Kaffeeflecken. Seine Lippen verzogen sich angewidert und er versuchte erfolglos, die Flecken zu verreiben, die längst tief eingewirkt waren. Maxim ärgerte sich. Mit zornigen Augen schloss er den Schrank wieder, ging zu einem Regal, dem er eine dünne Mappe mit den Unterlagen für das Bewerbungsgespräch entnahm und verließ sein Büro.

Das Gespräch fand in einem Konferenzraum im Erdgeschoss statt. Senff winkte verkürzt und glitt an seiner Sekretärin vorbei. Dann schlich er die Treppe nach unten.

Vor dem Konferenzraum saß im Flur bereits der Kandidat. Er versuchte zwar entspannt zu wirken, aber Senff konnte die Angst spüren. Zu dem stummen Gruß, den der Direktor ihm gewährte, lächelte Maxim nicht, sondern er grinste. Jetzt wurde auch sein Schritt federnd und er ging in den Raum.

Im Inquisitionszimmer waren bereits die meisten anderen Teilnehmer da. Frau Attermann, die Gleichstellungsbeauftragte, unterhielt sich mit der Sekretärin aus der Personalabteilung, mit Frau Jeckel. Sie war für den Papierkram zuständig, hatte also nichts zu sagen, musste aber die Arbeit leisten. Vom Baudenkmal war noch Dr. Fabricius da, Senff visierte kurz durch den Raum und ging dann zu Fabricius, um mit ihm gedrungen zu reden.

Frau Jeckel hatte den Tisch für das Gespräch bereits gedeckt. Zumindest für die Mitglieder des Bewerbungsausschusses, der Bewerber bekam keinerlei Getränke. Senff schaute auf die Uhr, es war fünf Minuten vor Zwei, Trudolf und Robert fehlten noch. Da öffnete sich die Tür und Herr Trudolf trat gehetzt ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor“, versuchte er jedem Protest entgegenzukommen, doch Senff ranzte ihn an: „Haben Sie mal auf die Uhr geschaut? Das ist ja wohl unmöglich!“ Mit Absicht sprach er so laut, dass der Kandidat draußen es hören musste. Robert fehlte noch immer.

Frau Attermann traute sich, auf dessen Fehlen hinzuweisen. Als Gleichstellungsbeauftragte fühlte sie sich dem Direktor gegenüber besonders mutig: „Tja, fehlt ja nur noch der Herr Plankenreiter – sollen wir den Herrn Fries schon mal reinbitten?“

Da öffnete sich die Tür und Robert schlenkerte herein, mit Herrn Fries im Schlepptau.

„Dann kommen sie gleich mal mit rein“, sagte er, und alle schauten zu den beiden.

Dr. Rüdiger Fries trug einen unförmigen Anzug von C&A, der sich um seinen ausgehungerten Körper schlang wie ein ausge-

wachsene Pferdedecke um ein Shetlandpony. Die Spannung, unter der er stand, war kaum übersehbar. Er wurde von Robert mehr in das Zimmer gezerrt.

Trudolf blickte zur Tür, zu dem Nachzügler und den Bewerber, er schaute dann leicht grimmig zu Senff in der Erwartung, dass Robert einen ähnlichen Einlauf bekäme wie er selbst. Natürlich ersparte Senff sich diese Aufführung. Niemals hätte er seinen Liebling vor der Amtsöffentlichkeit heruntergeputzt. Dabei war er tatsächlich sauer, zum zweiten Mal schon an diesem Tag hatte Robert ihn völlig unnötig im reibungslosen Ablauf seines Tages gestört.

„Ja gut“, sagte er, „dann setzen Sie sich mal da hin“, und wies auf einen Platz, der seinem und Roberts Platz gegenüber lag. Die anderen Teilnehmer dieser Farce waren dagegen in eine weiter entfernte Umlaufbahn um den Konferenztisch gesetzt. Neben Robert saß Frau Jeckel, um ohne größere Schwierigkeiten den Kaffee der Teilnehmer nachschenken konnte. Es folgte Frau Attermann, Herr Trudolf und zuäußerst Dr. Fabricius, der von dem Frage-Antwort-Spiel fast nichts mitbekommen konnte, weil die Akustik in dem Raum viel zu schlecht war. Jeder hatte einen Block oder wenigstens einen flachen Stapel Papier vor sich liegen und hielt in einer Hand einen Kugelschreiber.

Doktor Fries nahm schweigend den Platz ein, den Robert ihm mit einer wortlosen Handbewegung zugewiesen hatte. Als Fries sich gesetzt hatte, fiel Frau Attermann erst auf, wie schlecht der Anzug tatsächlich saß. Sie verdrehte ihre stark umschminkten Augen und schaute leicht genervt nach außen.

Senff übernahm das Wort: „So, dann stelle ich die Runde mal kurz vor. Sie sind also der Herr Rüdiger Fries“, er schielte kurz auf seine Unterlagen, „Herr Doktor Fries“, lächelte er dann, „soviel Zeit muss sein!“

Doktor Fries grinste nervös.

„Mein Name ist Senff, sie kennen sicherlich meine Arbeiten“, Fries nickte, „hier neben mir sitzt der Herr Plankenreiter“, Maxim wies mit der flachen Hand auf die einzelnen Personen, „dann

kommt Frau Jeckel, die Ihnen nachher noch etwas zu den allgemeinen Abläufen sagen wird.“ Frau Jeckel nickte grüßend und flüsterte einen unausgesprochenen Gruß, Senff machte längst weiter mit der Vorstellung: „Daneben ist Frau Attermann, die Gleichstellungsbeauftragte, dann der Herr Trudolf vom Personalrat und zuletzt Herr Doktor Fabricius von der Abteilung Baudenkmal.“ Die anderen rührten sich nicht einmal zu einer Geste.

Fries lenkte seinen Blick zurück auf Senff. Der grinste süffisant, als läge ein saftiges Steak vor ihm.

„So, Herr Doktor Fries, wir haben heute für Sie dreizehn Fragen vorbereitet, die wir gerne von Ihnen beantwortet hätten. Fangen wir am besten mit einer Frage an, mit deren Beantwortung Sie sich ein bisschen aufwärmen können. Stellen Sie sich doch bitte einfach mal kurz vor.“

Fries räusperte sich und begann: „Ja, also, äh, ich komme aus Norddeutschland, ich bin in Wesselburen geboren, habe bei der Bundeswehr, also bei der Marine meinen Wehrdienst abgeleistet und danach in Hamburg Archäologie studiert.“

„Archäologie?“, fragte Senff und kritzelte sich ein paar Hieroglyphen auf seine Unterlagen. Einige von den anderen kritzelten mit, Dr. Fabricius malte Männchen.

„Ja, äh, klassische Archäologie im Nebenfach. Im Hauptfach Vor- und Frühgeschichte, dazu noch Ethnologie. Ja, äh, dann habe ich in Hamburg auch promoviert, Thema der Doktorarbeit waren die Besonderheiten in der Bauweise emsländischer Megalithgräber.“

„Gut“, sagte Senff und meinte etwas anderes, „dann kommen wir gleich zur zweiten Frage: Können Sie die Ergebnisse ihrer Dissertation in einem Satz darstellen?“

Die Augen von Fries wurden einen kleinen Moment lang groß, das Blut sackte ihm kurz weg, er räusperte sich wieder, „Ja, ähem, da muss ich einen Moment meine Gedanken sammeln“, und schwieg. Alle kritzelten wie wild auf ihren Zettelchen.

„Ja, in meiner Untersuchung habe ich festgestellt, dass die emsländischen Megalithgräber sich in der Bauweise wesentlich von

denen anderer Trichterbecherregionalgruppen wie in Schleswig-Holstein oder Mecklenburg-Vorpommern unterscheiden.“

Senff verstand kein Wort. Er schrieb wieder irgendetwas und fragte dazu abgelenkt: „Mecklenburg-Vorpommern. Sind Sie schon mal da gewesen? Kann man schön Urlaub machen.“

Fries wackelte unsicher mit dem Kopf und hauchte ein „nur kurz“ in die Runde.

„Gut“, machte Senff und fragte dann, „Wie sieht es denn mit den Strukturen der Denkmalpflegeämter aus? Welche kennen Sie?“

Fries stutzte erneut, ihm wurde zwar noch immer nicht recht klar, was diese Fragen sollte: „Meinen Sie, was es für Ämter gibt? Ja, da gibt es die Landesdenkmalpflegeämter“, er machte eine kleine Pause, „oder auch die Kulturbehörden.“ Dann wurde sein Blick fragend, er sagte: „Jedes Land hat sein eigenes Denkmalpflegeamt, zum Teil dann noch untergliedert in einzelne Bezirke, Landesteile oder Kreise“, und schaute in die Runde.

Senff unterbrach: „Bei welchem Denkmalpflegeamt haben Sie denn persönlich schon gearbeitet?“

„Oh, in Niedersachsen bei verschiedenen Kreisen, in Hamburg –“

„Also in Harburg?“, fragte Robert zwischen.

„Ja, genau, äh, dann in Nordrhein-Westfalen, also das heißt nur in Westfalen, und ein paar Mal noch in Hessen.“

„Arbeiten Sie lieber alleine oder lieber im Team?“, wollte Senff dann wissen.

„Natürlich kann ich jede Aufgabe alleine bewältigen, aber ich bin auch teamfähig und arbeite auch gerne im Team.“

Die meisten Leute gegenüber von Fries machten sich wild Notizen, für einen Moment herrschte ein gepresstes Schweigen. Senff genoss diese Ruhe für seinen Angriff.

„Welche Denkmalpflegegesetze kennen Sie denn, die die Pyramiden von Palenque schützen?“

Fries wurde wieder bleich. Er blickte die Gruppe an, die nach den Blicken zu schließen kein Mitleid mit ihm hatte. Nach kurzem

Schweigen riet er mit einer fragenden Stimme: „Äh, Weltkulturerbe?“

„Richtig“, sagte Robert, „zu welcher Organisation gehört das denn?“

„Zur UNESCO“, sagte Dr. Fries dann.

„Was umschreibt dieses Gesetz denn?“, erkundigte sich Senff.

Nach einer kurzen geistigen Formulierungspause sagte Fries: „Das Gesetz schützt wichtige Fundplätze und kulturelle Güter in der Welt vor Verschandelung und Zerstörung.“

„Aha“, machte Senff und schmierte sich etwas auf sein Blättchen. Ohne Aufzublicken hakte er nach: „Kennen Sie denn ein deutsches Denkmal, dass unter dieses Denkmalpflegegesetz fällt?“

„Da fällt mir zum Beispiel Quedlinburg ein.“

„Wie sieht es denn da aus, was gibt es da?“

„Also, da ist die gesamte Altstadt Welterbe. Das sind der Bereich des Königshofs mit dem Schlossberg, die Kirchen und, äh, ja, der gesamte historische Altstadtbereich innerhalb der Stadtmauer einschließlich der Gassen und Plätze.“

„Stimmt, der Königshof“, machte Senff wichtigtuerisch. Er hatte keine Ahnung, wovon Fries sprach.

„Dann gibt es darin noch die Sankt-Servatius-Kirche, die Sankt-Marienkirche und, äh, die Sankt-Wipert-Kirche –“

Senff unterbrach kopfnickend: „Die ist nach dem heiligen –“

Den Rest des Satzes sprachen Senff und Fries zusammen: „– Wipert benannt.“

Dann redete Senff wieder alleine: „Kennen Sie denn ein international bedeutsames Bodendenkmal hier in unserem Bundesland?“

Fries schaute eine Schrecksekunde stumm und erwiderte dann: „Die Alteburg.“

Senff beugte sich nun nach vorne auf den Tisch und lehnte mit beiden Ellbogen auf seinen Unterlagen. Eine Hand ruderte in der Luft, als er fragte: „Und? Was gibt es da?“

„Ja, die Alteburg ist ein bedeutsames Denkmal aus der Jungsteinzeit, es ist eine Wallanlage mit zahlreichen Hausgrundrissen und vor wenigen Jahren ist ein Brunnen ausgegraben worden, des-

sen Hölzer naturwissenschaftlich etwa in die Zeit 3000 vor unserer Zeitrechnung datieren."

„Welche Wegweiser", erkundigte sich Robert dann von der Seite, „kennen Sie denn noch zu Denkmalpflegegesetzen?"

Fries fragte nach: „Wegweiser? Ich glaube, ich verstehe die Frage nicht richtig, meinen Sie Literatur?"

Robert nickte schwach ohne es als Bejahung zu meinen, die anderen glotzten in die Luft oder durch Fries hindurch.

„Vermutlich übers Internet", sagte Fries unsicher mit einem leicht fragenden Unterton.

Dann übernahm Senff wieder mit einer gehetzten Frage: „Würden Sie eigentlich Werbung auf einem Bodendenkmal dulden?"

„Werbung?" Fries dachte einen Augenblick nach, schüttelte dann den Kopf, „Nein, auf einem Bodendenkmal grundsätzlich eher nicht."

„Wenn die Werbung als solche erlaubt wäre, unter welchen Voraussetzungen würden Sie sie denn auf einem Denkmal dulden?"

„Also höchstens unter der Voraussetzung, dass sie, äh, dezent und angemessen gestaltet ist und der Erlös der Werbung auch dem, äh, dem Denkmal zugute kommt, also seiner Erhaltung oder wenigstens Erforschung."

Senff macht ein müdes „Aha!" und fragte dann weiter: „Eine letzte Frage haben wir noch: Würden Sie Werbung für Bier auf einer Ausgrabung dulden, wenn die Firma die Ausgrabung finanziert?"

Fries schüttelte leicht den Kopf und meinte: „Ich glaube, das sähe ein bisschen seltsam aus, aber für die Finanzierung müsste man vielleicht ab und zu in den sauren Apfel beißen. Wahrscheinlich müsste man das dann im Einzelfall entscheiden."

„Ja, Herr, äh", Senff schaute absichtsvoll auf seine Unterlagen, um nach dem Namen zu schauen, „Herr Doktor Fries, ja, das war es schon, dann wird Ihnen die Frau Jeckel jetzt noch ein Informationen zu der Stelle geben." Dabei drehte Senff sein Gesicht zur Jeckel und hob müde die Hand, ohne wirklich auf die Frau zu zeigen. Der Bewerber schaute sie dagegen interessiert an und hörte

ihr zu, wie sie ihm die sittenwidrigen Arbeitsbedingungen aufzählte, die dermaßen unverschämt waren, dass sich manches Institut weigerte, die Ausschreibungen dieses Herrn Dr. Senffs überhaupt auszuhängen.

Sie redete von unverschämt langen Arbeitszeiten, zu der überdies unbezahlte Überstunden unausweichlich waren, sie erzählte von einer Entlohnung, die es nicht Wert war, diese Bezeichnung überhaupt zu tragen, sie sprach von Urlaubstagen, die kaum dazu reichten, auch nur die Wohnung zu verlassen. Fries lauschte, er wollte einfach arbeiten. Er träumte sich diese weitere Durststrecke als Sprungbrett in eine bessere Zukunft zurecht. Eine Zukunft, die alles andere als rosig war, aber immerhin ein bisschen die unsinnigen Strapazen und die hohle Mühsal der vergeudeten Jahre an einer deutschen Universität ausgleichen sollte.

Senff dagegen schwelgte in anderen Träumen. Ihn erinnerte die Szene an die Seminare, die er früher als Assistent gegeben hatte.

Er sah sich selbst als beliebter Dozent, hielt er sich doch tatsächlich für freundlich und zuvorkommend. Seine Seminare waren stets voll gewesen, was aber auch kaum überraschend war. Er war nämlich als Assistent dazu verdonnert, notwendig zu besuchende Proseminare für die Erst- und Zweitsemester anzubieten. Die Studenten konnten ihm gar nicht ausweichen. Jeder, wirklich jeder, der zu dieser Unzeit an dem Institut begann, die Grundweihen der Archäologie zu empfangen, musste die Seminare von Senff ertragen. Und das hätte Senff wissen müssen, er wollte es aber nicht wahrhaben.

In Wirklichkeit waren seine Seminare berüchtigt. Er gestaltete sie gelangweilt, desinteressiert und ohne jedes Ziel. Dem Aushang am Schwarzen Brett war zu entnehmen, dass als Teilnahmevoraussetzung die Lektüre einiger weniger unerreichbarer Fachbücher gefordert wurde. Natürlich wurden diese während des Seminars überhaupt nicht angesprochen. Nach der Verteilung von Referatsthemen ließ Senff die Sitzungen von den Studenten gestalten, indem sie ein Referat nach dem anderen hielten, die er weder näher besprach noch bewertete. Das bedeutete natürlich, dass auch die

miserabelsten Referate noch unwidersprochen als Lehrveranstaltung durchgingen.

Manche Studenten bestritten ihre Referate daraus, dass sie sich auf einem Wust ungeordneter Blätter einzelne herauskopierte Absätze und Sätze aus Büchern zu dem jeweiligen Thema zusammengeklebt hatten, die sie im Seminar in zufälliger Reihenfolge herunterlasen. Andere verhedderten sich am Pult in einem Wust von ausgeklappten Falkplänen, um die Lage eines Fundplatzes zu zeigen, von dem sich nicht verstanden, warum er in der Literatur mal Grütztopf und mal Grützpott genannt wurde.

Als legendär galt im Insitut jedoch ein Vortrag, den jemand über das römische Pompeji halten sollte, und der noch viele Semester lang weitererzählt wurde. Der Referent verstand die moderne italienische Aussprache des heutigen Fundplatzes Pompei nicht und bezeichnete die Ortschaft mehrfach als [pompai]. Ungewöhnlich genug, dass Senff in diesem Falle tatsächlich einmal durchgriff und die Aussprache jedes Mal korrigierte, beharrte der Referent auch weiterhin darauf, den Stadtnamen deutsch auszusprechen. Natürlich hatte der Student ab sofort seinen Spitznamen weg und wurde von allen nur noch Pompei genannt.

Anfangs krümmte Senff sich während der Referate noch über seine Unterlagen und notierte sich den einen oder anderen Gedanken, der ihn beschäftigte. Später jedoch beherrschte er eine Technik, die es ihm ermöglichte, sich völlig aus der Veranstaltung auszuklinken. Ihm war es gelungen, einen Schlafrhythmus zu entwickeln, dessen Dauer genau die Länge eines Referates umfasste. Wenn die Referenten mit ihrem Vortrag begannen, schloss er die Augen, ließ seinen Kopf leicht nach vorne kippen und nickte ein. Etwa zu dem Zeitpunkt, wenn das Referat schließen sollte, wachte er wieder auf. Dieser kurze Moment genügte, soviel von dem Vorgetragenen mitzubekommen, dass er zuweilen eine Frage aus dem zuletzt gehörten Satz herleiten konnte, um mit dieser aufgeschnappten Information Detailwissen vorzutäuschen. Inhalt und Qualität der Referate waren dagegen unwichtig. Die Zeit musste lediglich sonor von einer Stimme ausgefüllt werden.

Wegen seiner geistigen Abwesenheit entgingen Senff natürlich nicht allein die Referate, er bemerkte auch nicht die Zerstreuungen, mit denen sich viele Studenten während des Seminars beschäftigten. Einige lasen Zeitung, andere pflügten durch die Welt der Schundliteratur, so wie Senff es als Student selbst getan hatte, und wenige nutzten die Zeit, um Referate oder Hausarbeiten für andere Veranstaltungen zu präparieren.

Zuweilen kam es natürlich vor, dass die Referate zu kurz geraten waren, und im Seminar nichts mehr zu tun war. Dann entließ Senff die Studenten gerne vorzeitig. Es sei so schönes Wetter, merkte er in solchen Momenten mit generösem Gesichtsausdruck an, da wollen Sie doch bestimmt lieber in die Caféte. Senff sagte diesen Satz bei jedem Wetter. Er fiel sogar so häufig, dass er bald ein geflügeltes Wort am Institut wurde, ohne dass der Urheber das bemerkte.

Angesichts der Gleichgültigkeit, mit der Senff den Referaten begegnete, verwundert es kaum, dass sie für die Leistungsbewertung der Seminarteilnehmer völlig unerheblich waren. Er bewertete die Seminarscheine ausschließlich nach dem Ergebnis der Klausur am Semesterende. Die war allerdings entgegen aller Erwartungen regelmäßig gepfeffert. Die Klausur bestand nämlich aus richtigen Fragen, zu Themen, die Senff im Proseminar nie behandeln ließ. Er hätte sie auch selbst kaum beantworten können, hätte er sie nicht einschließlich der korrekten Antworten von seinem Vorgänger übernommen. Natürlich gab es mehrere Versionen, aus denen er von Semester zu Semester auswählen konnte. Manche Studenten erfuhren zwar rechtzeitig von dieser Möglichkeit der Vorbereitung, viele rasselten jedoch auch beim ersten Versuch durch, weil sie den Fehler machten, von dem Seminar auf die Klausur zu schließen.

Frau Jeckel hatte ihren Vortrag inzwischen beendet und blickte wartend zu Senff, Frau Attermann räusperte sich bereits flau. Senff rüttelte sich zurück in das Konferenzzimmer.

„Gut“, sagte er, „dann haben wir nur noch eine Frage an Sie: Halten Sie Ihre Bewerbung aufrecht?“

„Unbedingt“, sagte Rüdiger Fries und wiederholte sich kopfnickend, „unbedingt!“

„Ja, dann können Sie ja jetzt gehen“, sagte Senff und stützte sich auf den Tisch, „auf Wiedersehen!“

„Ja, auf Wiedersehen“, erwiderte der über die Fragen noch immer leicht erschrockene Fries.

Frau Jeckel zuckte wortlos mit dem Mund, die anderen schauten nicht mal in die Richtung von Fries. Frau Attermann glotzte aus dem Fenster, Herr Trudolf blickte in die Richtung von Senff und Dr. Fabricius war weiter mit seinen gekritzelten Männchen beschäftigt. Ihn interessierte die gesamte Veranstaltung nicht.

Dr. Fries hatte inzwischen den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen, da sagte Senff: „Gut, damit sind wir mit den Kandidaten durch. Die Besprechung für die Stellenvergabe machen wir dann morgen Vormittag, den Termin haben sie sich hoffentlich alle vorgemerkt.“

Zu dem letzten Satz schaute er an Robert vorbei zu Trudolf, der gleich das Wort aufnahm: „Ja, Herr Direktor, ich wollte es schon angesprochen haben, das ist ja doch ungemein stressig –“

„Dann dürfen Sie sich für solche Tätigkeiten eben nicht melden!“, knurrte Senff und Trudolf schwieg.

Die Versammlung löste sich wieder auf, jeder griff sich seine Unterlagen und verdrückte sich. Nur Frau Jeckel blieb zurück und räumte die Tassen, den Kaffee und das Zubehör weg.

*

Senff stapfte zur Treppe und marschierte nach oben. Vor seinem Büro wurde er von seiner Sekretärin erwartet.

„Ach, Herr Direktor, ist das Gespräch bereits zu Ende?“

Senff nickte nur kurz.

„Der Herr Spasst war eben hier, er benötigt einen Dienstwagen, um die Funde ins Magazin zu fahren.“

„Jaja, er kann einen Quattro haben“, winkte Senff ab, „Sie können ihm die Schlüssel ruhig geben.“

Dann ging er in sein Büro, legte die Mappe ins entsprechende Fach, zog das Jackett aus und hängte es wieder in den Schrank. Er stellte sich vor eines der Fenster und stützte sich mit beiden Armen auf die Fensterbank. Mit einem leeren Blick stierte er auf den Parkplatz des Amtes, wo die drei Quattros standen.

Er mochte diese Wagen, sie waren nur auf seinen besonderen Wunsch angeschafft worden. Natürlich ist einzuräumen, dass es von Zeit zu Zeit unvermeidlich ist, Dienstwagen zu erneuern und auszutauschen. Maxim sah hierin aber die Möglichkeit, sich auf Kosten anderer einen seiner Ansicht nach angemessenen fahrbaren Untersatz zu verschaffen. Aus persönlichen Geiz heraus leistete er sich kein anderes Fahrzeug als seinen alten blauen Kleinwagen. Das Amt konnte ihn jedoch mit einem Wagen versorgen, der einem Amtsleiter gebührend war. In Senffs Augen war dies ein Audi Quattro. Selbstverständlich schaffte er für das Amt gleich mehrere an, das machte es schließlich günstiger.

Dummerweise ließ es sich jedoch nicht einrichten, dass Senff alleine über diese Wagen verfügen durfte. Sie mussten zwangsläufig auch für echte Diensttouren verwendet werden, das ließ sich nicht einmal von Senff vermeiden. Hier zeigten sich aber die Tücken der Technik, denn das Modell ist nur wenig dazu geeignet, Geräte oder Funde zu transportieren. Den Kenner überrascht es kaum, ist es für solche Zwecke schließlich nicht konstruiert. Aber solche Lappalien waren Senff egal. Er hatte nun endlich die Möglichkeit, auf anderer Leuts Kosten halbwegs angemessen auf Kongressen zu erscheinen. Ihn ärgerte es fast schon mehr, dass der ihm zur Verfügung stehende finanzielle Rahmen keinen Maybach mit Fahrer erlaubte.

Das würde sich natürlich geringfügig bessern, wenn sich seine Zukunftsplanung erfüllen sollte und er demnächst zum Kultusminister aufstiege. Dies stellte ihm jedenfalls der Politiker Gert Pinscher in Aussicht, den er ziemlich genau zu der Zeit näher kennengelernt hatte, als er für das Amt die neuen Wagen angeschafft

hatte. Deshalb verband Senff die Wagen in seiner Erinnerung auch stets mit diesem Ausnahmepolitiker.

*

Pinscher war im selben Jahr Innenminister geworden, als Senff die Amtsleitung von Stüht übernommen hatte. Zuvor hatte er eine stramme Parteikarriere gemacht, die lediglich durch ein – seiner Meinung nach nur kleines – Skandälchen überschattet war.

Mit 18 Jahren war Pinscher Mitglied bei den Jungsozialisten geworden. Auf diesem Spielplatz der großen Gedanken und kleinen Möglichkeiten erkannte er früh seine Chancen. Der übergeordnete Ortsverein war geistig ausgetrocknet und lag personell am Boden. Pinscher konnte sich dort ohne große Mühen alle Ämter angeln, die er haben wollte. Diese Ämter nutzte er als Sprungbrett für den Aufstieg vom Ortsverein und den Unterbezirk. Kaum hatte er das Geflecht der Strippen durchschaut, die sich hinter Kulissen der demokratischen Parteiarbeit befinden, da nahm er schon die ersten in die Hand, um sie zu seinen Gunsten zu ziehen.

Er begann, die schwächsten Mitglieder zu Stimmvieh zu erziehen, indem er die verrenteten GenossInnen in ihren Altersheimen und -ruhesitzen zu Kaffee und Kuchen besuchte. Das kostete ihn zwar Zeit, die er nicht seinem Physik- und Politikstudium widmen konnte, aber die Uni hatte ihn ohnehin nur soweit interessiert, um Freunde zu gewinnen, die einen Kastenwagen besaßen. Mit eben diesem Kastenwagen karrte er das „überzeugte“ Stimmvieh zu den Hauptversammlungen und erreichte bald den Vorsitz seines Ortsvereins. Es kostete Pinscher zwar viele geschüttelte Hände und geputzte Klinken, aber seine Parteikarriere war letztlich unvermeidlich und raketengleich.

Dieser Aufstieg blieb den Parteigremien nicht verborgen. Schnell sprachen sich seine vorgeblichen Talente herum, die niemand persönlich erlebt hatte, die aber jeder von irgendeiner anderen zuver-

lässigen Person erfahren hatte. Es hätte nur wenig Aufmerksamkeit bedurft, um festzustellen, dass alle diese Gerüchte allein von einem Parteimitglied ausgingen, nämlich von Pinscher selbst. Zu der Zeit war diese Tücke jedoch bereits völlig belanglos. Pinscher, der zwar kein begnadeter Demagoge war, aber doch wenigstens ein mehr als mäßig guter Redner, ackerte sich über Parteitage und Delegiertenversammlungen, um einen ersten Karrierehöhepunkt zu erreichen. Er wurde Büroleiter eines Europaabgeordneten seiner Partei. Diese Arbeit erledigte Pinscher wenigstens professionell genug, um „seinen“ Abgeordneten bei der nächsten erfolgreichen Wahl beerben zu können.

Nun begann für Pinscher ein schönes Leben. Er reiste von Parlamentssitzungen in Straßburg zurück in seine Heimatstadt zu Parteitagen und von Showveranstaltungen irgendwelcher Landesparteidelegierten hin zu den Fraktionsitzungen in Brüssel. Zeitgleich wurde er von Entscheidungsträgern innerhalb der Parteigremien in die Aufsichtsräte mehrerer börsennotierter Unternehmen geschleust. Da er ein strammer Sozialdemokrat und Gewerksschaftsmitglied war, sah er sich in den Aufsichtsräten selbstverständlich als Anwalt des kleinen Mannes – zumindest offiziell.

In Wirklichkeit hatte er sich längst an die Leute gehängt, die in der Lage waren, ihm Vergünstigungen zu gewähren. Das sorgte bei anderen natürlich für Unmut. Als er eines Tages in seiner Funktion als Gewerkschafter zu Tarifverhandlungen mit einer Limousine zum Tagungsort angereist war, wurde er sogar von einer Betriebsrätin angefahren. Sie selbst war im Trabi angereist und attackierte ihn nun: „Wenn Sie das nächste Mal mit so einem Wagen zu den Tarifverhandlungen kommen, dann können Sie sich auf die andere Seite vom Tisch setzen!“

Pinscher ließ sich jedoch nicht beirren, er folgte seinem politischen Kompass und der wies ihn zum Aufstieg. Jahr über Jahr saß er seine „Arbeit“ ab, vergaß in diesem Stress aber ganz aus Versehen, die Jahresgage für seine Aufsichtsratspöstchen dem Finanzamt mitzuteilen. Doch dummerweise bekam das nicht nur das Finanzamt eines Tages spitz, sondern zuletzt sogar die Presse, dieser

übellaunige Mob, wie Pinscher vor laufenden Kameras schimpfte. Es war nicht zu ändern, seine unschuldige Nachlässigkeit war an die Oberfläche der Öffentlichkeit gespült. Als dann auch noch bekannt wurde, dass er in großem Maßstab Reisekostenabrechnungen gefälscht hatte, ließ ihm die Partei keine andere Möglichkeit, als auf sein Mandat als Europa-Abgeordneter zu verzichten.

Pinscher fiel nach diesem Absturz sanft. Alte Parteifreunde betteten ihn auf einen geruhsamen Posten im Rat seiner Heimatstadt. So wie es sich eben in jeder Partei gehört. Der Saulus schien seine Lektion gelernt zu haben. Seine nach außen getragene Reue korrespondierte mit dem sichtbaren Fleiß, mit dem er sich langsam wieder nach oben kämpfte. Bald schon war er Fraktionsvorsitzender im Rat, wenig später Oberbürgermeister und kein Jahr darauf erfolgte der Ruf in die Landespolitik.

Das dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung stand vor der Tür und das sozialdemokratische Personal fluktuierte wie die Besucher eines Stundenhotels. Pinscher rutschte daher schnell wieder nach oben. Er gelangte auf einen Posten als Staatssekretär und übernahm nach einer kurzen Einarbeitungszeit das Amt des Europaministers. Doch bei der nächsten Landtagswahl wurden wieder Stellen frei und Pinscher wurde über die nächste Hürde auf den Weg nach oben getragen. Zumindest kann niemand behaupten, dass sich der Mann aus persönlicher Eignung heraus als Innenminister angedient hatte. Nein, die Partei benötigte jemanden zur Leitung des Innenministeriums und Pinscher war verfügbar. Das hatte zu reichen.

Zu der Zeit, als Pinscher und Senff frisch gebacken ihren Ämtern vorstanden, lernten sich die beiden auf kulturellen Stehempfängen kennen. Trotz der Senff immanenten Machtgeilheit und seinem Drang, andere zu unterdrücken, hatte er früher nie Interesse an Parteiarbeit und Politik gezeigt. Ihm erschloss sich einfach nicht der Reiz dieser Beschäftigung. Womöglich lag es aber auch daran, dass ihm von klein auf von seinem Vater vermittelt worden war, dass es seit dem Ende des Zentrums keine wählbare Partei mehr in Deutschland gab.

Ähnlich groß wie sein Streben nach Einfluss war aber die Skrupellosigkeit des Popenbengels. Wenn er erkannte, dass ihm jemand nützen würde, dann ließ er sich mit demjenigen ein.

Als er erkannte, dass er noch über die Leitung des Denkmalpflegeamtes hinaus aufzusteigen vermochte, begeisterte er sich für die Möglichkeit, in die Politik zu gehen. Pinscher bot sich schnell als Steigbügelhalter an, weil er seinerseits der Kultur gegenüber ein für seine Partei ungewöhnlich offenes Verhältnis besaß. Er besaß ein großes Interesse an den künstlerischen Äußerungen der Menschen, aber das war natürlich auch Göring zu eigen gewesen.

In dem Moment, in dem Pinscher nun zu dem Sprung ansetzte, der ihm die höchsten Weihen im Bundesland verschaffen sollte, war es daher unvermeidlich, dass sich die beiden aneinanderketteten. Erst beschnupperten sie sich auf den Empfängen, um sich einzuschätzen. Dann freundeten sie sich langsam an, und verschwanden schon bald nach musikalischen Hochgenüssen in den nächstgelegenen Ratskeller, um da herumzupoltern und bei Bier und Wein gemeinsame Pläne zur Erneuerung des Kulturwesens zu schmieden.

*

Es klopfte. Senff stand noch immer am Fenster. Er drehte den Kopf zur Tür und rief „Herein!“ Frau Scheckow öffnete die Tür nur zu einem Drittel und lehnte sich mit einem Stapel Papiere herein.

„Ich habe hier die heutigen Ausdrucke Ihrer E-Mails, Herr Direktor.“

„Ah, ja“, machte Senff und richtete seinen ganzen Körper zur Tür aus, „legen Sie sie dahin.“ Er zeigte auf den Schreibtisch und verschränkte die Arme. Erst als seine Sekretärin das Büro verlassen hatte, ging er wieder zu seinem Arbeitsplatz.

Ein erstaunlich kleiner Stapel heute, staunte er in Gedanken. Na-

türlich waren es nicht alle E-Mails, Spam und Belanglosigkeiten waren bereits von jemandem herausgefiltert.

Maxim setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und begann, die Ausdrucke zu lesen. Er genoss die Segnungen der modernen Technik. Er stand der Technik sehr aufgeschlossen gegenüber, für ihre Benutzung war er allerdings zu dämlich. Das von ihm geleitete Amt war zwar eines der ersten deutschen Denkmalpflegeämter, die mit Computern arbeiteten, darum hatte sich aber noch sein Vorgänger Dr. Stüht verdient gemacht. Senff nutzte die übernommene Technik zwar, bremste sie jedoch durch sein Unverständnis zugleich massiv aus. Erst seit einem Jahr war es den Mitarbeitern gestattet, die Rechner mit CD-ROM-Laufwerken auszurüsten. Zuvor schimpfte der geistige Ungelenk Robert gegenüber stets auf die „Firusse und Dieler, die die Computer zerstören wollen!“

Symbolhaft für diesen Unverstand war sein Umgang mit der elektronischen Post. Wie sie funktionierte, begriff er überhaupt nicht. Wollte er sie lesen, ließ er sie sich von seiner Sekretärin ausdrucken. Galt es eine Antwort zu versenden, ließ er sie von Frau Scheckow schreiben und schicken. Sein Arbeitsbeitrag bestand hauptsächlich darin, dass er die Ausdrucke eigenhändig in Aktenordner sortierte, die er im Büro verstaute.

Inzwischen las er nur noch die an ihn selbst gerichteten E-Mails. Bis vor kurzem ließ er sich dagegen auch die elektronische Korrespondenz seiner Angestellte ausdrucken. Angesichts der sonstigen Leistung, die Senff im Amt vollbrachte, hatte er schließlich genügend Zeit gehabt, sich anderen Dingen zuzuwenden. Schnell richtete sich da sein Augenmerk auf das, was seine Mitarbeiter so machten. Denn er war seiner Umwelt gegenüber in gleichem Maße misstrauisch, wie er davon überzeugt war, eine unerreichte Koryphäe zu sein.

Immerhin hatte er durch die Lektüre der Mails erstaunliche Details über das Leben und die Ansichten seiner Mitarbeiter erfahren: Personalrat Trudolf hetzte hin und wieder einzelne Mitarbeiter auf. Die Gleichstellungsbeauftragte Frau Attermann von der Kunstabteilung verschickte im Haus anzügliche Scherzmails.

Spasst versuchte wiederholt, Mitarbeiter zur Teilnahme an seinem Bibelkreis zu überzeugen – meist erfolglos, wie Senff aus den Antworten erfuhr. Dr. Fabricius gab seinen Kollegen gegenüber damit an, welche Erfolge er im Kaninchenzüchterverein errang. Die füllige Frau Schlamers empfahl jede Woche aufs Neue Diätanleitungen, die sie an verschiedene Damen im Haus versandte. Herr Keulenkotz erwies sich als großes Schandmaul, der stets den neuesten Amtstratsch verteilte, dadurch Senff aber als Quelle für Schmutz umso wichtiger erschien. Dank Keulenkotz war er zumindest stets darüber im Bilde, wer denn gerade mit wem techtelmechtelte.

Natürlich war dieses Hinterherspionieren nicht nur unschön, es war sogar verboten. Als den Angestellten vor kurzem schwante, was an der Amtspitze ablief, ließen die Aufrechten unter ihnen daher nicht viel Zeit verstreichen, bis sie entsprechende dienstrechtliche Schritte einleiteten. Da war es dann besonders dumm, dass Senff die ausgedruckten E-Mails seiner Angestellten ausgerechnet in seinem Büro hortete. Aber zu diesem Zeitpunkt konnte Senff eben bereits auf seinen Kumpel Pinscher rechnen, der als Innenminister beste Kontakte zum Justizminister hatte. Schließlich sollten bald die Landtagswahlen stattfinden, für die Pinscher als Ministerpräsidentkandidat aufgestellt war. Der Sozialdemokrat konnte also keine Skandale gebrauchen, zumal er eigene Süppchen am Kochen hatte. Er sah sich daher veranlasst, für Ordnung zu sorgen, noch bevor eine Zeitung eine „Water-Mail“-Affäre aus der Geschichte machen konnte. Senff fallen zu lassen, war zum jetzigen Zeitpunkten jedenfalls selbst für Pinscher unmöglich, das hätte dem Wahlerfolg nur geschadet. Aber die beiden waren ohnehin bereits zu eng befreundet, als dass Senff sich noch hätte Sorgen machen müssen. Es war jedoch unausweichlich, das Problem aus der Welt zu schaffen. Senff musste sein Treiben beenden und die gesammelten E-Mails herausrücken, während der mit Pinscher verbandelte Justizminister dafür sorgte, dass die Unterlagen bei der Staatsanwaltschaft unter dem Deckel gehalten wurden und belastendes Beweismaterial kurzfristig verschwand.

*

Senff hatte die meisten der an ihn gerichteten E-Mails inzwischen gelesen, da entdeckte er ein Schreiben seines Doktorvaters, in dem der ihm zu dem bevorstehenden Aufstieg Glück wünschte. Das erinnerte Maxim an etwas. Er griff zum Telefon und ließ es vor seinem Büro bei der Scheckow klingeln.

„Herr Direktor?“, monoklang es überhöht aus dem Hörer.

„Sagen Sie, bis wann war eigentlich mein Grußwort für die Einleitung zu Professor Pickenpacks fällig?“

„Ich sehe eben im Kalender nach“, beschied sie ihn, Maxim hörte das streichende Geräusch von Papier, das umgeschlagen wird.

„Wenn Sie den Termin gefunden haben, dann kommen Sie rein und sagen Sie ihn mir, ich brauche sowieso noch einen Kaffee“, sagte er leicht ungeduldig und legte auf. Er überflog noch die Zeilen der letzten E-Mail, da klopfte es zweimal und Frau Scheckow balancierte eine Tasse Kaffee in das Büro.

„Die Abgabe ist Ende des Monats, soll Herr Plankenreiter-“

„Nein, nein, das mache ich schon lieber selber“, lehnte Maxim ab. Er lehnte sich leicht zurück, ließ die Fingerspitzen beider Hände auf der Kante des Schreibtisches ruhen und sah zu, wie sie die Tasse mit einem klappernden Laut auf den Tisch stellte.

Die Sekretärin kehrte sich zur Tür und stelzte hinaus. Maxim sah ihr kurz hinterher. Als sie die Tür hinter sich zugezogen hatte, öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, kramte einen Stapel Blätter heraus und begann sich ein paar Notizen über seinen Doktorvater und Förderer zu machen.

Aus dem Kopf schrieb er im Abstand von längeren Pausen ein paar Eckdaten auf die Papiere, dann kaute er nachdenklich auf dem Bleistift herum und begann wieder zu träumen. Er überlegte sich, wie es sein würde, wenn er nicht länger Direktor dieses Amtes ist und sich nicht mehr täglich mit den Niederungen der Denk-

malpflege zu beschäftigen hatte. Er dachte an die Staatsekretäre, die ihm zuarbeiteten, er phantasierte sich große gesellschaftliche Änderungen zusammen, die schon bald von ihm durchgesetzt werden könnten. Hin und wieder fiel ihm etwas zu dem Grußwort ein, dann unterbrach er seine Gedanken, notierte ein Wort, fiel aber schnell wieder in den Zustand der Gedankenverlorenheit.

Erst spät wurde er von einem Klopfen unterbrochen, Frau Scheckow wollte sich verabschieden. Er tat so, als schriebe er an seinen Aufzeichnungen weiter. Sie blickte währenddessen auf die Tasse und sah, dass er den Kaffee noch nicht angerührt hatte. Mit leicht genervter Miene warf er ihr einen krächzenden Gruß zu, versank aber nach ihrem Verschwinden sofort wieder in seine Traumwelt.

Die nächste und letzte Störung war schließlich die Putzfrau, die zwar anklopfte, aber auch sofort mit ihrem Reinigungswagen in das Büro walzte. Sie grüßte gebrochen und störte sich nicht daran, dass Senff ein ungehaltenes Gesicht machte. Zielgerichtet marschierte sie auf den Mülleimer zu, zog die Tüte heraus, entsorgte sie in ihrem Wagen und stopfte eine neue, leere Tüte hinein. Senff beobachtete das, arbeitete nicht weiter, wollte aber seine Arbeit auch nicht abbrechen, solange sie noch im Büro war.

Erst als sie es verlassen hatte, und er vom Gang ihr Klappern und Räumen vernahm, packte er seine Unterlagen zusammen und stopfte sie in seine Aktentasche. Verwundert entdeckte er den Kaffee, den er auszutrinken vergessen hatte, und war sich einen Moment lang unsicher, was er damit tun sollte. Schließlich entschied er, dass er am folgenden Tag keine Tasse mit kaltem Kaffee in seinem Büro stehen haben wollte, deshalb brachte er die Tasse mit spitzen Fingern hinaus in das Büro seiner Sekretärin. Dort stellte er das Porzellan auf ein kleines Regal, das mit dem restlichen Zubehör zur Kaffeezubereitung geschmückt war. Er ging wieder in sein Büro, kleidete sich mit Sakko, Schal und Mantel ein und nahm seine Aktentasche. Er kam an dem Büro des Wachmanns vorbei, verabschiedete sich überraschend freundlich bei dem Mann und verließ das Amt nahezu als letzter. Knirschend

trat er zu seinem Wagen, stieg ein und fuhr nach Hause.

15

Ruhe lag über der Einfamilienhaussiedlung, als Senff mit seinem Kleinwagen vor das biedere, eigelbfarben verklinkerte Haus vorfuhr. Er ging zur Haustür, draußen niemand war zu sehen, lediglich zwei oder drei Autos von entfernten Nachbarn passierten sein Grundstück auf dem Heimweg. Mit klapperndem Schlüssel trapste Maxim zur Haustür. Kaum hatte er sie geöffnet, polterte ihm schon von oben aus dem Zimmer seines Sohnes dumpfes Klopfgedröhne mit wechselndem Lautrauschen und zurückgepfiffenen Saiten entgegen. Er empfand die Töne, die erst seit wenigen Monaten durch das Haus strömten, einfach nur als unrhythmischen Lärm. Er hatte sich ohnehin nie etwas aus Musik gemacht. Alles klang ihm gleich. Als seine Mitschüler in den Welten Pink Floyds versanken und für die Zeit nach dem Abi den Plan erdachten, mit einer Stereoanlage zum Snæfellsnessjökull zu fahren, um dort die Atom Heart Mother Suite zu hören, war Maxim längst kein Teil mehr dieser Welt. Doch er suchte sich auch keineswegs musikalischen Ausgleich in der Klassik. Nein, obwohl das Thema unausgesprochen blieb, war Musik in seinem puritanischen Elternhaus grundsätzlich verpönt. Am liebsten hätte sein gestrenger Vater noch in der Kirche auf Orgel und Gesang verzichtet.

Maxim stolperte in der Garderobe über das schwarze Barett seines Sohnes, das der neuerdings trug. Er konnte nicht nachvollziehen, was das sollte. Genauso wenig, wie sich ihm die Musik erschloss, fehlte ihm auch jegliches Verständnis dafür, in einer Popkultur zu versinken. Den Drang dazu hatte er nie verspürt.

Maxim legte Tasche, Mantel und Sakko ab, da kam ihm schon Nicole entgegen.

„Da bist du ja, Knullefutz“, begrüßte sie ihn sanft erfreut. Ohne

ihn zu sehr zu berühren schnatzte sie einmal in der Nähe seiner Wange, „das Essen ist auch gleich fertig."

Maxim machte nur ein müdes „Hm?" und zog seine Schuhe aus.

Nicole ruderte schon wieder aus dem Flur, stellte sich an die Treppe und rief gegen den bollernden Klangflickenteppich: „Ja-haques!" Von oben dröhnte nur ein erstickt gesprochener Schreigesang mit unklaren Worten zurück.

„JAQUES!", rief Nicole nun laut und als das nichts half, bellte sie „JA-KOPP!" die Stufen nach oben.

Maxim sah müde zu ihr herüber, schlüpfte in seine Pantoffeln, ging er zu ihr und lief an ihr vorbei ins Esszimmer.

„Was gibt es denn?", fragte er im Vorbeigehen.

Nicole drehte ihr Gesicht kurz zu ihm: „Ich habe Kotelett gemacht, mit Kartoffeln und Erbsen und Möhren."

Maxim nickte stumm, als er das Gericht erfuhr.

Oben öffnete sich nun eine Tür, aus dem zerberstenden Taktgeprügel wurde lautes Kreischen. Dazwischen rief jemand: „Was gibt's denn, Mama? Ich will Musik hören!"

„Das Essen ist fertig", erwiderte Nicole, „komm jetzt runter!"

„Ich habe keinen Hunger!"

„Dann kommst du und setzt dich an den Tisch!"

An der Treppe entstand eine Pause, durch die gesägte Gitarrenriffs atonal über die Tonleiter sprangen. Dann wechselte unwillkürlich das Tempo und Nicole hörte nur noch unruhiges Gemurmel. Sie sah, dass Jakob in sein Zimmer zurückging und den Lärm beendete. Nicole drehte sich zufrieden um und ging in die Küche. Von dort aus bemerkte sie, dass Maxim schon am Tisch saß, er stützte die Ellbogen auf den Tisch und hatte die Hände übereinandergefaltet.

„Ist das Essen fertig oder kann ich vorher noch Zeitung lesen?", fragte er.

„Nein, nein, das Essen ist schon fertig."

Maxim war kaum in der Lage, die Kochgerüche wahrzunehmen, geschweige denn zu identifizieren. Er fragte: „Wo hast du die Zeitung denn liegen?"

„Im Wohnzimmer, mein Mauzibubu“, rief es aus der Küche, „aber du brauchst jetzt nicht mehr damit anzufangen. Das Essen ist fertig.“

Von der Treppe waren schwere, klumpig polternde Schritte zu hören.

„Jaques!“, rief Nicole, „Du sollst im Haus keine Schuhe tragen! Du machst die ganze Treppe kaputt!“

Jakob schwieg, mit einem bestimmten Schritt ging der hagere Teenager zu seinem Platz und setzte sich hin. Maxim schaute ihn an. Sein Sohn hatte sich in den letzten Monaten verändert, er hatte das zuvor kaum wahrgenommen. Maxim wurde bewusst, dass er in Zukunft noch viel weniger mitbekommen würde, wenn er erst einmal Kultusminister wäre.

Der Tisch war bereits gedeckt, Nicole trug einen großen Teller mit mehreren Koteletts ins Wohnzimmer.

„Ich will kein Fleisch“, sagte Jakob, „ich bin jetzt Vegetarier.“

Maxim schaute eisig zu seinem Sohn, er verstand ihn nicht. Nicole federte bereits wieder in die Küche zurück, um das Gemüse zu holen.

„Was sind das eigentlich für Marotten?“, fragte Maxim. Jakob schüttelte seinen Kopf, um den Pony seiner schwarz gefärbten Haare aufzuschütteln.

Maxim erblickte die vorher kaum sichtbaren Augen seines Sohnes, die mit schwarzem Kajal umzingelt waren. Auf dem bleichen Gesicht hoben sie sich besonders kräftig ab.

„Bist du etwa geschminkt?“, fragte Maxim, aber Jakob schwieg. Er verschränkte die Arme und zog die Ärmel seines Lila-Schwarz geringelten Sweatshirts mit den Fingern weit über die Handgelenke. Nicole kam ins Esszimmer, stellte die Schüsseln mit Kartoffeln und Gemüse ab und setzte sich. Von ihrem Platz gegenüber von Maxim nahm sie dessen Teller in die Hand und füllte ihn auf.

„Dein Sohn ist geschminkt“, sagte Maxim. Nicole schaute leicht nervös, sagte aber nichts. Sie stellte den Teller vor Maxim und bat Jakob mit einer ladenden Handbewegung, ihr seinen anzureichen.

Jakob reichte ihr seinen Teller an und sagte: „Aber nur Kartof-

feln und Gemüse.“ Dabei rutschte das Sweatshirt ein wenig auf den Unterarm zurück. Oberflächliche Kratznarben stachen bei dieser hastigen Bewegung hervor, Maxim bemerkte sie nicht. Er begann damit, sein Kotelett zu zerschneiden und wollte lieber wissen: „Was ist das eigentlich für ein Lärm, den du da jetzt immer hörst?“

Jakob schwieg. Nicole stellte ihm seinen Teller hin und füllte sich selbst auf.

„Und was soll das für eine Frisur sein?“, fragte Maxim dann.

„Das trägt man jetzt so“, erklärte der Sohn.

Nicole versuchte Harmonie zu erzeugen und stand ihm endlich bei: „Es sieht zumindest gepflegt aus.“

Maxim gefiel es trotzdem nicht. Diese herausrasierten Zacken hinten und der Pony, der fast bis auf die herausstechenden Wangenknochen reichte, das gefiel ihm ganz und gar nicht. Aber Maxim wusste nicht, wie er sich dazu verhalten sollte. Er wusste nicht einmal, ob er überhaupt darauf reagieren sollte. Schließlich wäre er doch bald sowieso kaum noch zu Hause.

*

Als das Essen beendet war, ging Maxim ins Wohnzimmer, um seinen geliebten „Oderschen Hermes“ zu lesen. Er fläzte sich in einen Sessel und schlug die Zeitung vor seinem Gesicht auf, so dass er von seiner Umgebung abgeschottet war. Nicole räumte das Geschirr in die Küche, Jakob war bereits nach oben gegangen, hatte aber die eindringliche Ermahnung von Nicole erhalten, keine laute Musik mehr zu hören. Maxim blätterte sich langsam durch die Zeitung, ihm war längst bewusst geworden, dass er sich spätestens jetzt, als Kandidat für das Kultusministeramt mit den Inhalten der Tagespolitik zu beschäftigen hatte, obwohl sie ihn persönlich kaum interessierten. Nicole setzte sich auf die Couch neben seinen Sessel, da melodelte das Telefon. Senff

blieb sitzen, blickte zu Nicole, die unversehens zum Gerät schritt und den Hörer in die Hand nahm.

„Senff ? – Ja – Nein, noch nicht – Doch, ja, er ist da, ich geb ihn dir."

Sie war bleich geworden, noch bleicher, als sie es ohnehin schon war, und eierte schnellen Schrittes zu Maxim. Der legte die Zeitung zur Seite und stutzte. Mit großen Augen reichte sie ihm wortlos den Hörer und purzelte unrhythmisch über ihre eigenen Füße weiter zum Fernseher, den sie unverzüglich einschaltete. Senff beobachtete alles mit einem bösen Blick, wollte eigentlich nicht von der flüchtigen Lektüre der Zeitung abgehalten werden und erst recht nicht beim Telefonieren durch den Fernseher gestört werden – das wusste sie doch! Er stand auf, um sich vom Fernsehbild wegzudrehen.

Dass es sich um die Stimme von Pinschers persönlichen Assistenten handelte, erkannte Maxim beim ersten Wort, das er aus dem Telefon hörte, dafür hatte Möller oft genug zwischen beiden vermittelt. Als er erfuhr, was Möller ihm zu sagen hatte, wurde der Kultusminister in spe kreidebleich, noch bevor Nicole im Fernseher eine Nachrichtensendung fand. Möller hatte ihm den plötzlichen Tod des Ministerpräsidentenkandidaten mitgeteilt. Maxim schaute schnell zu den Fernsehbildern.

Scheinbare Scheuklappen schränkten Senffs Sinne schlagartig ein. Im Fernseher flackern Bildfetzen eines Halbnackten mit vollgekotztem Hemd. Maxim schien es, in einer Sackgasse mit wachsenden Wänden zu stehen. Ein gekacheltes Bad mit einem aufgedunsenen Körper am Boden in einer Lache Erbrochenem. Schnell korrigierte er sich selbst, nein, das ist keine Sackgasse mit wachsenden Wänden – es ist eher das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen. Entfernte Stichwörter und Silben schossen an seine Ohren. Von dem Wohnzimmer, in dem er sich gerade noch befunden hatte, erblickte er nur noch Schlaglichter. „Voll-trun-ken!" Maxim versank, ohne jeden brauchbaren Halt. „Fär-giff-tung!" Alles entglitt ihm in Sekundenbruchteilen. „Skann-daal!" Er rutschte und stürzte. „ÄN-DE!" Er fiel nach unten. Im Geiste griff er reflexartig um

sich, aber in der Hauptsache fiel er in einen tiefen Brunnen. Und die spärlichen eingebildeten Griffe an den Wände waren so rutschig, dass er sich nicht halten konnte. Und er wurde auch von keinem Griff gehalten. Nicht mehr. Zuletzt blieb nur er. Er und sein schwarzes Loch. Er fiel und schlug ungebremst auf den Grund auf. Hier blieb er lange sitzen.

Maxim war zurück auf seinen Sessel gefallen. Den Telefonhörer hielt er noch an sein Ohr. Nicole stand zunächst still vor dem Fernseher, hielt sich entsetzt die Hand vor den Mund. Nach dem ersten Schock drehte sie sich um und sah Maxim. Er starrte zum Fernseher.

„senff! senff! maxim!“ tönte Möller blass und dünn aus dem Hörer. Doch Maxim hörte ihn nicht, er sah durch den Fernseher hindurch.

Nicole sah einen Mann tief unten im Abgrund. In einem Abgrund, in den niemals wieder ein Sonnenstrahl hindringen würde. Sie nahm Maxim den Hörer ab, sprach kurz zu Möller und legte auf. Maxim blickte nicht nur durch den Fernseher, sondern sogar durch die Wand. Nicole ging zu ihm, stellte sich vor ihn, griff nach seinen Schultern, schüttelte ihn. Sie rief, sie schrie seinen Namen. Doch Maxim reagierte nicht. Er hatte schlagartig begriffen. Er erkannte nun, dass der Teufel seinen Schuldnern die Rechnung dann präsentiert, wenn es ihnen am wohlsten ist.

*

Pinscher hatte es weit getrieben, zu weit. Einmal mehr, aber vor allem einmal zu viel. Nach seinen früheren Verfehlungen hatte er sich eigentlich nichts mehr erlauben können. Dennoch hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, seine Wahlchancen durch kriminelle Methoden zu frisieren. Er wollte seinen politischen Gegner pünktlich zur Wahl lähmen. Dazu hatte er sich eine Kampagne ausarbeiten lassen, die kurz vor der Wahl zahlrei-

che Dreckskübel über seinen Gegner ausschütten sollte. Es war natürlich nicht einfach gewesen, an den zum allergrößten Teil erfundenen und in der Kürze der Zeit dennoch unwiderlegbaren Unrat zu gelangen. Dazu hatte Pinschers Wahlkampfteam selbst tief im Schmodder herumwaten und sich die eigenen Finger schmutzig machen müssen.

Erste Hinweise auf die Kampagne hatten die Presse erst an diesem Tage erreicht, das Kesseltreiben war entsprechend schnell abgelaufen. Wie eine Horde Wölfe hatten die Journalisten sofort Pinschers Schwäche erkannt. Noch innerhalb weniger Stunden hatten seine Mitwisser und Handlanger mehr und mehr Einzelheiten an die Oberfläche gelangen lassen.

Pinscher wusste, er konnte der Presse schon aufgrund seiner Vergangenheit nicht mehr entkommen. Außerdem hatte er ja tatsächlich versucht, was man ihm nun vorwarf. Im Gegenteil war zum Zeitpunkt seines Suizids sogar noch nicht einmal alles bekannt gewesen. Denn kaum hatte die Öffentlichkeit die wichtigsten Einzelheiten der Vorwürfe erfahren, da hatte sich der Skandalpolitiker bereits alleine in sein Ferienhaus abgesetzt. Hier konnte er auf eine umfangreiche Ansammlung deutscher Weinbrände zurückgreifen, die er Jahr um Jahr von seinen Schwiegereltern geschenkt bekommen hatte und die niemand freiwillig trank. Pinscher taugte zwar seit seiner Jugend durchaus zum Zechen, seine Alkoholaffinität hatte sich jedoch stets auf Bier und Wein beschränkt. Als er nun in kürzester Zeit mehrere Flaschen Hochprozentiges geleert hatte, tanzte er schnell mit heruntergelassenen Hosen durch das Haus. Sein Danse Macabre endete in der prasselnden Dusche. Eine Flasche hielt er noch in der Hand. Das Bewusstsein und das Gleichgewicht verließ ihn in der selben Sekunde. Wie ein schwerer abgerissener Wohnzimmervorhang plumpste er auf die Kacheln. Er übergab sich noch einmal und krepierte daran.

16

Senff hatte auf unschöne Weise erkennen müssen, dass man fragwürdigen Menschen aus dem Weg gehen sollte. Nur so lässt es sich nämlich vermeiden, von solchen Personen in unkoschere Sachen hineingezogen zu werden. Das gilt sogar dann, wenn man selbst fragwürdig ist.

Senffs Karriere war dahin. Es war ihm nun nicht allein verwehrt, Kultusminister zu werden. Er war kaltgestellt, weil nun auch die E-Mail-Affäre bekannt wurde. Niemand konnte ihn mehr decken. Er hatte praktisch schon kein Privatleben mehr gehabt, da versank er schlagartig auch beruflich in eine Bedeutungslosigkeit, die er zuvor nicht gekannt hatte.

Jetzt saß er die meiste Zeit nur noch mit einem besonders leeren Blick in seinem Büro und fühlte sich, als säße er seit Jahren, seit Jahrzehnten in einem Wüstenbrunnen. Dort, so empfand er, lebte er verdurstend weiter. Der Brunnen war so tief, dass er die Sterne sehen konnte, auch tagsüber. Daher war um ihn und über ihn eigentlich nur noch Nacht. Ab und an erschien es ihm, als beuge sich jemand über den Brunnenrand, um zu ihm hinabzublicken. Spätestens wenn demjenigen aber klar wurde, dass im Brunnen kein Wasser mehr war, verließ er ihn wieder wortlos. Und so gingen alle und verließen ihn. Nach oben klettern konnte Maxim nicht, weil die Wände glatt und ohne jeden Halt waren. Ja, es fehlte ihm der Halt, er hatte nur den schweren, treibsandigen Boden unter seinen Füßen. Und der hatte keine Balken.

*

Aufgrund seines Amtes war er natürlich längst unkündbar, aber um auf eine andere, einzelne Stelle weggelobt zu werden, fehlten ihm die Verbindungen. Seine Funktion als Direktor stagnierte. Er ließ seinen Stellvertreter Plankenreiter mehr und mehr auch die repräsentativen Arbeiten übernehmen und wurde vollends tatenlos.

Von Bekannten erfuhr ich, dass Senff selbst in seinen lichteren Momenten nur noch durchs Amt irrgeisterte. Er bastelte scheinbar an irgendwelchen Projekten herum, die er niemals beendete, tat so, als arbeite er Altgrabungen auf, deren Bearbeitung er dem Ausgräber auf dessen Sterbebett versprochen haben wollte. Dazu fegte er durch die Gänge, störte jede Sitzung und Besprechung. Entdeckte er irgendwo ein Staubkörnchen, schoss er zur Abstellkammer, die eine Zeit lang Schehlens Arbeitsraum gewesen war, um einen Staubsauger herauszuholen. Dann saugte er wild fluchend das halbe Amt von den Akten- über die Kartenschränke bis zu den Zeichentischen steril. Doch in dem Maße, wie er den Staub im Amt verringerte, schwand auch sein dortiger Einfluss. Die genervten und teilweise verängstigten Angestellten gingen ihm aus dem Weg, soweit sie es vermochten, Anfragen richteten sie nur noch an Plankenreiter. Der fügte sich in seine Rolle, eigentlich kam ihm die Konstellation sogar entgegen. Wäre Senff aufgestiegen, hätte Robert niemals eine Chance gehabt, Amtsleiter zu werden. Ein Außenstehender, mindestens ein promovierter, besser ein habilitierter, von denen es ohnehin viel zu viele gab, hätte dessen Stelle übernommen. Auf diesem Wege aber konnte Robert das Amt leiten, ohne auf dem Papier die Qualifikation mitzubringen. Dabei muss ihm zugestanden werden, dass er in dem Maße, wie er früher stinkefaul gewesen war, nun in seine Position hineinwuchs und sie halbwegs angemessen ausfüllte.

Senff legte dagegen lediglich noch Wert darauf, auf Kongressen zu erscheinen. Dazu erschien er allen wie ein Irrer, der in regelmäßigen Abständen sein brüchiges Haar kämmte, das seinen Schädel nur noch karg bedeckte. War er Zuhörer einer Präsentation, erkannte er nicht einmal mehr, wann die Bilder an der Projektionswand scharf waren. Er hob dann immer einen Arm, formte mit der Hand ein C und versuchte durch drehende Bewegungen zu vermitteln, dass der Diaprojektor scharf zu stellen sei. Niemand reagierte jemals darauf.

Ich begegnete ihm zum letzten Mal eines Abends vor einem Vortrag in unserem alten Institut, da lief ich gerade an der Toilette vorbei. Er stand in der geöffneten Tür mit seinem roten Schal, mit dem er sich noch immer schmückte, und suchte gehetzt den Lichtschalter. Er fand ihn einfach nicht. Ich grüßte kurz, schaltete ihm das Licht ein, aber er erkannte mich nicht einmal mehr. Als er später nach mir zum Vortrag erschien, bedankte er sich bei mir vor dem Plenum lautstark dafür, dass ich ihm auf der Toilette geholfen hatte.

Ich setzte mich ins Plenum und dachte darüber nach, dass man keinen Moment darüber verlieren sollte, sich über ihn oder die heutige Zeit überhaupt zu wundern. Beides ist viel zu exzentrisch.